



# MASTERARBEIT | MASTER'S THESIS

Titel | Title

Konturen eines erweiterten Verständnisses von Exklusion  
Eine prozesssoziologische Ergänzung

verfasst von | submitted by  
Amin Omar BA BA

angestrebter akademischer Grad | in partial fulfilment of the requirements for the degree of  
Master of Arts (MA)

Wien | Vienna, 2024

Studienkennzahl lt. Studienblatt | Degree  
programme code as it appears on the  
student record sheet:

UA 066 905

Studienrichtung lt. Studienblatt | Degree  
programme as it appears on the student  
record sheet:

Masterstudium Soziologie

Betreut von | Supervisor:

Assoz. Prof. Mag. Dr. Michael Parzer



## **Abstract**

Anknüpfend an die deutschsprachige Debatte um Exklusion soll deren Verständnis durch eine prozesssoziologische Ergänzung erweitert werden. Zunächst wird den Mängeln der Debatte über die Erschließung der system- und ungleichheitstheoretischen Positionen und einer Beschäftigung mit ihren theoretischen Ausgangspunkten nachgegangen. Noch unerschlossen in der Reflexion rezenter Entwicklungen wird in dieser Arbeit dafür plädiert, einen Einstieg über die Prozesssoziologie zu wählen, die durch ihre sozialtheoretischen Grundlagen und ihre Theoriearchitektur das Phänomen adäquat in den Blick bekommt. Dadurch gelingt es, was als Zielsetzung fungiert und in seinen Umrissen stattfindet, ein autonomes Verständnis von Exklusion zu erarbeiten, das sich erst aus einer relationalen Sicht auf das Soziale ergibt. Exklusion als eine neue Form der Marginalisierung muss begriffen werden als Agglomerierungsprozess offener Valenzen, dem Ausbleiben elementarer Anerkennungserfahrungen, der Lockerung des sozialen Gefüges und steigender Distanzen in einer durch Individualisierung sowie weitere relevante Prozesse bestimmten Figuration, deren hinlängliche Reflexion bisher ausgeblieben ist.

In continuation of the German-language debate on exclusion, its understanding is to be expanded through a process-sociological supplement. Initially, the shortcomings of the debate on the development of system and inequality theoretical positions and an engagement with their theoretical starting points are examined. Still unexplored in reflecting recent developments, this work advocates for an entry point through process sociology, which, through its social theoretical foundations and its theory architecture, adequately captures the phenomenon. This enables the development of an autonomous understanding of exclusion, which functions as an objective and takes place in its outlines, emerging only from a relational view of the social. Exclusion, as a new form of marginalization, must be understood as an agglomeration process of open valences, the absence of elementary experiences of recognition, the loosening of the social fabric, and increasing distances in a configuration determined by individualization and other relevant processes, the sufficient reflection of which has been lacking so far.

## **Inhaltsverzeichnis**

I. Einleitung .....	1
II. Exklusion im Kontext der Differenzierungs- bzw. Systemtheorie.....	6
2.1 »Exklusion« ein Schlüsselbegriff im Spätwerk Niklas Luhmanns .....	6
2.1.2 Psychische Systeme, soziale Systeme und Exklusion.....	14
2.1.3 Fortführungen eines differenzierungstheoretischen Verständnisses von Exklusion.....	27
2.2 Die Entdeckung des Menschen?.....	44
2.3 Resümee zum differenzierungstheoretischen Exklusionsverständnis.....	51
III. Exklusion im Feld der Ungleichheitstheorien .....	55
3.1 Zur Behauptung des eigenen Forschungsgegenstandes .....	55
3.2 Das Ringen mit jenen neuen Formen des sozialen Ausschlusses, der Exklusion .....	63
3.3 Entwicklungen zwischen Kritik und essenzieller Ergänzung .....	83
3.4 Resümee eines ungleichheitstheoretischen Verständnisses von Exklusion .....	98
IV. Synthese und Einbettung.....	99
4.1 Versuche der Verbindung von Differenzierungstheorie und Ungleichheitstheorien .....	99
4.2 Zum Stellenwert der Debatte der Exklusion im Feld der Soziologie.....	110
V. Exklusion aus einer prozesssoziologischen Sicht .....	120
5.1 Eine problematische Rezeption .....	120
5.2 Ein theoretischer Abriss der Prozesssoziologie .....	144
5.3 Ein erweitertes Verständnis von Exklusion .....	162
5.4 Resümee bezüglich einer prozesssoziologischen Betrachtung .....	186
VI. Conclusio .....	189
Bibliographie.....	197
Internetquelle.....	211

## **I. Einleitung**

Die Rede von Exklusion verbleibt seit geraumer Zeit schemenhaft. Bisweilen wird gar angezweifelt, ob das Phänomen als solches besteht oder ob es sich faktisch um einen autonomen Sachverhalt und nicht nur eine Neuauflage des bekannten ungleichheitstheoretischen Narrativs handeln würde. Derlei Einwände erwachsen aus der in ihr anzutreffenden analytischen Unschärfe, an die sich eine legitime Kritik knüpft, der in dieser Arbeit, obwohl das Bestehen von Exklusionslagen nicht angezweifelt wird, einiges abzugewinnen ist. Der deutschsprachigen Debatte um Exklusion folgend, ohne relevante Gewährsleute außerhalb zu übergehen, wollen wir den jeweiligen Auffassungen von Exklusion nachspüren. Daran knüpft sich eine Reihe an Fragen an. Etwa, welche Aspekte des Sozialen werden mit den jeweiligen Entwürfen der analytischen Konzeptionen von Exklusion thematisiert? Worin unterscheiden sich die Auffassungen? Welche Defizite und Limitationen ergeben sich durch ihre theoretische Rahmung? Lassen sich blinde Flecken in der Debatte ausmachen? Inwiefern lassen sich diese auf ihre sozialtheoretische Basis sowie Entscheidungen in der Theoriebildung zurückführen? Stellt das Exklusionskonzept ein nützliches Instrument soziologischer Analyse dar? Wenn nicht, wie kann es zu einem solchen modelliert werden? Begrenzt wird dieses Forschungsvorhaben auf die facettenreicher ausfallende deutschsprachige Kontroverse. Sie zeichnet sich darin aus, dass sie, anders als dies in Frankreich der Fall ist, nicht nur durch eine ungleichheitstheoretische Perspektive geprägt ist, sondern zu dieser gesellt sich jene der Systemtheorie hinzu. Für das regionale Aufgreifen der Kontroverse war die scheinbare Entdeckung dieser neuartigen Marginalisierungsform durch Luhmann sowie ihrer zumindest eingeschränkten Anerkennung als gesellschaftlich relevantes Thema initiierend. Durch die Beschäftigung mit Exklusion und der Bedrohung, welche sich aus ihr ergibt, betrat Luhmann das angestammte Territorium des ungleichheitstheoretischen Lagers und machte ihnen dieses streitig. Verbunden mit dem Festhalten an der Primatthese funktionaler Differenzierung fiel die Erwiderung ausgesprochen scharf aus, deren Brennpunkt in der systemtheoretischen Unzulänglichkeit lag. Neben der Reflexion dieser beiden Debattenstränge ist es Ziel, in dieser Arbeit eine weitere Position neben jener von System- und Ungleichheitstheorie ins Spiel zu bringen, die bisher noch nicht in Betracht gezogen wurde. Dabei handelt es sich um einen prozesssoziologischen Zugang zu den rezenten Entwicklungen, womit theoretisches Neuland betreten wird. Vorab muss bereits festgehalten werden, dass das Ausmaß der Verwerfungen nicht hinreichend gesehen wurde, was aus einer theoretischen Inflexibilität herrührt. Verbunden damit ist eine Krise der

Soziologie, die nicht in der Lage dazu scheint, in ihrer Theoriebildung mit den jüngsten Ereignissen Schritt zu halten. Ihrer ursprünglich intendierten Aufgabe als Orientierungshilfe nur mehr spärlich nachkommend, hat sie Unmengen an gewiss bedeutsamen Wissen angesammelt, sich jedoch größtenteils verabschiedet von übergeordneten wie verbindenden Reflexionen, die nicht ausgetreten Pfaden folgen. So gesehen liegt hier auch ein soziologiegeschichtlicher Beweggrund vor, den Themenkomplex in einer vertiefenden Beschäftigung zu prüfen. Der attestierten Diagnose der Theoriekrise und dem defizitären Umgang mit dem Kanon, wie es gleichfalls von Luhmann vorgebracht wurde, kann trotz nur spärlicher Meinungskongruenzen in anderen Belangen beige pflichtet werden.

»Vorherrschend kehren diejenigen, die sich für allgemeine Theorie interessieren, zu den Klassikern zurück. Die Einschränkung, durch die man sich das Recht verdient, den Titel Theorie zu führen, wird durch Rückgriff auf Texte legitimiert, die diesen Titel schon führen oder unter ihm gehandelt werden. Die Aufgabe ist dann, schon vorhandene Texte zu sezieren, zu exerzieren, zu rekombinieren. Was man sich selbst zu schaffen nicht zutraut, wird als schon vorhanden vorausgesetzt. Die Klassiker sind Klassiker, weil sie Klassiker sind; sie weisen sich im heutigen Gebrauch durch Selbstreferenz aus. Die Orientierung an großen Namen und die Spezialisierung auf solche Namen kann sich dann als theoretische Forschung ausgeben.« (Luhmann 2015: 7)

Theoriearbeit käme ohne einer Referenzierung des Vorangegangenen niemals aus sowie unser Wissenszuwachs Gesetzmäßigkeiten unterliegt, was zu den prinzipiellen Erkenntnissen der Wissenssoziologie zählt, wohingegen sie in erstarrter Form, worauf Luhmann in seiner Beschreibung abzielt, entkoppelt von dem wesenhaften Metier der Soziologie zu sehen ist. Es bedarf einer kritischen Prüfung der analytischen Mittel sowie eine verstärkte Orientierung am Gegenstand, wenn die Soziologie nicht weiterhin in Stagnation verharren will. Uns soll demgemäß eine Anmerkung von Dayé und Moebius aus dem Sammelband »Soziologiegeschichte«, für den sie ebenso die Herausgeber sind, als Devise dienen: »Jede Generation müsse erneut prüfen, welche Werke vergangener Autorinnen und Autoren sie zu ihren Klassikern kürt« (Dayé & Moebius 2015: 16). Dafür essenziell ist eine kritische Selbstreflexion, um zu vermeiden, dass die Lektüre eine interpretative Verzerrung beinhaltet, worauf Lothar Peter aufmerksam zu machen versucht (Peter 2015: 126). Es kommt jedoch gleichermaßen darauf an, wie daran anschließend mit der Ausstattung aus diesem Prüfverfahren operiert wird. Erst einmal auserkoren, muss mit Vorsicht vorgegangen werden und es kann nicht für jede Problemlage auf dasselbe Rüstzeug zurückgegriffen werden. Konfrontiert mit Problemstellungen, für jene die Instrumente nicht konzipiert wurden, müsste dies, zumal sie wiederholt an ihre Grenzen stoßen, eingesehen werden. Wonach es verlangt,

ist der Mut zu einem flexiblen, pragmatischen Umgang. Eine solche von Offenheit bestimmte Theoriearbeit hebt sich von der mannigfach zu beobachtenden Praxis ab, die einer eingehenden Reflexion ihrer Grundlagen und der notwendigen Distanz zum eingeübten Repertoire entbehrt. Mit system- und ungleichheitstheoretischer Position befinden sich die beiden dominierenden theoretischen Traditionen des deutschsprachigen Zweigs des Fachs beim Thema der Exklusion auf dem Prüfstand. Gelesen werden kann diese Arbeit als Plädoyer für die Unverzichtbarkeit einer wiedererstarkenden Theoriearbeit sowie der dezidierten Beschäftigung mit allen Ebenen der Theorie – entgegen ihrer Zersplitterung – durch Soziologinnen und Soziologen. Außerordentlich gut eignet sich die Thematik, um auf schwerwiegende Schief lagen in der Soziologie hinzuweisen, die sich überall dort offenbaren, wo man sich denn nur tiefergehend mit Theorie befasst, doch selten in solch einer derart offensichtlichen Form und niemals so geballt. Erklären lässt sich dies dadurch, dass sich das Phänomen der Exklusion als exzeptionelles Prüfmaß erweist, denn mit ihm wird die gesamte Theoriearchitektur auf die Probe gestellt. Wie sich noch zeigen wird, unterscheidet es sich fundamental von anderen Phänomenen, welche als Objekt soziologischen Interesses dienen, in deren Richtung Theoriebildung stattgefunden hat. Ohne zu weit in Details vorzudringen, erfassen beide Positionen über Struktur und Handlung, an die Verwerfungen herantretend, nicht die relevante Dimension. Unverkennbar verlangt es nach einer Ergänzung, die bestimmte Kriterien zu erfüllen hat. Ein relationales Verständnis kann diesbezüglich behilflich sein, doch das Angebot einer prozesssoziologischen Ergänzung wird nicht nur in den Raum gestellt, sondern durch ihre theoriebautechnische Ausgestaltung erweist sie sich als besonders fruchtbar. Ihr Potenzial erwächst Elias Bemühungen, eine soziologische Großtheorie vorzulegen, welche Psycho- und Soziogenese verbunden einer Analyse zuführt sowie in größeren historischen Bögen nach Prozessen – den Dynamiken – Ausschau zu halten. Aus der prozesssoziologischen Warte wird ersichtlich, dass das Phänomen der Exklusion sich zurückführen lässt auf einen Wandel der elementaren Beziehungsstrukturen, wofür in dieser Arbeit der Begriff der Basalstruktur offeriert wird. Voriges bewusst gehalten, besteht das verfolgte Erkenntnisinteresse in dieser Arbeit auf einer gesellschaftstheoretischen sowie einer zeitdiagnostischen Klärung der Exklusionsthematik, während jenes politisch-rechtliche Erkenntnisinteresse, das die Debatte auch außerhalb der Soziologie dominiert, zwar stets mitgedacht werden kann, allerdings eine untergeordnete Rolle spielt. Fraglos lassen sich diese nicht gänzlich voneinander separieren. Angesprochen wird diese komplementäre Dreiteilung der Erkenntnisinteressen oder Motive gleichfalls durch Hauke Behrendt (Behrendt 2019: 465-466). Sie soll uns jedoch dazu dienen, auf die Debatte gerichtet festzuhalten, dass

es dringend einer gesellschaftstheoretischen Fundierung und einer adäquaten zeitdiagnostischen Einschätzung der Lage benötigt, bar dieser läuft das politisch-rechtliche Streben in einem nicht zu vernachlässigenden Ausmaß ins Leere. Aus einem wirklichkeitsgetreuen Lagebericht und dem Bewusstsein darüber, was sich für eine Dynamik vor uns entfaltet, kann sich erst ein hinreichendes Momentum herausbilden, um dieser entgegenzuwirken. Deshalb besteht eine weitere Zielsetzung darin, den beiden genannten Erkenntnisinteressen nachzukommen, um ein autonomes, analytisch taugliches Exklusionsverständnis unterbreiten zu können. Gelingen kann dies nur durch eine Reflexion des Gegenstandsbereichs, daher der Grenzen des Sozialen sowie daraus resultierend der Grenzen der Soziologie. Farzin bezeichnet dies zutreffend als »[...] Spannungsfeld zwischen Sozialtheorie und Exklusionsthematik [...]« (Farzin 2011: 8) und nur durch dessen Abbau kann eine annehmbare Lösung erreicht werden. Seltenst in Reflexionen berücksichtigt, darf nicht übersehen werden, dass sich in »Sozialtheorien [...] die grundlegenden Vorstellungen über das Soziale an sich [entfalten], also die basale Einheit der soziologischen Analyse« (ebd.: 21). Zum besseren Verständnis ein Auszug von Lindemann.

»Sozialtheorien enthalten Annahmen über die Beschaffenheit des Gegenstandes sowie methodologische Konzepte, also Annahmen darüber, wie der Gegenstand zu beobachten ist und wie empirische Daten zu interpretieren sind. Durch solche Theorien wird konstitutiv festgelegt, was und wie etwas überhaupt als soziologisches empirisches Datum erscheinen kann. Anders gesagt, eine Sozialtheorie dient dem Zweck, in einem allgemeinen Sinn zu definieren, was als ein soziales Phänomen zu verstehen ist und folglich als ein empirisches Datum für soziologische Forschung in Frage kommt.« (Lindemann 2016: 21)

Die Exklusionsthematik stellt hier eine theoretische Herausforderung dar, wie noch zu zeigen sein wird, denn sie widersetzt sich den sozialtheoretischen Axiomen der beiden Theorietraditionen. Für Interessierte solcher Problemstellungen liegt mit ihr ein vielverheißendes Betätigungsfeld vor. Was in der Alltagssprache akzeptabel sein mag, spricht die Unschärfe unserer sprachlichen Mittel, kann keineswegs als Maßstab der Soziologie dienen, darüber hinwegzusehen hat sich jedoch eingebürgert. Aufgabe wird es sein, diese analytische Unschärfe abzubauen, indem die Diskrepanz der gewählten theoretischen Mittel zum Untersuchungsgegenstand verringert wird.

Der Aufbau dieser Arbeit orientiert sich am Verlauf der deutschsprachigen Debatte um Exklusion. Demnach setzen wir mit der anstoßgebenden Beschäftigung der Systemtheorie ein, gefolgt von der ungleichheitstheoretischen Debatte und ihrer Erwiderung. Anschließend findet sich ein Einschub, der sich mit Überlegungen zu einer Synthese der beiden Positionen



befasst sowie einer Einbettung des Themas im Fach, wo bündig erläutert wird, wie Exklusion ein Leitmotiv aktueller zeit- wie gesellschaftsdiagnostischer Besprechungen darstellt, sogar dort, wo es nicht explizit gemacht wird, weswegen wir es auch als latent beschreiben können. Im letzten thematischen Abschnitt wird an die prozessoziologische Position herangeführt sowie ein Angebot eines darauf basierenden Exklusionsverständnisses unterbreitet. Bei diesem groben Umriss wollen wir es auf Grund der etlichen dicht gedrängten Inhalte in den Kapiteln an dieser Stelle belassen. Begleiterscheinung dieser Strukturierung, die naheliegend ausfällt, ist jene Kurve zunehmender theoretischer Berücksichtigung der Komplexität des Sozialen und des Menschen; mit dem theoriebautechnisch engsten Verständnis der Systemtheorie beginnend über ein geweitetes aufseiten der Ungleichheitstheorien hin zum prozessoziologischen Verständnis, das danach trachtet, dem Sozialen vollumfänglich gerecht zu werden.

An diesem Punkt will ich noch einige Worte zum Entstehungsprozess dieser Arbeit verlieren. Ungeachtet der diversen persönlichen, gesellschaftlichen wie weltgeschichtlichen Ereignisse, die wiederholt Unterbrechungen mit sich brachten, in dem sie kräftezehrend wirkten oder Aufmerksamkeit bündelten, hat sich die Fertigstellung dieser Arbeit auch durch aufkommende Zweifel verzögert. Nach einer ausufernden Recherche bestimmt von dem Eindruck, nicht genügend Material bearbeitet zu haben, obzwar sich Notizen, Exzerpte, Textfragmente und dergleichen anhäufte, rückte die Frage näher, wie sich ein möglichst umfänglicher Überblick über die Kontroverse in den engen Rahmen einbetten ließe. Fortgedauert hat diese ausufernde Recherche, die in unerwartete Winkel der Soziologie geführt hat, wo sich viel Bedeutsames aufgetan hat, bis externe Gründe den Startschuss für den Schreibprozess gesetzt haben. Erstreckt hat sich dieser über einen Zeitraum von etwas mehr als einem Jahr, immer begleitet von den Sorgen – und all ihren Manifestationen – der Thematik und den eigenen Ansprüchen nicht gerecht zu werden. Das fertige Produkt stellt nun eine rigorose inhaltlich wie umfangsmäßige Kürzung dar, um den gesetzten Rahmen trotz seiner Überlänge nicht noch um ein Vielfaches zu sprengen. Zwiespältig fällt das Gefühlsleben demnach aus, weil schon so viel Arbeit investiert wurde und sich dennoch nicht der Eindruck einstellte, als wäre alles hinlänglich erwähnt. Als Konsequenz hatte dies ein wohl übersteigertes Feilen am Text, ob ihm dies gutgetan hat, bleibt der Leserin, dem Leser überlassen. Auf das Geschehen unserer Zeit blickend, in der Exklusion nur eines unter so vielen Problemen ist, wiewohl es in seinen Ausmaßen ausgesprochen bedrohlich ausfällt und in einem noch umfänglicheren Zersetzungsprozess zu sehen ist, stellt sich eine Ernüchterung

darüber ein, wenn man feststellen muss, dass kein Krisenmoment ausreicht, um einen realen Willen zum Wandel anzustoßen und über Lippenbekenntnisse, die bestenfalls geäußert werden, hinauszugehen. Für jene, die einer Affinität folgen und aus ihr heraus eine kritische-reflexive Haltung gegenüber all dem einnehmen oder sich vielmehr stetig darin wiederfinden, eröffnet sich die Frage, inwiefern diese zuträglich ausfällt; wir sind nicht die Ersten, ebenso wenig werden wir wohl die Letzten sein, die durch Besorgnis begleitet werden, doch stehen wir so dicht an den Kanten der zivilisatorischen Abgründe wie noch zu keinem Zeitpunkt, wodurch sich die Illusionen verabschieden. Wie lange wir noch an diesen stehen werden, erweist sich als Schlüsselfrage, für die wir keine Antwort haben. Was wir hingegen sehen, ist die Intensivierungen aller Krisenmomente, als würden wir sie zuwider aller mahnenden Stimmen in all ihrer dystopischen Pracht, der Ekstase des Moments akkumulieren wollen. Schwarzmalerei soll uns fremd sein, fraglos spielen wir jedoch mit einer noch nicht da gewesenen existenziellen Bedrohung. Bei aller Dürsterkeit noch ein wenig Licht. Ohne allen mir Vertrauen und Nahestehenden, so eng der Kreis auch ist, hätte ich diese Arbeit aus allen nur erdenklichen Gründen nicht fertiggestellt, demgemäß wende ich mich in Dankbarkeit an sie. Sie gaben mir jeden nur vorstellbaren Rückhalt. Weiters möchte ich Prof. Parzer dafür danken, dass er mein Masterarbeitsthema genehmigt hat und mir die benötigte Zeit gelassen hat.

## **II. Exklusion im Kontext der Differenzierungs- bzw. Systemtheorie**

### **2.1 »Exklusion« ein Schlüsselbegriff im Spätwerk Niklas Luhmanns**

Die Anfänge der Debatte um die Thematik der Exklusion sollen hier auf Grundlage ihrer geringen Bedeutung für die theoretische Kontroverse als solcher nicht näher beleuchtet werden, es reicht aus, darauf hinzuweisen, dass der Begriff der Exklusion in Frankreich in den 1970er-Jahren seine heute noch gängige Prägung erhielt. Zu erwähnen ist dessen Konnotation, worauf auch Stichweh hinweist, denn der Begriff der Exklusion schließt jene theoretische Lücke, welche sich in Frankreich durch das Fehlen eines politischen, theoretischen Konzepts von Sozialpolitik ergibt, und dessen Bedeutungsgewinn verweist auf ein mit Besorgnis beobachtetes Auseinanderdriften innerhalb der Gesellschaft, dem Nachlassen des sozialen Zusammenhalts, der Verminderung der Solidarität (Stichweh 2016c: 48-50). Ausgangspunkt für die hier stattfindenden Auseinandersetzungen stellen die Publikationen Niklas Luhmanns zur Thematik der Exklusion dar, welche Mitte der 1990er-Jahre innerhalb der

deutschsprachigen Soziologie eine entsprechende Kontroverse zwischen Differenzierungstheorie und Theorien der sozialen Ungleichheit ausgelöst haben. Als Auftakt kann eine Konferenz der Sektion *Soziologische Theorie* der Deutschen Gesellschaft für Soziologie gesehen werden, die zwischen 5. und 7. Mai 1994 am Hamburger Institut für Sozialforschung abgehalten wurde, in der Luhmann einen Vortrag mit dem Titel »Jenseits von Barbarei« hielt (Miller und Soeffner 1996: 9-11). In diesem Beitrag verarbeitet Luhmann seine Erfahrungen, welche er während seiner Aufenthalte in Brasilien und Indien – durch die Eindrücke der Favelas und des indischen Kastensystems – sammelte und die ihn an der allgemeinen Gültigkeit der von ihm etablierten sowie propagierten Differenzierungs- bzw. Systemtheorie zweifeln ließen. Dieser Beitrag zeichnet sich vor allem durch seinen ambivalenten Gehalt aus, der sich durch die Problematik ergibt, dass Luhmann hier mit seiner bisherigen theoretischen Position bricht und zugleich den Versuch unternimmt, den Sachverhalt der Marginalisierung für diese, unter der Voraussetzung des weitestgehenden Erhalts der Theorie, zu erschließen. Nach einleitenden Worten, die den Versuch einer historischen Reflexion darstellen, deren Inhalt die hierarchische Opposition zwischen Hellenen und Barbaren bildet, die für das griechische Altertum prägend gewesen sein soll, findet sich mit Verweis auf die strukturell differenzierte Beschaffenheit moderner Gesellschaften die These, dass in diesen die soziale Schichtung ein Nebenprodukt der Funktionssysteme darstellt und Identitätsklassifikationen nach dem Muster »wir und alle anderen« ihre Bedeutung verloren hätten (Luhmann 1996: 222). Eine Behauptung, die einer Prüfung keinesfalls standhält, doch für die Argumentation innerhalb des Textes von immensem Nutzen ist, denn erst hierdurch kann die historische Konsequenz gezogen werden, dass »[d]amit [...] die Barbarei verschwunden [...]« sei (ebd.: 223). Trotz des vermeintlichen Verschwindens der Barbarei lassen sich dennoch spezifische Formen des sozialen Ausschlusses beobachten, die Zweifel bezüglich systemtheoretischer Axiome, insbesondere der Vollinklusion aufkommen lassen (ebd.: 228), wie folgendes Zitat deutlich zeigt.

»Die Logik der funktionalen Differenzierung schließt gesellschaftliche Exklusion aus, muß es dann aber erlauben, innerhalb der Funktionssysteme nach systemeigenen Kriterien zu differenzieren. Aber ist diese Logik haltbar? Wie kann es Inklusion geben, wenn es keine Exklusion gibt?« (ebd.: 227)

Es löst sich der Knoten, denn durch die Distanzierung vom Axiom der Vollinklusion erschließt sich für die Differenzierungs- bzw. Systemtheorie erst jenes Phänomen des Ausschlusses, welches zuvor schlicht ausgeblendet wurde, was sich auch am Beginn des fünften Abschnitts verdeutlicht. Als Ausdruck dieses Sinneswandels kann das Begriffspaar

der Inklusion und Exklusion verstanden werden, welches nach Luhmann als neues Leitprinzip angesehen werden muss und das Prinzip struktureller Differenzierung, welches vorhergehenden Annahmen entsprechend vermeintlich die Moderne bestimmen würde, immer mehr überlagert, dessen Geltung relativiert.

»Zur Überraschung aller Wohlgesinnten muß man feststellen, daß es doch Exklusion gibt, und zwar massenhaft und in einer Art von Elend, die sich der Beschreibung entzieht. Jeder, der einen Besuch in den Favelas südamerikanischer Großstädte wagt und lebend wieder herauskommt, kann davon berichten. Aber schon ein Besuch in den Siedlungen, die die Stilllegung des Kohlebergbaus in Wales hinterlassen hat, kann davon überzeugen. Es bedarf dazu keiner empirischen Untersuchungen. Wer seinen Augen traut, kann es sehen, und zwar in einer Eindrücklichkeit, an der die verfügbaren Erklärungen scheitern. [...] Und wenn man das, was man so sieht, hochrechnet, könnte man auf die Idee kommen, daß dies die Leitdifferenz des nächsten Jahrhunderts sein könnte: Inklusion und Exklusion.« (ebd.: 227-228)

In dieser unscheinbaren Neubestimmung einer Leitdifferenz verbirgt sich jedoch eine Neuausrichtung der Systemtheorie, die sich dadurch nicht nur die Thematik der Exklusion erschließt, sondern durch ihre Adaption richtet sie sich gegen die Ungleichheitstheorien, welche nach Luhmann nicht in der Lage dazu seien, die kennzeichnenden Formen der Exklusion in strukturell differenzierten Gesellschaften zu beschreiben (ebd.: 228; Schroer 2010: 299-300; Imbusch 2017: 196-197).

»Behauptet wird nichts weniger als der Ausschluss eines nicht mehr länger zu ignorierenden Bevölkerungsanteils, vor dem die klassischen Instrumente der Erforschung sozialer Ungleichheit versagen. [...] Gerade aufgrund ihrer Konzentration auf die Frage nach Graden von Benachteiligung entgehe ihr nämlich das Wesentliche: Der massive Ausschluss ganzer Bevölkerungsgruppen. An die Stelle des bewährten Oben/unten-Schemas der klassischen Sozialstrukturanalyse tritt die Differenz zwischen denjenigen, die ›drinnen‹ sind und dazugehören, und denjenigen, die ›draußen‹ sind und nicht dazugehören. Nicht mehr länger um Benachteiligung und Marginalisierung geht es, sondern um eine Klientel, das aus allen sozialen Bezügen herausfällt.« (Schroer 2010: 301)

Die klassische Trennung zwischen einer rein beschreibenden Soziologie hin zu einer auch kritischen Soziologie vollzieht Luhmann mit dieser Neuausrichtung, um schlussendlich der Ungleichheitstheorie den Gegenstand ihrer Untersuchungen streitig zu machen. Ambivalent erscheint dieser unkoordinierte Vorstoß dadurch, dass soziale Ausschlüsse gesehen werden, doch die operativen Prozesse in den gesellschaftlichen Teilsystemen entziehen sich dem Einfluss, wodurch Exklusion zu einer unabänderlichen Tatsache wird und »[...] Proteste [...] nichts ändern« (Luhmann 1996: 229). Mit diesem Tenor beendet Luhmann auch seinen Beitrag, indem er sich gegen humanistische Positionen stellt. Seine abschließenden Worte

richten sich an die Soziologie, die sich von den Ungleichheitstheorien abwenden soll und sich der Beschreibung von Exklusionsbedingungen aus Sicht der Differenzierungstheorie widmen sollte, auch wenn dadurch kein Wandel erreicht werden kann.

»Das alles wird der Situation, in der die moderne Gesellschaft sich heute findet, nicht mehr gerecht – ganz zu schweigen von Begriffen wie *societas civilis* oder *communitas*, die wir wie Sauerkraut aus unseren Kellern holen, um es aufgewärmt zu genießen. Wenn diese Diagnose auch nur ungefähr zutrifft, wird die Gesellschaft von der Soziologie weder Rat noch Hilfe erwarten können. Aber es könnte ein Sinn darin liegen, Theorien zu suchen, die den Fakten besser gerecht werden als das optimistisch-kritische Traditionsgut unserer eigenen Disziplin – und zwar den Fakten, die die Gesellschaft selbst konstruiert.« (ebd.: 230)

In diesem Vortrag geht Luhmann jedoch nicht auf ein näheres Verständnis von Exklusion aus Sicht der Differenzierungstheorie ein, dies ändert sich mit dem Aufsatz »Inklusion und Exklusion«, in dem, ausgehend vom Begriff der Inklusion und der Tatsache, dass ein Begriff bereits einen Ausschluss darstellt, daher einen Gegenbegriff, einen »Schattenbegriff« logisch notwendig macht, auf Exklusion verwiesen wird. Inklusion bildet daher die Innenseite, wohingegen Exklusion die äußere Seite darstellt. Beide Begriffe können sich nur darauf beziehen, in welcher Form der Mensch in den Kommunikationszusammenhang der Systeme einbezogen wird, ob dieser indessen als relevant erachtet wird, daher in die kommunikativen Prozesse aufgenommen wird. Dabei zeichnet der Inklusionsbereich sich durch eine Lockerung der Integration aus, da Integration immer nur in die einzelnen Teilsysteme stattfinden kann; während der Exklusionsbereich hochintegriert ist, was zur Folge hat, dass der Ausschluss aus einem der Teilsysteme weitere Ausschlüsse zur Folge hat (Luhmann 2018k: 240-242, 256). Ohne hier ausführlicher darauf einzugehen, da dies zu einem späteren Zeitpunkt geschehen soll – genauer in Unterpunkt 2.2 –, sieht Luhmann im Menschen ein notwendiges Medium in der Kommunikation, welches die operativen Prozesse ermöglicht, doch darüberhinausgehend keinen nennenswerten Einfluss nimmt; womit ein problematisches und eingeschränktes Menschenbild einhergeht. In der systemtheoretischen Deutung des Sozialen verselbständigen sich die Systeme gewissermaßen (Luhmann 2018d: 34-36), was aus folgender Äußerung zu entnehmen ist, die den Zusammenhang wie folgt, gebündelt wiedergibt: »Im Zusammentreffen von lose und rigide gekoppelten Elementmengen obsiegt jeweils die rigide Kopplung, so wie der Fuß im weichen Erdboden Spuren hinterläßt. [...] Für den Ablauf der Kommunikation genügt es zunächst, daß das Bewußtsein, so gut wie wehrlos, mitmacht« (ebd.: 35). Reflektiert man nun die Bedeutung für den Diskurs um Exklusion, so sieht man deutlich, dass Exklusion hier durchaus legitimiert wird, da diese durch einen vermeintlich unparteiischen Prozess hervorgebracht wird, und zugleich wird auf dessen

Unausweichlichkeit verwiesen, die jedoch ebenso wenig bewiesen ist wie jene zuvor getroffene Annahme der Vollinklusion. Doch auch in seinem Aufsatz »Inklusion und Exklusion« lassen sich Inkonsistenzen ausmachen, die sich erst erschließen, wenn man sich Luhmanns Verständnis von Kommunikation vor Augen führt, welches systemfremde Kommunikation ausblendet, dadurch auch jeglichen Konflikt und alle Störungen der Systeme – wenn man dies so nennen möchte – konsequent unberücksichtigt lässt. Basierend auf der Feststellung eines gesellschaftlichen Wandels von segmentären, über stratifizierte, hin zu funktional differenzierten Gesellschaften, der beizupflichten ist, wird darauf verwiesen, dass sich jede dieser Gesellschaftsformen durch spezifische Formen der Inklusion und Exklusion kennzeichnen lassen, wobei frühere Formen an Bedeutung verlieren würden (Luhmann 2018k: 243-245). Im fortlaufenden Abschnitt der Argumentation wird auf den analytischen Mehrwert einer differenzierungstheoretischen Analyse von Exklusionsbedingungen verwiesen und in einer für Luhmann üblichen Manier gegen Ungleichheitstheorien und den dazugehörigen Begriff der sozialen Klasse gefeuert (ebd.: 245-247), um schlussendlich festzuhalten, dass diese doch nicht alles gänzlich in der Lage ist zu beschreiben. Sich Ungleichheiten beobachten lassen, die der Logik einer funktional differenzierten Gesellschaft widersprechen.

»Eine funktional differenzierte Gesellschaft ist in der Lage, extreme Ungleichheiten in der Verteilung öffentlicher und privater Güter zu erzeugen und zu tolerieren, aber von der Semantik dieser Gesellschaft her steht dieser Effekt unter zwei Beschränkungen: daß er als nur temporär gesehen wird und sich rasch ändern kann; und daß er auf die einzelnen Funktionsbereiche beschränkt wird und zwischen ihnen Interdependenzunterbrechungen eingerichtet sind.« (ebd.: 248).

Auf diesen Seiten zeigt sich das Hadernde Luhmanns, seine Theorie dem Anliegen folgend zu öffnen, wodurch diese zugleich unterminiert wird, denn in der Feststellung, dass eine neue Primärdifferenz das Gesellschaftssystem erschließt, die eben nicht dem Prinzip der funktionalen Differenzierung entspringt, müssten, sofern konsequent verfolgt, starke Zweifel an der Erschließung von Marginalisierungserscheinungen durch die Differenzierungstheorie aufkommen. Dies geschieht jedoch nicht. Neben der Beobachtung, dass sich permanente und übergreifende Formen des sozialen Ausschlusses mehren, lässt sich auch eine entgegengesetzte Bewegung ausmachen, in der sich großer Reichtum bei wenigen akkumuliert und sich ein neuer Geldadel herausbildet, wie dies Luhmann anmerkt. Seine Diagnose fällt eher ernüchternd aus, denn sie bleibt der Systemtheorie verhaftet und verweist schlicht auf das Einwirken von Elementen älterer Gesellschaftsformen, wodurch die gesellschaftlichen Teilsysteme in ihren Operationen gestört werden (ebd.: 248-249). Da hier

nicht Abstand genommen wird von der Behauptung der spezifischen Formen des Ausschlusses entsprechend der Gesellschaftsformen, ergibt sich hier eine Inkonsistenz, da sowohl das Prinzip funktionaler Differenzierung wirksam sein soll, als auch ein Störfaktor, ein Relikt älterer Gesellschaftsformen interferiert.

»Die Analyse zeigt, daß funktionale Differenzierung mitsamt eines stellenreichen Apparates organisatorischer Implementation vorausgesetzt ist, aber ständig kurzgeschlossen wird, also nicht im vorausgesetzten Sinne funktioniert, was es wiederum dem Netzwerk der Nutzfreundschaften ermöglicht, zu arbeiten und letztlich über Inklusion und Exklusion zu entscheiden. So kommt man, qua Inklusion, zu Plätzen in bereits ausgebuchten Flugzeugen, zur Bevorzugung bei Ausschreibungen, zum Bestehen von Schul- und Universitätsprüfungen, zur politischen Protektion und umgekehrt zu durch Protektion verdienten politischen Karrieren – aber all dies auf Kosten der funktionssystemspezifischen Rationalisierung.« (ebd.: 252)

Gänzlich davon überzeugt, dass Phänomene des sozialen Ausschlusses im Kontext der Differenzierungstheorie thematisiert werden sollten, offenbart sich in seinem Ringen mit einer Theorie, die den Menschen als solchen verbannt hat, nichts anderes als ihr Ungenügen, deren offenkundige Kapitulation in der Diagnose eines Kurzschlusses liegt, die alle störenden Elemente in einer Art zusammenfasst, sodass sich diese einer präziseren soziologischen Analyse entziehen. Die Diagnose nepotistischer Tendenzen reduziert sich auf die Feststellung, dass jemand »[...] jemanden kennt, der jemanden kennt [...]« (ebd.: 250) und die Erkenntnis, »[w]er etwas erreichen will, muß mitmachen« (ebd.: 253). Außer Frage steht, dass dem so ist, doch im Kontext soziologischer Theorie und mit dem Anspruch, jene Verschiebungen beschreiben zu können, die den massenhaften Ausschluss zur Folge haben, sind derartige Binsenweisheiten nicht ausreichend, sie sind viel zu dünn. Diese Netzwerke und die unterschiedlichen Zugänglichkeiten zu essenziellen Ressourcen sollten nicht nur als ein Störfaktor vergangener Gesellschaftsformen angesehen werden, die das Prinzip funktionaler Differenzierung durch den Rückgriff auf psychische Systeme behindern, sondern diese müssen grundsätzlich ernst genommen werden.

In der Rezeption dieser beiden Texte zeigt sich deutlich jene Irritation, die aus dem Versuch der hier in aller Kürze nachgezeichneten Neuorientierung entspringt, die nicht wirklich gelingt und durch ihre Ambivalenz umso stärker wirkt. Der Versuch, die Systemtheorie zu öffnen und sie zugleich zu erhalten, führt zum Eindruck »eigentümlich blaß und konturlos« (Berger 1996: 234) oder auch »farblos und urteilsarm«, »aseptisch« (Narr 1996: 246, 253) zu sein, wie es aufseiten der Ungleichheitstheorien begründet ins Feld geführt wurde. Eine Irritation, die sich auch unter den Systemtheoretikern beobachten ließ, die nun

von ihrer Leitfigur mit einer Thematik konfrontiert wurden, derer sie sich bisher erfolgreich entziehen konnten. Ausmachen ließ sich ein Bruch unter ihnen, der immer noch besteht und sich darin zeigt, dass von einigen Abstand genommen wird von der Neuausrichtung in Luhmanns Spätwerk, in dem der Begriff der »Autopoiese« von bestimmendem Charakter ist und der in Verbindung mit den Erfahrungen Luhmanns zu der Notwendigkeit der Neubestimmung des Verhältnisses zwischen Individuum und Gesellschaft – systemtheoretisch wären dies psychische und soziale Systeme – geführt hat (Farzin 2006: 10, 13), die gravierende theoretische Probleme mit sich führt, welche in den folgenden Abschnitten ausführlicher behandelt werden. Kurz gefasst besteht die Problematik darin, dass das Konzept der »Autopoiese« bereits ein spezifisches Verhältnis mit sich führt, welches eine de facto Verselbstständigung sozialer Systeme mit sich zieht. Analytisch bedeutet dies einen Rückschritt zu jenem offeneren Systemverständnis, welches zuvor prägend war, das der Interaktion und den Aushandlungsprozessen einen größeren Stellenwert eingeräumt hat. Während Luhmann des Ausschlusses, der Marginalisierung systemtheoretisch habhaft zu werden versuchte und sich an einigen Stellen der hier bereits thematisierten Texte in seinen Ausführungen seiner Diagnose stark an jenes von ihm polemisch und verächtlich als »optimistisch-kritische[s] Traditionsgut« angenähert hat (Luhmann 1996: 230), vollzieht die neuere Systemtheorie, wie noch zu sehen sein wird, eine Radikalisierung. Eine Verschärfung der systemtheoretischen Sicht, die sich Anleihen an den Naturwissenschaften, insbesondere der Biologie, und den an sie anschließenden neuen Forschungsbereichen der Computertheorie, Informationstheorie und Kybernetik genommen hat, die einen Grad an Komplexität erreichen, dessen es nach Luhmann ebenso in einer ernst zu nehmenden Soziologie bedarf, sofern sich diese nicht wie in bisherigen Unternehmungen im Fach als eher »lernunfähig« erweisen soll; sich bloß in den disziplinären Grenzen immer von neuem reproduziert und dabei eine selbstreferenzielle Schließung vollzieht, die ihr jegliche Beobachtung, was eigentlich in der Gesellschaft geschieht, verunmöglicht (Luhmann 2015: 11, 27-28). Unter der Prämisse der Komplexitätssteigerung der Theorie verengte sich die bereits zuvor begrenzte Sicht auf das Soziale, weshalb sich auch verschiedenste Vertreter der Systemtheorie von diesem Schritt distanziert und die Ausführungen nicht implementiert haben, demnach die Theorie gegen die Instanz Luhmann behauptet haben (Schroer 2010: 304; Farzin 2011: 59) oder auch nur ausschnittsweise in ihre Betrachtungen einbezogen haben. Sehenswert in diesem Kontext, um den Bruch zu veranschaulichen, ist das Gespräch, die Podiumsdiskussion zwischen Kieserling, dem Verantwortlichen für Luhmanns Nachlass, und Knoblauch, welche im Rahmen des Kongresses der Sektion *Wissenssoziologie* zwischen 21.



und 23. September 2017 stattgefunden hat, in der Kieserling sich im Anschluss auf eine Wortmeldung, die sich eben auf dieses Spannungsverhältnis zwischen der operativen Geschlossenheit von Systemen – »Autopoiese« – und dem Einfluss von Interaktionen, der Bedeutung von Intentionalität, welche aus soziologischer Sicht eigentlich nicht geleugnet werden können, von der neueren Systemtheorie auffällig rasch mit den Worten, dass er »[...] mit dem späten Luhmann keine guten Erfahrungen gemacht [...]« hat, distanziert, um sich erneut Knoblauch zuzuwenden (Kieserling & Knoblauch [YouTube] 2018: 36:05). Neben jener kategorischen Ablehnung dieser Neuausrichtung lässt sich unter den Systemtheoretikern ebenso die Tendenz ausmachen, Luhmanns Argumentation weitestgehend zu folgen, doch jene Ausrutscher hinsichtlich einer neuen Leit- bzw. Primärdifferenz zumindest zu relativieren, wenn nicht gar abzulehnen. Eine Annäherung an den Gegenstand der Exklusion, in der die Thematik und ihre Tragweite ernst genommen werden, unter dem Vorbehalt, das Primat funktionaler Differenzierung aufrechtzuerhalten, kann nur Widersprüche hervorrufen, die sich auch durch unterschiedlichste Kunstgriffe nicht beseitigen lassen. Exemplarisch hierfür können Stichwehs Ausführungen herangezogen werden, die jenes Eingeständnis Luhmanns, dass es augenscheinlich Formen des Ausschlusses gibt, die eben nicht mit dem Prinzip funktionaler Differenzierung erklärbar sind und in einer Häufigkeit auftreten, bei der von einem Aussetzen, einer Überlagerung gesprochen werden kann, ausblendet und mit dem Verweis auf die »Weltgesellschaft« die Behauptung aufstellt, dass auf dieser Ebene weiterhin das Primat funktionaler Differenzierung besteht, das jene Bereiche der Exklusion, wie beispielsweise Favelas, nicht in einem weltweiten Zusammenhang verbunden sind, wie man dies von der globalen Systembildung her kennt, sondern lokale und regionale Sonderbedingungen darstellen (Stichweh 2016c: 47, 59-60; Malowitz 2002: 63). Es mag zwar sein, dass sie nicht dem Prinzip funktionaler Differenzierung folgen, doch hierin liegt kein Nachweis des Vorrangs, sondern vielmehr verweist es auf eine andere Logik des Sozialen, ein anderes Strukturierungsprinzip, dessen Eingeständnis als bedeutsame Instanz in der Moderne auch Luhmann nicht gänzlich gelingen wollte. Was sich in der Rhetorik des »Kurzschlusses« zeigt, findet seine Fortsetzung in der Vorstellung des »Parasiten« der funktionalen Differenzierung (Luhmann 2018k: 248; Nassehi 2015: 141; Stichweh 2016c: 63; Malowitz 2002: 61), worin sich auch der Grad der tatsächlichen Öffnung der Theorie und ihrer vermeintlichen Adaption an die auszumachenden Phänomene verdeutlicht. Nach dem Exkurs, den diese beiden zentralen Texte in der Debatte um die Thematik der Exklusion spielen, kehrt Luhmann, in der für sein Werk zentralen Publikation »Die Gesellschaft der Gesellschaft«, zu einer nüchterneren Betrachtung zurück, die sich jenen begrenzten Zugeständnissen entledigt.

Exklusion wird hier als ein gänzlich neuartiges Phänomen aufgefasst, das sich eben nicht mehr mit den Formen des Ausschlusses vergangener Tage in Verbindung bringen lässt und daher einzig durch eine systemtheoretische Analyse wirklich erfasst werden kann.

»Schon rein quantitativ haben die Exklusionsprobleme heute ein anderes Gewicht. Sie haben auch eine andere Struktur. Sie sind direkte Folgen der funktionalen Differenzierung des Gesellschaftssystems insofern, als sie auf funktionsspezifische Formen der Abweichungsverstärkung, auf positiven feedback, und auch darauf zurückgehen, daß Mehrfachabhängigkeit von Funktionssystemen den Exklusionseffekt verstärkt.« (Luhmann 2021b: 631)

Doch auch der Rückzug auf gesicherten Untergrund der reinen Systemtheorie rettet nicht über die Tatsache hinweg, dass sich Luhmanns Betrachtung von Exklusion nicht über die Feststellung ihrer Existenz hinausbewegt und über die Mechanismen keine wirkliche Auskunft gibt (Malowitz 2002: 63). Trotz der zugesprochenen immensen Bedeutung bleibt Exklusion ein Randthema in seinem Werk, das immer wieder seine Erwähnung findet, doch keine umfängliche Behandlung erfährt, die sich auch der Frage nach dem analytischen Gehalt eines systemtheoretischen Verständnisses widmet.

### **2.1.2 Psychische Systeme, soziale Systeme und Exklusion**

Um dieser Frage auf den Grund gehen zu können, müssen anfänglich die Fragmente der Thematisierung von Exklusion zusammengetragen werden und im Kontext der »autopoietischen Wende«, die vor allem mit zwei zentralen Veröffentlichungen in Verbindung gebracht werden kann, ihre Reflexion erfahren. Eingeläutet wurde die Neuformulierung der Systemtheorie in Luhmanns Spätwerk mit der Publikation »Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie«, die eine Einleitung für sein spätes Hauptwerk »Die Gesellschaft der Gesellschaft« darstellt und das Ziel verfolgte, »[...] das Konzept der selbstreferentiellen Operationsweise auf die Theorie sozialer Systeme zu übertragen« (Luhmann 2021a: 11). Diese Reorganisation soll hier nachgezeichnet werden, wobei auf die Darstellung minimaler perspektivischer Unterschiede verzichtet werden soll, um eine generelle Problematik der eingenommenen Position offenzulegen. Anders als dies Farzin zunächst vorschlägt, mit einer analytischen Dreiteilung zwischen systemtheoretischer, differenzierungstheoretischer und kommunikationstheoretischer Ausarbeitung von Inklusion und Exklusion voranzuschreiten (Farzin 2006: 10), welcher in ihren darauf folgenden Ausführungen kaum Bedeutung mehr zukommt, lässt sich ohne weiteres ein kondensiertes Verständnis von Exklusion aus Luhmanns Werk gewinnen, das die einzelnen Aspekte und

Theorieebenen ausreichend berücksichtigt; gegenüber diesem Sachverhalt findet sich gegen Ende dieser Publikation ein partielles Eingeständnis (ebd.: 95). Die Rezeption macht jedoch an den Grenzen der Theorie Halt, wodurch sich die gravierenden Defizite nicht so offenkundig manifestieren, was hier noch zu zeigen sein wird.

In seiner Neuausrichtung wendet sich Luhmann nicht nur vom vorhergehenden systemtheoretischen Verständnis ab, sondern nimmt die Soziologie als Ganzes in die Verantwortung, der es seiner Ansicht nach nicht gelungen sei, eine umfassende und ausreichend komplexe Gesellschaftstheorie zu entwickeln.

»Seit den Klassikern, seit etwa 100 Jahren also, hat die Soziologie in der Gesellschaftstheorie keine nennenswerten Fortschritte gemacht. [...] Sicherlich hat die Soziologie in anderen Bereichen sowohl methodisch als auch theoretisch und vor allem im Hinblick auf die Ansammlung empirischen Wissens viel geleistet, hat aber die Beschreibung der Gesamtgesellschaft gleichsam ausgespart.« (Luhmann 2021a: 20)

Diese Leerstelle könne jedoch nur geschlossen werden, wenn bereitwillig auf theoretische Ressourcen außerhalb des Fachs zurückgegriffen wird (ebd.: 35). Selbstreferenzialität – »Autopoiesis« –, die in einer stärker biologischen Auffassung von Systemen als bestimmendes Merkmal gesehen wird, findet hier seinen Einzug in ein Verständnis sozialer Systeme. Auf den ersten Blick mag dies vielleicht keine gravierende Neuerung darstellen, es verlangt jedoch eine Reformulierung zentraler Aspekte der Theorie. Wie Farzin anmerkt, entsteht im Zuge der »autopoietischen Wende« die Notwendigkeit einer Neubestimmung des Verhältnisses zwischen System und Umwelt (Farzin 2011: 65), doch die ihr vorgelagerte, daher zugrundeliegende Frage, die auch weitere mit sich zieht, ist jene nach der Grenzziehung. Was Luhmann auch anmerkt: »Das Konzept der selbstreferentiellen, operativen Geschlossenheit verändert den Begriff der Systemgrenze und kompliziert ihn in einer Weise, die einer sorgfältigen Analyse bedarf« (Luhmann 2021a: 75-76). Systeme werden nicht mehr von ihren Teilen her gedacht, sondern vielmehr und radikaler von ihren Grenzen aus, was das Verhältnis zwischen System und Umwelt betrifft (Luhmann 2015: 22-24; Farzin 2011: 65). In seinem Werk »Soziale Systeme« verfällt Luhmann in eine schwärmende Haltung gegenüber dem Begriff der Grenze, der lange unterschätzt wurde, doch eine »[...] evolutionäre Errungenschaft par excellence [...]« darstellt und für jede höhere Systementwicklung und die Theorie operationaler Schließung unerlässlich ist (Luhmann 2015: 52-53). Denn es ist jenes Moment der Grenzziehung, welches für das Entstehen von Systemen konstitutiv ist. »Die Grenze des Systems ist nichts anderes als die Art und Konkretion seiner Operationen, die das System individualisieren« (Luhmann 2021a: 76-77;

siehe auch 2018b: 2), was durch Selbst- und Fremdreferenz in Kommunikation geschieht, welche die systembildende Operation sui generis darstellt (Luhmann 2018j: 181-182; 2021a: 13-14, 77). Entworfen wird ein Bild sozialer Systeme, in dem sich diese entsprechend ihrer systemeigenen binären Codierung operativ schließen (Luhmann 2021b: 752-754). Nachstehendes Zitat fasst dies zusammen und veranschaulicht jene zentrale Problematik und Tendenz der Systemtheorie, insbesondere ihrer späteren Ausgestaltung, die gesellschaftliche Realität bzw. das Soziale in Kommunikation über diese aufzulösen, wie dies auch von Berger in seiner Kritik zu Luhmanns Beitrag »Jenseits von Barbarei« angeführt wird (Berger 1996: 235, 238) und sich immer wieder in kritischen Auseinandersetzungen mit dieser finden lässt.

»Die Funktionssysteme der modernen Gesellschaft erzeugen und reduzieren mit Hilfe der Unterscheidung dieser Unterscheidungen, nämlich Selbstreferenz/Fremdreferenz und Positivwert/Negativwert des Codes, eine nur für sie, nur für das betreffende System relevante Komplexität. Sie erkennen mit Hilfe der Unterscheidung von Referenzen auf der Seite Selbstreferenz das Determiniertsein durch die Strukturen und Operationen des eigenen Systems. Das System ist und bleibt immer autopoietisch. Aber es expandiert und schrumpft je nach dem Umfang der Operationen, die es auf diese Weise – nicht *erkennt*, sondern faktisch *vollzieht*.« (Luhmann 2021b: 756-757)

In einem zirkulären Verhältnis produziert sich das soziale System in einer Grenzziehung durch Kommunikation, entsprechend des binären Codes, wobei es durch diese Operation Strukturen erzeugt, die eine ständige Reproduktion sicherstellen – eine »Produktion aus eigenen Produkten« (Luhmann 2018b: 2). Kerngedanke der »autopoietischen Wende« ist demnach die Verselbstständigung von sozialen Systemen, die sich in dieser idealisierten Darstellung ihre eigenen Bedingungen schaffen, was eine Betrachtung des Sozialen über Konzepte wie jenem der Struktur oder des Prozesses obsolet macht, denn diese sind der systemischen Logik unterworfen; werden in einer spezifischen Form durch den Systembegriff mitgeführt (Luhmann 2018c: 16-18). Obwohl Luhmann diese Geschlossenheit durch den Einwand der möglichen Irritation von sozialen Systemen durch psychische Systeme in den Schriften aus dieser Zeit durchwegs behauptet, so widerspricht das vertretene Verhältnis zwischen diesen einem derartigen Sachverhalt gänzlich (Farzin 2011: 77). Zwar stellt das Bewusstsein psychischer Systeme das strukturgebende Medium der Kommunikation dar, doch die Kommunikation kommuniziert und nicht das Bewusstsein. Bewusstseinssysteme und Kommunikationssysteme bestehen als strukturell komplementäre, nebeneinander existierende autopoietische Einheiten, deren tatsächliches Ineinandergreifen nur überaus diffus seine Erwähnung findet und sich zugleich in unsinnigen Feststellungen verliert. Hier, wie an so vielen weiteren Stellen, wird die systemtheoretische Auseinandersetzung mit der

Exklusionsthematik von derartigen Feststellungen und Binsenweisheiten begleitet, die unbeabsichtigt einen für die Systemtheorie ungeahnten Unterhaltungswert aufweisen – auch wenn dies an dieser Stelle kein Kriterium darstellt. So etwa die Einsicht, dass es bei einem Flugzeugabsturz eines Bewusstseins bedarf, um die Kommunikation auf diese Entwicklung aufmerksam zu machen, die ihr ansonsten entgangen wäre, an deren Ausgang sie jedoch nichts zu ändern vermag, auch wenn es das abrupte Ende der Kommunikation bedeuten würde (Luhmann 2018d: 29-32, 36-37). Trotz dieser offenkundigen Abhängigkeit der Kommunikation von beteiligten Individuen wird Luhmann in der Bestimmung der Beziehung zwischen psychischen und sozialen Systemen nicht müde zu erwähnen, dass »[...] Menschen [...] nicht kommunizieren« können (ebd.: 36), sondern das Bewusstsein nur »[...] denkt, was es denkt – das und nichts anderes« (ebd.: 34). Der Mensch wird in dieser Neubestimmung des Verhältnisses zwischen System und Umwelt der Einfachheit halber, um ein möglichst hohes Abstraktionsniveau zu erreichen, in die Umwelt sozialer Systeme verbannt (Luhmann 1993: 212; 2015: 288; 2021a: 29-30). Was übrig bleibt, ist eine bereinigte Kommunikation, die sich auf jene Inhalte stützt, die für die Reproduktion der Systeme verantwortlich sind, zumindest auf basalster Ebene.

»Kommunikationen schließen sich zu Systemen zusammen. Aber vielleicht wäre es treffender, mit Wittgenstein zu sagen: zu Sprachspielen. Diese Spiele folgen je eigenen Regeln. Ihre Elemente sind beileibe nicht Sprecher, sondern Sprechhandlungen oder, besser, Kommunikationen.« (Berger 1996: 236)

Zu dieser Thematik kehren wir an späterer Stelle zurück, doch dann gesellt sich zu ihr die Frage nach dem Sozialen und seinen Grenzen aus systemtheoretischer Sicht hinzu und damit auch jene nach den Grenzen der Theorie als solcher.

Um nun zu verstehen, was nach der neueren Systemtheorie als Exklusion verstanden werden kann, muss man sich der Konzeption der »strukturellen Kopplung« sowie jenem der »Interpenetration« zuwenden, wobei Letztere vor allem in der Verbindung zwischen psychischen und sozialen Systemen seine Erwähnung findet. Distanznehmend von dem Schema Differenz und Integration, wie es sich von Durkheim bis Parsons finden lässt, wird dieses durch das Paar Autopoiesis und struktureller Kopplung ersetzt (Luhmann 2021b: 778). Der selbstreferenzielle Charakter psychischer und sozialer Systeme stellt eine Vorbedingung dar, denn nur derartige Systeme sind in der Lage, sich aneinanderzukoppeln (Luhmann 2015: 291, 296). Die Verknüpfung von Bewusstsein und Kommunikation geschieht über die vermittelnde Instanz des Sinns, denn nur Sinn kann auf Sinn bezogen werden und nur Sinn ist in der Lage, Sinn zu verändern (ebd.: 64).

»Sinn ermöglicht die Interpenetration psychischer und sozialer Systembildungen bei Bewahrung ihrer Autopoiesis; Sinn ermöglicht das Sichverstehen und Sichfortzeugen von Bewußtsein in der Kommunikation und zugleich das Zurückrechnen der Kommunikation auf das Bewußtsein der Beteiligten.« (ebd.: 297)

Theoriebautechnisch nimmt Sinn eine zentrale Funktion ein, denn nur durch die Verarbeitung von Komplexität in Form von Sinn findet jener selbstreferenzielle Prozess von psychischen und sozialen Systemen statt – sei es in Form des Bewusstseins oder der Kommunikation –, wobei eine wechselseitige existenzielle Abhängigkeit besteht, was auch mit dem Konzept der Interpenetration ausgedrückt werden soll (Luhmann 2021a: 108; 2015: 557-558). Dementsprechend spricht Luhmann in diesem Zusammenhang auch von einem »Sinnzwang«, da Sinn als Weltform auftritt, welche die Differenz von System und Umwelt umfasst (Luhmann 2015: 95-96; siehe auch ebd.: 298). Was uns nun zur konkreten Frage nach der Wirkungsweise von Interpenetration führt, die an jene Ausführungen zum Sinn anschließen. Interpenetration stellt hier jenen Vorgang dar, in dem zwei Systeme die Autopoiesis des jeweils anderen Systems »voraussetzen« und als Teil des eigenen Systems behandeln, infolgedessen sie ihre Kapazitäten in der Verarbeitung von Komplexität zur Verfügung stellen (Luhmann 2018h: 146; siehe auch 1993: 162). Dies lässt sich jedoch auch wie folgt zusammenfassen:

»Von *Penetration* wollen wir sprechen, wenn ein System die eigene *Komplexität* (und damit: Unbestimmtheit, Kontingenz und Selektionszwang) *zum Aufbau eines anderen Systems zur Verfügung stellt*. [...] *Interpenetration* liegt entsprechend dann vor, wenn dieser Sachverhalt wechselseitig gegeben ist, wenn also beide Systeme sich wechselseitig dadurch ermöglichen, daß sie in das jeweils andere ihre vorkonstituierte Eigenkomplexität einbringen.« (Luhmann 2015: 290)

Die Grenzen psychischer und sozialer Systeme liegen in der Sinnverarbeitung, weshalb Luhmann auch davon spricht, dass der Begriff des Sinns jenen des »animal social« ablöst. Nicht nach der irrigen Selbstbeschreibung des Menschen als soziales Wesen sollte dieser aufgefasst werden, sondern vielmehr ist für diesen sein Vermögen in der Verarbeitung von Sinn kennzeichnend (ebd.: 297), was hier auch Hand in Hand geht mit einer Reduktion des Sozialen auf die systemisch sinnhafte Dimension der Kommunikation. Bisherige Ausführungen führen uns nun zum Begriffspaar von Inklusion und Exklusion, welches in seiner systemtheoretischen Ausformulierung unlösbar mit der Konzeption der Interpenetration verbunden ist. In der ersten Formulierung von Inklusion und Exklusion, wie sie sich bei Luhmann finden lässt, ist eine vollzogene Kopplung zwischen psychischem und sozialem System mit Inklusion und dessen Ausbleiben mit Exklusion gleichzusetzen (ebd.: 298-299;

2021b: 787). Parsons Vorstellung einer möglichen Vollinklusion, der Luhmann über weite Strecken hin folgte, doch in seinem Spätwerk als Illusion verwarf (Luhmann 1996: 228; 2021b: 630; Farzin 2006: 47-48, 50; 2011: 53; Stichweh 2016e: 77-78), macht Platz für Desintegration als »Normalfall« (Nassehi 2015: 126; Farzin 2006: 44; Malowitz 2002: 59), wodurch der ungleichheitstheoretischen Forderung nach umfassender Inklusion eine Absage erteilt wird. Hierbei handelt es sich um keinen kleinen Schritt, denn es darf nicht darauf vergessen werden, dass die Systemtheorie zuvor aufs Engste verbunden war mit der totalisierenden Logik der Vollinklusion, welche mit ihrem Heilsversprechen axiomatisch wirkte und nun plötzlich zurückgenommen wird (Farzin 2011: 55). Trotz der Abkehr von diesem zentralen Leitgedanken griffen hier die Betrachtungen vonseiten der Systemtheorie und jener der Ungleichheitstheorien, die diesem Sachverhalt seit ihren Anfängen Rechnung getragen haben, perspektivisch nicht ineinander. Wie es in dem Aufeinandertreffen beider Positionen oftmals der Fall gewesen ist, tangieren sich die Argumentationen nicht. Exklusion stellt in einer systemtheoretischen Sicht auf die Gesellschaft, die aus vielen Teilsystemen besteht, an denen man zwangsläufig nicht immer partizipieren kann oder jemals wird – zumindest in keiner Leistungsrolle –, einen »Normalfall« dar, doch vielmehr geht es für die Ungleichheitstheorien um eine Inklusion in die relevanten gesellschaftlichen Bereiche und eine reelle Berücksichtigung, bei der außer Frage stehen sollte, dass der ungleiche Zugang sich eben nicht durch eine systemische Notwendigkeit erklären lässt.

»Die Gesellschaftstheorie hätte sich eher für die Frage zu interessieren, wie es kommt, daß nach wie vor krasse Unterschiede der Lebenschancen reproduziert werden, auch wenn die Differenzierungsform der Gesellschaft darauf nicht mehr angewiesen ist. Die Antwort lautet: daß dies offenbar ein Nebenprodukt des rationalen Operierens der einzelnen Funktionssysteme ist, und vor allem: des Wirtschaftssystems und des Erziehungssystems.« (Luhmann 2021b: 774)

Trotz des Eingeständnisses »feinster« Unterschiede, über die wir dank der Arbeiten Bourdieus gute Einblicke gewonnen haben, wie dies Luhmann anmerkt, wird nichtsdestotrotz an dieser prominenten Stelle in seinem Hauptwerk am systemtheoretischen Primat und seiner Geltung für die Beschreibung und Erklärung von Phänomenen der Exklusion festgehalten (ebd.: 629, 631, 774-775, 1025).

Kehren wir zur Prüfung dieser Annahme zurück, indem wir uns erneut dem systemtheoretischen Verständnis von Exklusion widmen. Wie wir es bereits zuvor erwähnt haben, wird der Mensch in dieser radikalisierten Neubestimmung der Systemtheorie in die Umwelt der Systeme verbannt und kann einzig an jener beschränkten Definition des Sozialen

partizipieren, wenn es seine Komplexität der Sinnverarbeitung von Systemen zur Verfügung stellt, wobei dies ausschließlich einem Entweder/Oder-Muster folgt – Inklusion oder Exklusion (Luhmann 1993: 212; 2021a: 29-30; 2021b: 757, 787; Stichweh 2016c: 52). Graduelle Abstufungen sind ausgeschlossen. Anders als in den segmentären und stratifizierten Gesellschaften vergangener Tage findet Inklusion in der Moderne durch die Inanspruchnahme der psychischen Systeme seitens der sozialen Systeme statt, doch geschieht dies nicht, so kann die Systemtheorie bloß ein ausbleibendes Ereignis attestieren, ein Nichtereignis in Form eines Ausbleibens der Kommunikationsbeteiligung (Stichweh 2016c: 47; Nassehi 2006: 55; 2011: 175-176; 2017: 122-123; Farzin 2006: 95, 98, 102; siehe auch Farzin 2011: 81), worauf auch Stichweh hinweist:

»Eine wichtige Eigentümlichkeit bereits der einzelnen kommunikativen Situation ist, dass es sich mit Exklusionen ganz anders verhält. Exklusionen werden relativ selten als operative Vollzüge in der Form eines Ereignisses sichtbar gemacht. Das, »Sie werden hier nicht länger geduldet«, also der explizite operative Vollzug der Exklusion, ist nicht die dominante Form des Vorkommens von Exklusionen. Die meisten Exklusionen sind viel schwerer zu erschließen. Sie haben häufiger die Form eines Nichtereignisses oder einer Sequenz von Nichtereignissen als die eines fixierbaren Ereignisses.« (Stichweh 2009: 31)

In dieser ersten Formulierung des Konzepts der Exklusion wird eine Art von Marginalisierung konstruiert, die sich als Nichtereignis analytisch der Systemtheorie entzieht, als solches schlicht nicht fassbar ist. Obwohl immer wieder von Systemtheoretikern angeführt wird, dass es in modernen Gesellschaften kein Außen gibt (Stichweh 2009: 37), so führt jene Neuformulierung zur Schaffung eines analytischen Außens. Folgt man Luhmanns Ausführungen, so zeigt sich auch hier diese Problematik, denn es wird zwar auf massenhafte Formen des Ausschlusses, der Marginalisierung verwiesen, doch nicht die Theorie erfasst diese, sondern es sind die Erfahrungen, die dies bestätigen sollen. Das »Da-Gewesen-Sein« wird zum unumstößlichen Kriterium und man müsse nur »seinen Augen trauen«. Der Schritt hin zur Theoriebildung gelingt ihm nicht, denn dadurch müsste das systematisch Ausgeschlossene möglich gemacht werden (Luhmann 1996: 227; Ruda 2008: 210; Farzin 2011: 87, 90, 92, 182). Grundfeste der Theorie, die durch ihre Neuformulierung verschärft wurden, müssten verworfen werden. Anspruch Luhmanns war von Beginn an eine Theorie zu formulieren, die eine allgemeine Gültigkeit besitzt, doch sein Entwurf einer solchen, insbesondere in seiner späteren Ausgestaltung, verliert sich in der Etablierung einer reinen Kommunikationstheorie, die dem zeitgleich verfolgten Ziel, das Phänomen der Exklusion systemtheoretisch zu erfassen, gänzlich entgegentläuft. Schon in der Herausarbeitung der Systemtheorie als einer Kommunikationstheorie werden sozialtheoretische Annahmen



getroffen, die eine Erschließung der Exklusionsthematik quasi verunmöglichen und jener letzte Schritt zu einem radikal operativen Systembegriff besiegelt dies. Aus diesem Spannungsverhältnis ergibt sich ein Widerspruch, für den sich keine wirkliche Lösung finden lässt. Systemtheorie und Exklusionsthematik lassen sich hier nicht gewinnbringend miteinander verbinden (Farzin 2011: 57-58, 75, 91-92; siehe auch 2006: 90).

»So kann die späte Einführung sozialer Exklusion nicht einfach als Komplettierung des systemtheoretischen Begriffsinstrumentariums gesehen werden, das aus der differenzierungstheoretischen Ausbuchstabierung des vorgängigen Inklusionskonzepts resultiert. Die vordergründig einfache Aussage, Exklusion sei die unbezeichnete Seite der Inklusion, gleichsam das, was zustande kommt, wenn Inklusion fehlschlägt, generiert theoretisch mehr Probleme, als sie löst.« (Farzin 2011: 57-58)

Der Umgang mit einem konstruierten Außen erweist sich für Kritiker als äußerst ergiebig. Verbunden mit der Konstruktion ist auch jener Punkt, dass hier ein Phänomen thematisiert werden soll, welches in der Kommunikation bei weitem nicht so präsent ist wie in seiner Materialität. Während Exklusion in Luhmanns Ausführungen auf tatsächliche, topographische Räume wie Favelas verweist, agiert die Systemtheorie grundsätzlich mit operativen Räumen der Kommunikation (Nassehi 2011: 174; Farzin 2006: 100; 2011: 58, 61, 86-87). Konkrete Auswirkung hat diese Verwerfung auf die Beschreibung von Exklusion. Nicht an der Kommunikation teilnehmend, treten Exkludierte als stumme Körper auf, die dieser Möglichkeit entzogen einen a-sozialen Rest darstellen und nur gesehen werden müssen. Sie sind als Unpersonen, als Untote des Sozialen pure Evidenz der Missstände und ultimatives Kriterium eines neuen Problems (Opitz 2008: 230, 235, 247). Sie stellen keine relevante, sondern eine defekte Adresse dar, der in der Kommunikation keine Bedeutung mehr zukommt (Fuchs 2003: 16-18; Farzin 2006: 33-35; Opitz 2008: 246; Stichweh 2009: 32; Kremmel & Mayrhofer 2013: 7-8).

»Insofern Personen ferner als Zuschreibungspunkte für Handlungen firmieren, wird über den semantischen Apparat sowie mittels rhetorischer und narrativer Strategien ein Bereich dessen erzeugt, was das System nicht als Handlung entziffert und mithin ignorieren kann. Luhmanns Körper des Exkludierten ist aus dieser Sicht *eine Signatur der Depersonalisierung, eine Metapher für eine defekte Adresse, die für anschlussfähige Kommunikation und reguläre Handlungen disqualifiziert.*« (Opitz 2008: 246)

Ähnlich des Bildes des bloßen Körpers bildet sich im Feuilleton in Analogie zum soziologischen Diskurs und gleichsam des Bildes des Barbaren, des Wilden oder des Lumpen ein unkultivierter Rest heraus, der aus allen Funktionssystemen herausgefallen ist und dessen Existenz nicht mehr einem intakten Sozialen entspringt; der als bloßer Träger vegetativer

Funktionen eine schockierende und mindestens implizit mitgeführte verzichtbare »Fettschicht« bildet (Farzin et al. 2008: 169). Bezogen auf die Favelas kommt zur Vorstellung eines wilden Körpers, zu einer rudimentären Existenz die ständige Bedrohung durch Gewalt hinzu, die das instinktive und körperliche Erleben, die Triebe in den Vordergrund rücken lässt (Luhmann 2021b: 632-633; Imbusch 2017: 196). Eine Erfahrung, die Luhmann zumindest in seinen Ansätzen gemacht haben soll, wie aus folgendem Zitat hervorgeht.

»Einiges spricht dafür, daß im Exklusionsbereich Menschen nicht mehr als Personen, sondern als Körper erfaßt werden. Wenn man sich zum Beispiel in brasilianischen Großstädten aufhält und sich auf Straßen, Plätzen, Stränden bewegt, gehört ein ständiges Beobachten der Stellung, Entfernung, Häufung von menschlichen Körpern zur unerläßlichen sozialen Kompetenz. Man spürt mehr als sonst den eigenen Körper, man lebt mehr als sonst in ihm. Fremde werden gewarnt, aber das führt noch nicht zu einer ausreichenden Einschätzung der Situation. Es gibt vielmehr eine Art von intuitionsgeleiteter Wahrnehmung, die dazu beiträgt, Gefahren zu erkennen und sie zu vermeiden. Und umgekehrt werden natürlich Fremde oder andere Angriffsobjekte als Körper identifiziert. Alles, was wir als Person erfassen würden, tritt zurück, und damit auch jeder Versuch, über Beeinflußung von Einstellungen soziale Effekte zu erzielen. Dazu bedürfte es eines Kontextes sozialer Kontrolle und sozialer Gemeinsamkeit, der nicht vorausgesetzt werden kann.« (Luhmann 2018k: 258-259)

Als eine Umschreibung der Entpersonalisierung des Gegenübers unter der ständigen Bedrohung von Kriminalität mögen Luhmanns Ausführungen eine gewisse Gültigkeit besitzen, doch vielmehr spricht aus diesem Auszug eine Verständnislosigkeit für die Strukturen solcher Orte und eine Überforderung konfrontiert mit ihrer scheinbaren Übersichtslosigkeit, die sich dem wohlgeordneten, statischen Schema der Systemtheorie entzieht. Luhmann gelingt es nicht, den anderen Gegebenheiten des Sozialen an diesen Orten Rechnung zu tragen und sein Blick richtet sich von der als Norm erachteten funktional differenzierten Gesellschaft, deren Ordnungsprinzip auch nur in gewissen Regionen der Welt vorgeblich bestimmender Natur ist (Kremmel & Mayrhofer 2013: 8-9), auf diese außerhalb befindlichen Phänomene, welche mit einem hohen Maß an Verwunderung bestätigt und beschrieben werden. Der Ort der Exklusion liegt an den Rändern der Gesellschaft in den Exklusionsbereichen, worin sich, wie Nassehi dies anführt, eine Faszination am Exotischen ausdrückt. Großes Interesse richtet sich auf die »no-go-areas«, die Slums oder die Favelas; eben jene Orte, an denen sich die Extremformen des Ausschlusses beobachten lassen, wobei sich die Schattierungen von Ungleichheit in der Gesamtgesellschaft gänzlich verlieren (Nassehi 2011: 166, 168; siehe auch Stichweh 2011: 359). Es sind diese Extremformen der multiplen Exklusion aus den Funktionssystemen – deren Ausmaße zur Debatte stehen –, die Luhmanns Aufmerksamkeit bannen und wo sich der vermeintliche Vorzug der

differenzierungstheoretischen Sicht auszeichnen soll, da diese die mehrdimensionalen Ausschlüsse in den einzelnen Bereichen vorgeblich besser veranschaulichen und erklären können. Begreiflich gemacht werden sollen sie als Folge von Verkettungen von Ausschlüssen aus gesellschaftlichen Teilsystemen und mit dem besonderen Verweis auf ökonomische Benachteiligungen oder jener im Bildungsbereich (Farzin 2011: 87; Stichweh 2016c: 53). Selbst bei den angeführten Extremformen gelingt es aus systemtheoretischer Sicht jedoch nicht, über die Erwähnung von Binsenweisheiten in Form der Feststellung der Bedeutsamkeit des Wirtschafts- und Bildungssystems hinauszugehen und eine gewinnbringende Erklärung für das gehäufte Auftreten multipler Exklusion vorzubringen. Außer Frage stehen sollte, dass dieser problematische Blick auf Exklusion nicht sonderlich erhellend ist und eine systemtheoretische Kapitulation darstellt. Exklusion findet hier immer noch in einem Bereich statt, in dem für die Systeme bloß Stille herrscht. Anders als dies Opitz anführt, zeigen sich hier nicht die Grenzen der Soziologie, sondern jene der Systemtheorie (Opitz 2008: 250). Demgemäß können wir das theoretische Dilemma mit einer Bemerkung durch Luhmann bilanzieren, wonach »Theorien [...] zumeist nicht in der Lage [sind], die Begriffsentscheidungen, mit denen sie beginnen, nachträglich zu korrigieren« (Luhmann 2018j: 167).

Die Reaktionen auf diese erste Formulierung fielen überaus rigoros aus, doch anerkennenswert ist, dass Luhmann diese ernst genommen hat, obgleich ihm sein theoretisches Gedankengerüst keinen Spielraum ließ und ihn nicht abkommen ließ von seinem radikalen und umfänglichen Exklusionskonzept, das die Individuen in einen Bereich jenseits des Sozialen verfrachtet. Unbefriedigend, wie diese erste Ausgestaltung ausfiel, wurde von jenen Systemtheoretikern, die den Entwicklungen der neueren Systemtheorie und Luhmann folgten, nach einer alternativen Begriffsdefinition – einer weiteren Auslegung – gesucht, doch, anders als Farzin dies anmerkt, lässt sich grundsätzlich nur ein solcher Entwurf ausmachen, der bloß unterschiedlich präsentiert wird (Farzin 2011: 91). Es stellt die Fortsetzung des Projektes dar, die Systemtheorie für die Thematik der Marginalisierung zu öffnen, in der auf zwei zentrale Gesichtspunkte zurückgegriffen wurde, die Luhmann in seinem Beitrag »Jenseits von Barbarei« zwar anspricht, deren Berücksichtigung in seinen Auseinandersetzungen jedoch auf der Strecke geblieben ist. Zum einen handelt es sich um die Feststellung, dass Exklusionen in der Moderne oftmals als Inklusionen auftreten, zum anderen um die Einsicht, dass es heute kein Außen des Sozialen geben kann (Luhmann 1996: 224-225; Stichweh 2009: 37-38; 2011: 357; 2016f: 106; Farzin 2006: 97; Nassehi 2011: 163). Genau

genommen referenzieren sie denselben Sachverhalt. Exklusion wird in seiner zweiten Ausformulierung als Sonderfall eines einschließenden Ausschlusses genommen.

»Exklusion – so zumindest die Selbstauffassung der Systeme – ist nicht ein unvermeidbarer Sachverhalt, der die guten Gründe für Inklusion umso deutlicher ins Profil treten lässt, Exklusion ist vielmehr etwas, das im Prinzip nicht vorkommen darf – oder, wenn es denn vorkommt, in die Form einer Inklusion gebracht werden muss (inkludierende Exklusion – prototypisch bei Foucault analysiert).« (Stichweh 2016f: 106)

Anschließend an Foucaults Schriften, insbesondere der Publikation »Wahnsinn und Gesellschaft«, rückt hier der Umgang mit dem Abweichenden, Devianzphänomenen ins Zentrum des Interesses. Inkludierende Exklusion als Konzept eingeführt von Bohn, bezieht sich auf nichts anderes als die Einweisung in Einrichtungen des Ausschlusses, wie es Gefängnisse oder Psychiatrien darstellen (Bohn 2008: 179-181; Stichweh 2016c: 48-49). Das Gegenstück der exkludierenden Inklusion bezieht sich wiederum auf abgrenzende Tendenzen, wie sie sich in kriminellen Gruppierungen, religiösen Sekten oder auch extremen politischen Gruppierungen beobachten lassen, wobei eine Mitgliedschaft zwangsläufig zu einer Form des Ausschlusses gegenüber der Gesamtgesellschaft führt. Grenzen zur Gesamtgesellschaft werden in diesen Fällen durch kriminelle Handlungen, religiöse oder politische Überzeugungen gesetzt, und das Festhalten an ihnen führt immer weiter in diese Milieus hinein, wodurch sich ein Ausstieg zunehmend erschwert. Dennoch sollte nicht darauf vergessen werden, dass in ihnen Personen mit Exklusionskarrieren eine Resozialisierung erfahren können; eine Funktion zugewiesen bekommen, die auch mit Verantwortungen einhergeht und deren Erfüllung mit Anerkennung und Gemeinschaft belohnt wird (Stichweh 2016h: 230). Exkludierende Inklusion und inkludierende Exklusion können zwar als antagonistisches Paar in der Gesellschaft auftreten, wie dies von Stichweh angeführt wird und beispielsweise der Fall ist bei kriminellen Milieus und Gefängnissen, doch pauschal kann dies nicht behauptet werden. Einer Sekte beizutreten, muss seinen Anstoß nicht im Zwielficht der gesellschaftlichen Ränder finden, aus der Bedrohung eines Ausschlusses aus der Gesamtgesellschaft und einem möglichen einschließenden Ausschluss heraus, sondern kann vielfältig motiviert sein und solange keine rechtlichen Grenzen überschritten werden, findet auch keine staatliche Sanktionierung statt (Stichweh 2009: 39; 2016d: 66-67). Begrenzt stellt sich die analytische Reichweite eines solchen Verständnisses von Exklusion dar, weswegen wir bis auf eine Anmerkung von einer umfänglicheren Ansicht absehen wollen. In einem unausgereiften Vorstoß in Form einer »explorativen« Tabelle unternimmt Stichweh den Versuch einer erweiterten Anwendung des Schemas von exkludierender Inklusion und

inkludierender Exklusion, bei der Gegenstrukturen veranschaulicht werden sollen, allerdings wird dabei nicht im Geringsten der Logik der Konzeptionen und ihrer Unterscheidung gefolgt. Auf der Suche nach Anschlussmöglichkeiten entstehen aus unterschiedlichen Gründen fragwürdige Gegenstrukturen, die überaus deutlich die Grenzen der Nützlichkeit einer derartigen analytischen Herangehensweise aufzeigt. Jedes der von Stichweh gewählten Paare bringt eigene Problematiken mit sich, die bereits in der Erstellung zu einer Abkehr hätten führen müssen. Eine Auswahl genügt, um diesen Eindruck zu vermitteln. Leprakolonien als Orte der exkludierenden Inklusion anzusehen, als Gegenstück zur Psychiatrie oder dem Hospital, wenn es sich in gleicher Weise um verordnete Ausschlüsse aus der Gesellschaft handelt, erschließt sich nicht. Die ideelle Institution der Patronage als Gegenstück zur Mafia, Camorra zu positionieren, für die sie eine zentrale Säule darstellt, bricht gänzlich mit der zugrundeliegenden Logik der Unterscheidung. In beiden Fällen handelt es um überflüssige Gegenüberstellungen, die getrost als theoretische Verirrungen betrachtet werden können. Ebenso wenig erscheint es als sinnvoll, Sterbehilfe als exkludierende Inklusion aufzufassen (Stichweh 2009: 40), zumal wir im Fall des Todes – Stichweh spricht an anderer Stelle von der Todesstrafe – mit der einzig wirklichen Form der Exklusion konfrontiert sind, der daher – dieser Binsenweisheit folgend – ein endgültiges Ausscheiden aus dem Sozialen darstellt (Stichweh 2011: 357-358); allenfalls könnten wir von einer jenseitigen Inklusion sprechen, was sicherlich nicht der Domäne der Soziologie zuzuordnen ist. Jene klare Trennung, die sich auf einer Seite durch die Abgrenzung zur Gesamtgesellschaft kennzeichnen lässt, begegnet durch jene sanktionierenden Institutionen, bildet das gedankliche Grundgerüst dieser Unterscheidung.

Von diesen Irrungen Distanz gewinnend, müssen wir uns näher mit der konzeptuellen Entwicklung befassen, um ersichtlich werden zu lassen, dass hier Exklusion vollkommen anders gefasst wird. Nach der ersten Formulierung bei Luhmann zeichnete sich Exklusion durch den Verlust der Adressabilität eines psychischen Systems aus, wohingegen bei der inkludierenden Exklusion das psychische System in einer negativen Form als relevant erachtet wird – daher in derartige Einrichtungen gesperrt wird –, weshalb Nassehi diese als bestimmte Exklusion beschreibt. Bestimmt ist sie dadurch, dass der Ausschluss und seine Bedingungen, seine Gründe thematisiert werden (Nassehi 2011: 175-176).

»So zynisch es sich auch anhört: Man kann kaum für sozial relevanter gehalten werden und man hat kaum weniger Optionen gegen diesen gesellschaftlichen Zugriff, kaum weniger Chancen, auf gesellschaftlichen Zugriff optional zu reagieren, denn als Insasse eines

Gefängnisses, als Bewohner eines Ghettos, als Vertriebener oder gar als Todeskandidat.«  
(ebd.: 170-171)

In diesem Begriffspaar ist unbestimmte Exklusion deckungsgleich mit Luhmanns Konzeption (ebd.: 175-176), wird jedoch nicht mit jenen radikalen Auswüchsen, wie sie in Favelas zu beobachten sind, in Verbindung gebracht, sondern wird als natürlicher Prozess in einer funktional differenzierten Gesellschaft angesehen, in der nicht jeder und zu jedem Zeitpunkt an operativen Prozessen von Systemen teilnehmen kann. Was eine Entschärfung der Thematik aus systemtheoretischer Sicht zu Folge hat und dem Anspruch Luhmanns entgegenläuft. Unbestimmte Exklusion findet zwangsläufig statt, bestimmte Exklusion bloß in Sonderfällen, doch wo lässt sich ein analytischer Mehrwert aus all diesen Überlegungen ziehen? Am vielversprechendsten aus systemtheoretischer Sicht erscheint der Entwurf der inkludierenden Exklusion bzw. der bestimmten Exklusion, in dessen Formulierung stark Anleihen genommen werden an jener devianz- und kriminalsoziologischen Debatte, die sich im Anschluss an die Publikationen Foucaults und Goffmans entwickelt hat (Stichweh 2016c: 63; 2016d: 66). Über diese und die in ihr prominente Konzeption der totalen Institution reicht der analytische Gehalt der inkludierenden Exklusion dabei nicht hinaus, wiewohl sie denselben Sachverhalt zu erfassen versuchen und diesen nur unterschiedlich betiteln. Doch hinsichtlich der analytischen Tiefe und des Detailreichtums erweist sich der Zugang über das Konzept der totalen Institutionen im Vorteil, was sich bereits in einem flüchtigen Vergleich zwischen den Beiträgen hinlänglich offenbart. Basierend auf einem umfänglicheren Verständnis des Sozialen, als es der Systemtheorie vorschwebt, die reduziert bleibt auf systemrelevante Kommunikation, gelingt es dieser etablierten Betrachtungsweise, auf Interaktionen und Praktiken blickend, deutlich mehr über diese ausschließenden Prozesse preiszugeben. Der systemtheoretische Beitrag zur Debatte um einschließende Ausschlüsse kann bestenfalls als eine ungenügende Ergänzung angesehen werden, bei dem sich ein Rückgriff durch seine Limitationen nicht anbietet.

Bei der Suche nach einem systemtheoretischen Verständnis von Exklusion, welches in der Lage sein sollte, jene umfänglichen Entwicklungen entsprechend der ursprünglich formulierten Zielsetzung Luhmanns erklären zu können, führen jene Bemühungen in seiner Nachfolge hin zum Sonderfall der inkludierenden Exklusion, womit ein Rückzug zu bekannten Gefilden stattgefunden hat. Die Extremformen, die anstoßgebend waren und die systemtheoretische Debatte über weite Strecken bestimmt haben und in denen multiple Exklusionen zumindest in der Theorie einen Bereich außerhalb des Sozialen geschaffen

haben, entziehen sich vehement einer Erklärung. Hinsichtlich der Gründe der Verkettungen von Ausschlüssen sowie deren Verfestigungen besteht Unklarheit (Malowitz 2002: 62-63). In der Entwicklung eines systemtheoretischen Exklusionsverständnisses in seinen Grundlagen, das den zu beobachtenden Veränderungen im Sozialen nachkommt, kann festgestellt werden, dass ihre Erfolge erschöpfend ausfallen, wenn nicht gar davon gesprochen werden kann, dass die Bemühungen eklatant gescheitert sind. Soziale Systeme selbstreferenziell zu denken, worin die Radikalisierung besteht, und zugleich das Thema der Exklusion gewinnbringend behandeln zu wollen, stellte von Beginn an ein aussichtsloses Unterfangen dar, was nicht zu jenen Irritationen geführt hat, welche es eigentlich hätte hervorrufen müssen (Farzin 2011: 77, 91, 173). Ungeachtet seines unausgereiften Charakters wie seiner Ungereimtheiten bildet das herausgearbeitete theoretische Grundgerüst von Exklusion, das vorwiegend von Luhmann bereitgestellt wurde, dennoch einen zentralen Referenzpunkt innerhalb der Debatte.

### **2.1.3 Fortführungen eines differenzierungstheoretischen Verständnisses von Exklusion**

Grundlage, der hier in Folge angesprochenen Entwicklungen, bilden die zuvor thematisierten Überlegungen und Versuche der systemtheoretischen Bestimmung, was unter Exklusion genau zu verstehen sei. Die ursprünglichen Bestrebungen einer umfassenden und kritischen Betrachtung machen hier endgültig Platz für praktisch orientierte Weiterentwicklungen, die jeweils an spezifischen Aspekten der Debatte anschließen und durch Adaptionen vor allem ein Angebot an die empirische Sozialforschung unterbreiten; aufzeigen wollen, wie aus ihrem theoretischen Rahmen heraus und mit dem Konzept der Exklusion Forschung betrieben werden kann. Das Bild jener radikalen und erschütternden Formen des Ausschlusses, die dazu beitrugen, dass Luhmann sich der Thematik der Marginalisierung zuwandte und sich vom Axiom der Vollinklusion distanzierte, wird aufgegeben. Es kommt zu einem Rückzug auf gesicherten theoretischen Untergrund nach dieser krisenhaften Phase, in die Luhmann die Systemtheorie geführt hat. Desintegration wird in diesen Fortführungen nicht als theoretische Herausforderung gesehen, sondern als »Normalfall«, wie es zuvor bereits seine Erwähnung fand, doch anders als bei Luhmann kommt es nicht zum Aufschrei, sondern der Blick richtet sich auf die unproblematischen Ausschlüsse, die in funktional differenzierten Gesellschaften unumgänglich sind und in ihrem Auftreten gegenüber dem gänzlichen Verlust der Adressabilität in der Kommunikation der Funktionssysteme wesentlich häufiger auftreten. Distanznehmend zur Frage nach dem Mangel an Inklusion rückt die Art und Weise, wie diese vollzogen wird, ins Zentrum des Interesses (Nassehi 2015: 126; Farzin 2006: 44; Malowitz 2002: 59). Trotz einer Fülle an Beiträgen in der systemtheoretischen Debatte um Exklusion

lassen sich bloß drei tatsächliche Fortführungen ausmachen, die in ihrem analytischen Mehrwert sehr unterschiedlich ausfallen und auf die wir uns an dieser Stelle beschränken wollen. Dabei handelt es sich *erstens* um die Betrachtung von Gesellschaft anhand der Unterscheidung von Leistungs- und Publikumsrollen in Kombination mit Inklusionsprofilen, *zweitens* um eine organisationssoziologische Ergänzung und *drittens* um das Konzept der Exklusionsindividualität. Verantwortlich für die Reihung ist der unterschiedlich gewählte Punkt des theoretischen Einstiegs in die systemtheoretische Debatte um Exklusion, die über weite Strecken *einer* theoretischen Herleitung folgt, wodurch zuvor getroffene Bestimmungen für die anschließenden Konzeptionen von Bedeutung sind, auch wenn diese nicht explizit angeführt werden. Sie beleuchten perspektivisch bedingt den Gegenstand jeweils etwas anders.

Bevor wir uns dem zentralen Konzept der Inklusionsprofile widmen, gehen wir zunächst auf die zugrundeliegende Unterscheidung zwischen Leistungs- und Publikumsrollen ein, welche sich in Luhmanns frühen Arbeiten noch finden lässt, die sich wesentlich stärker an Parsons orientieren. Insbesondere in dessen Spätwerk, das durch die »autopoietische Wende« bestimmt ist, finden sie keine Verwendung mehr (Gerhards 2001: 165). Wohl wird auf Rollen und auf deren zentralen Stellenwert in funktional differenzierten Gesellschaften von Luhmann verwiesen und dies auch im Kontext von Inklusion sowie Exklusion, doch fokussiert wird auf Grundlegendes wie die basalen Erwartungen, die an das Individuum gerichtet werden. Eine Trennung hinsichtlich ihrer Funktion wird nicht vorgenommen (Luhmann 2015: 396, 430; 2021b: 771). In Luhmanns Nachfolge widmete sich vor allem Stichweh der Ausarbeitung einer präzisierten Rollenunterscheidung. Zu sehen sind sie als Ergebnis der Ausdifferenzierung von Funktionssystemen, die gewissen Schritten folgt; beginnend mit dem Auftreten funktional spezialisierter Kommunikation, gefolgt von dem Entstehen institutionalisierter Rollen und dem abschließenden Aufkommen komplementärer Rollen. Bei Ersteren handelt es sich um Leistungsrollen, die funktionstragend sind für die systemischen Operationen, wobei die Publikumsrollen als Letztere eine passive Rolle einnehmen, denn an sie richten sich die Dienstleistungen. Was in diesem Schema ausgedrückt wird, ist das Verhältnis zwischen dem Professionellen und dem Klienten, wie es sich beispielhaft in der Beziehung zwischen einem Arzt und seinem Patienten widerspiegelt (Stichweh 2009: 31-32; 2016b: 17-19, 24-25). Diese beiden Formen in ihren verschiedensten Ausgestaltungen innerhalb der einzelnen Funktionssysteme stellen dem Konzept folgend den zentralen Mechanismus der Inklusion in modernen Gesellschaften dar (Farzin 2006: 68) – umfassen



daher alle relevanten Adressierungen. So weit hatte sich bereits Parsons mit der Thematik befasst (Schimank 1998: 67). Wie Stichweh in folgendem Zitat anführt, handelt es sich um eine Unterscheidung, durch die man, sofern die Rollenübernahmen der Individuen – auch zeitlich – festgehalten werden, ein umfassendes Bild der Gesellschaft erhält.

»[...] Es muß jedes Gesellschaftsmitglied in mindestens einer von zwei Rollen (Professioneller/Klient) am Systemzusammenhang partizipieren können und diese Partizipation lebensgeschichtlich auch wahrscheinlich sein, und es muß vom System als systemeigenes Sachthema eine universalistische Perspektive verwaltet werden, für die gilt, daß nahezu alles, was in der Gesellschaft vorkommt, relativ ungezwungen aus ihrem Blickwinkel rekonstruiert werden kann.« (Stichweh 2016b: 25)

Es eröffnet sich eine Perspektive, die einen diachronen wie auch synchronen Vergleich erlaubt, der Partizipations- bzw. Inklusionsvorgänge einer systemtheoretischen Betrachtung zugänglich macht (Bohn 2008: 183), allerdings einen deutlichen Makel aufweist, den Stichweh mit einer Ergänzung auszuräumen versucht. Erweitert wird diese Polarität durch die sekundäre Leistungsrolle, die beschreiben soll, wie ausgehend von einer Publikumsrolle eine Mischform entsteht, die aktiv zur Erfüllung der Funktion des Systems beiträgt. Veranschaulichen lässt sich dies anhand der Elternrolle beim Schulbesuch ihrer Kinder. Sobald diese aktive Beiträge zur Erreichung der erforderlichen schulischen Leistungen ihrer Kinder erbringen, übernehmen sie nach Stichweh eine sekundäre Leistungsrolle (Stichweh 2016b: 39-40; 2016g: 164-165). Rein aktiv und ausschließlich passiv zu unterscheiden, wie es der dualen Unterscheidung zugrunde liegt, wird dem Kontinuum an möglichen Einbindungen nicht gerecht. Ausmachen lassen sich sekundäre Leistungsrollen in allen gesellschaftlichen Teilsystemen; ob in der Wissenschaft durch die Einbeziehung von Laien im Kontext von Citizen Science, im Sport, wenn das Publikum eben nicht nur beobachtet, sondern seine präferierten Sportler und Mannschaften anfeuert und dadurch einen Einfluss zu nehmen versucht, oder auch im bereits zuvor angeführten Beispiel von Arzt und Patient, wobei das Erreichen einer treffenden Diagnose sowie die Umsetzung der Behandlung ohne das Mitwirken des Patienten oftmals gar nicht geschehen könnte und stark von einer gelungenen Kommunikation zwischen ihnen abhängt. Stichweh bietet hier eine dringend notwendige Ergänzung für ein dualistisches Schema an. Sie erschließt den intermediären Raum, wird jedoch nicht zur Konzeption der Inklusionsprofile überführt, worin ein zentrales Defizit liegt. Dennoch richtet sie sich gegen das in der Systemtheorie häufig anzutreffende Verständnis der Rollenübernahme, wie es in anschließendem Auszug mit einer Metapher vermittelt wird.

»Differenzierungstheoretisch kann man sich die moderne Gesellschaft aus der Perspektive des Publikums wie ein Kino-Center der besonderen Art vorstellen: Es laufen in unterschiedlichen

Kinos ganz verschiedene Filme; und das Publikum strömt in mehr oder weniger schnellem Rhythmus ständig zwischen den verschiedenen Filmen hin und her, wobei manche Filme zumindest zeitweise immer wieder Pflichtprogramm sind, während man bei anderen nach Gusto hineinschauen kann.« (Burzan et al. 2008: 9)

Das Bild des Kinobesuchers bringt deutlich jenes passive Charakteristikum hervor, das auf dieser Zweiteilung beruht. Bis auf den Filmvorführer, dessen aktiver Beitrag zweifelsohne begrenzt ist, treten die Menschen in dieser Reflexion als Beobachter auf, die keinen Einfluss nehmen und deren einzige Aktivität im Wechseln des Kinosaals liegt. Vergleichsweise können wir die in der Soziologie gängige Referenzmetapher des Theaters heranziehen, in der sich ein gänzlich anderer Zugang eröffnet, welcher davon geprägt ist, dass alle am Stück beteiligten Rollen einen Anteil an der Darbietung leisten, wobei der Grad ihrer Aktivität situativ flexibler Natur ist und durch ihre abwechselnden, abgestimmten Beiträge die Aufführung voranschreitet. Darsteller sind füreinander zugleich Publikum. Das vermeintlich passive Publikum, wie es die Systemtheorie mit den Publikumsrollen ausmacht, das sich in unterschiedlichsten Kontexten zeigt, sollte nicht als solches gesehen werden, denn Teil des Publikums zu sein eröffnet die Möglichkeit einer aktiven Einbeziehung. Um hier die Theatermetapher zu präzisieren und weiterzuführen, könnten komplexe Geflechte sozialer Interaktionen, systemische Choreografien bis zu einem gewissen Grad mit Aufführungen, die einen immersiven Stil aufweisen, verglichen werden. Aktive Momente sind nicht nur auf die Bühne beschränkt, sondern gehen ebenso aus dem überwiegend beobachtenden Publikum hervor, das nicht weniger Einfluss nimmt auf den Verlauf. Stichwehs Ergänzung kann die Lücke teilweise schließen. Indes verlangt es nach einer Abkehr von der oftmals unter Systemtheoretikern anzutreffenden Tendenz und dem Vorwand, ein höheres Abstraktionsniveau erreichen zu wollen, wobei eine umfänglichere, detailliertere Bezugnahme auf die soziale Praxis auf der Strecke bleibt. Gesetzt ist mit ihr ein bedeutsamer Schritt, doch sofern das angebotene Schema von primären und sekundären Leistungsrollen sowie Publikumsrollen das analytische Instrumentarium der Soziologie faktisch bereichern soll, müsste die theoretische Distanz weiter abgebaut werden und in engerem Austausch in empirischen Analysen daran gefeilt werden. Noch besitzt das Schema nicht das notwendige Maß an Schärfentiefe, denn es beruht weiterhin auf einer Simplifizierung, mit der mehr konturlos und schemenhaft belassen wird, als dadurch tatsächlich sichtbar gemacht wird. Präzisiert müsste es noch eingebettet werden in einen Ansatz, der die Einbindung mittels größerer empirischer Erhebungen nachzeichnen kann. Unter der Berücksichtigung dieser angeschnittenen Punkte könnte ein dienlicher empirisch-analytischer Zugang ermöglicht

werden. Aus der Dokumentation der Form von Inklusion und der zeitlichen Eingliederungen in die gesellschaftlichen Teilsysteme kann eine genuine Ansicht auf die Gesellschaft entstehen, welche die Soziologie bereichern würde. Ob wir uns dabei auf einem Pfad zu einem besseren Verständnis jener spezifischen Exklusionsphänomene befinden, die uns rezent gegenüberstehen, muss an dieser Stelle infrage gestellt werden. Analysen dieser Art stellen eine systemtheoretische Sozialstrukturanalyse dar, von der auch ungleichheitstheoretische Debatten profitieren würden.

Wo Stichweh Halt macht, setzt nun die Konzeption der Inklusionsprofile aufbauend auf der Unterscheidung zwischen Leistungs- und Publikumsrollen an. Vorgestellt wurde dieser empirische Ansatz, der darauf abzielt, teilsystemspezifische Aktivitätsmuster und Wechselwirkungen zwischen Inklusionsverhältnissen offenzulegen, von Burzan, Lökenhoff, Schimank und Schöneck (Burzan et al. 2008: 7-8, 49-50). Hinsichtlich der Unterscheidung lassen sich Inkonsistenzen in ihrem Beitrag ausmachen, die sich unter anderem im Verhältnis der gewählten Kinometapher zur Beschreibung von Publikumsrollen durch »aktive Partizipation« zeigt, was sich nicht verbinden lässt. Obwohl direkt Bezug genommen wird auf sekundäre Leistungsrollen, die, wie wir bereits besprochen haben, einen dringend erforderlichen Nachtrag darstellen, führt dies zu keiner weiteren Auseinandersetzung, bleibt daher unberücksichtigt (ebd.: 9, 30-31). Anschließend an die neuere Systemtheorie wird im Konzept der Inklusionsprofile funktionale Differenzierung ausgehend von dem aus der Gesellschaft zunächst exkludierten Individuum gedacht (Bohn 2008: 184; Burzan et al. 2008: 23-24), dessen Einbindung in die verschiedenen Funktionssysteme zwar vielfältig ausfallen kann, allerdings gewissen Mustern folgt. Während die Bemühungen innerhalb der neueren Systemtheorie, ein Verständnis von Inklusion bzw. Exklusion und den veränderten Bedingungen zu gewinnen, meist theoretischer Natur waren und deutliche Grenzen aufwiesen, wird hier ein Konzept präsentiert, das im Rahmen dieser perspektivisch verschuldeten Barrieren und in dem Maße, in dem es einer systemtheoretisch fundierten Forschung möglich ist, ein Maximum hinsichtlich des analytischen Gehalts hervorbringt. So konsequent wie an keiner anderen Stelle im systemtheoretischen Strang der Debatte, wird in dieser Fortführung dem reinen Verweis auf Missstände endgültig eine Absage erteilt; ohne sich dem Hadern an der Theorie anzuschließen, welche sich Phänomenen sozialer Marginalisierung zugewandt hat, die sich außerhalb eines von der Systemtheorie erschließbaren Bereichs verorten lassen. Die theoretisch gesetzten Grenzen hinnehmend, wird das Potenzial einer systemtheoretischen Analyse des Phänomens aufgezeigt, was bisher

jedoch wenig Aufmerksamkeit erfahren hat. Jenes »groß angelegte Forschungsprogramm«, das an ihre Vorarbeit anschließen würde und welches sie sich mit ihrer Veröffentlichung erhofft hatten, hat sich nicht entwickelt (Burzan et al. 2008: 12). Durch diese differenzierungstheoretische Sozialstrukturanalyse werden Aspekte des Sozialen fassbar, die eine gewinnbringende Ergänzung zur ungleichheitstheoretischen Forschung darstellen, die nicht einfach übergangen werden sollten. Soziale Lagen drücken sich aus in der Inklusion in die gesellschaftlichen Funktionssysteme, wobei die Art und Weise einer Inklusion mit Konsequenzen hinsichtlich anderer Inklusionen einhergeht (ebd.: 50; siehe auch Burzan & Schimank 2011: 213-214). Der bezeichnende Zugang der Systemtheorie, der Gesellschaft fragmentiert betrachtet, auffächert in selbstreferenzielle Einheiten – sie dadurch quasi vervielfacht (Burzan et al. 2008: 19) –, fokussiert umso intensiver auf derartige Wechselwirkungen. Wenngleich sich Individuen in der einen oder anderen Form in den meisten Funktionssystemen wiederfinden, lassen sich hinsichtlich des Umfangs beträchtliche Unterschiede ausmachen. Inklusionsausprägungen in der Gesamtgesellschaft variieren stark, doch in der Erprobung des Konzepts des Inklusionsprofils beschäftigte man sich bisher vor allem mit den Polen, Maximal- und Minimalinklusion. Während Minimalinkludierte ihre zeitlichen Ressourcen gleichmäßig auf die einzelnen Bereiche verteilt sehen, werden Maximalinkludierte von einem gänzlich eingenommen. In diesem Fall wird von Hyperinklusion gesprochen, die am ehesten im beruflichen Kontext auftritt, doch sie ist nicht darauf beschränkt, weshalb man sie exemplarisch auch in manchen Intimbeziehungen, bei Hausfrauen, Müttern sowie bei Sektenmitgliedschaften beobachten kann (ebd.: 46-48, 147; Farzin 2006: 68-69; Burzan & Schimank 2011: 225). Offenkundig besteht hier eine theoretische Nähe zum Konzept der gierigen Institution, welches von Coser entwickelt wurde und das ebenso die Vereinnahmung des Individuums thematisiert (Coser 2015: 11-27). Jeweils etwas Eigenes mitbringend, stellt dies einen Berührungspunkt der beiden theoretischen Traditionen dar, an dem sich eine vergleichende Betrachtung als aufschlussreich erweisen kann. Dieses Vorhaben soll an dieser Stelle jedoch ausgespart werden, da uns das Verhältnis dieser beiden soziologischen Traditionen ohnehin durch diese Arbeit begleitet. Aufseiten der Systemtheorie wird ein abstraktes Verständnis der Inklusion entwickelt, das sich zwischen den beiden Polen bewegt, wobei der eigentliche Vollzug unberücksichtigt bleibt. Trotz seiner vielversprechenden Züge verliert sich das Konzept der Inklusionsprofile auf Ebene der Funktionssysteme. Um Auskunft über den Vollzug geben zu können, bedarf es jedoch einer Fokussierung auf Organisations- und Institutionsebene, welche bisher ausgeblieben ist. Entsprechend adaptiert, könnten detailreichere Inklusionsprofile erstellt

werden, die auch für die empirische Sozialforschung von größerem Interesse wären. Die organisationssoziologische Ergänzung, die weiter unten in diesem Abschnitt noch angesprochen wird, verweist genau auf diese Notwendigkeit der Berücksichtigung der Mesebene, schließt hingegen nicht an das Konzept der Inklusionsprofile an und spart mit ihm eine konkrete empirische Anschlussfähigkeit aus, wodurch die Chance eines bedeutenden Beitrags in der Beschreibung von Inklusions- bzw. Exklusionsbedingungen nicht ergriffen wird.

Doch neben der Thematik der Einbindung des Individuums in den Vollzug von Gesellschaft lässt sich mit der Prägung des Individuums durch seine spezifische Eingliederung in die gesellschaftlichen Teilbereiche ein weiteres zentrales Motiv hinter dem Konzept der Inklusionsprofile ausmachen (Burzan et al. 2008: 7). Individualität wird hier zu einem Ergebnis der Art und Weise, wie der Einzelne in den gesellschaftlichen Vollzug eingebunden ist. Somit handelt es sich um ein Produkt der Erfahrungen in einem Funktionssystem, wobei sich die individuellen Bemühungen darauf beschränken, eine konsistente Gesamtheit ihrer selbst zu erschaffen (ebd.: 10, 25, 39). Dazu halten sie fest: »Ganz pauschal gesagt: Jemand, dessen Leben sich jenseits des Berufs um die eigene Familie, den Sportverein und den Fernseher dreht, wird dadurch zu einer anderen Person sozialisiert als jemand, der Single, chronisch krank und musikbegeistert ist« (ebd.: 10). Dieser Blick auf Identität ergibt weniger Einsichten, als in den Ausführungen vermittelt wird, und eröffnet gravierende Schwierigkeiten, denen sich eine soziologische Analyse eigentlich stellen müsste. Was sich hier offenbart, ist ein seltsames Bild eines ahistorischen Individuums, das gänzlich unberührt, keinen bereits bestehenden Interessen folgend, plötzlich einem Sportverein beitrifft oder sich vor einem Fernseher wiederfindet, um sich grundlegend durch diese Aktivitäten definieren zu lassen. Doch beide sind nicht aus dem Nichts und ohne Prägung in entsprechende Systeme gefallen. Sondern Identität, die nur aus einem wesentlich breiteren Verständnis des Sozialen verständlich wird, hat gleichfalls einen Einfluss auf die Partizipation innerhalb der Funktionssysteme. Wären es die Systeme, die Identität ohne eine kritische, reflexive Einordnung jedes Einzelnen einfach in diesen hineinschreiben könnten, dann wären Umorientierungen und Brüche soziologisch nicht nachvollziehbar. Uns tritt hier ein Unverständnis gegenüber, das als eine Erblast philosophischer Traditionen häufiger zu beobachten ist (Elias 2003: 46, 155, 247).

»Das philosophische Menschenbild eines statischen Menschen, der als Erwachsener existiert, ohne je ein Kind gewesen zu sein, das Ausklammern des Prozesses, in dem sich jeder Mensch

ständig befindet, ist einer der Gründe für die Sackgasse, in der sich die philosophischen Wissenstheorien immer von neuem verfangen.« (ebd.: 268)

Bloß als Sackgasse kann der eingeschlagene Weg der Erklärung von Identität durch Inklusionsprofile beschrieben werden. Sicherlich erlauben sie gewisse Aussagen, ob jemand an Sport oder Musik interessiert ist, doch mehr lässt sich nicht aus ihnen entnehmen. Anerkannt wird zwar der fragmentierte Charakter von Identität bzw. Individualität, doch in ihren Komponenten lassen sich in der systemtheoretischen Perspektive keine Variationen ausmachen. Sie wird nicht einfach vom Individuum übergestülpt, sodass sie sich schlicht aus der Einbindung ableiten ließe. Vielmehr wird sie in dem vorgefundenen Rahmen konstruiert. Gesehen wird das unausgereifte Profil dieser Auffassung von Identität aufseiten der Systemtheorie nicht. Wie Stichweh anmerkt, liegt das wahre grundlagentheoretische Potenzial einer Theorie der Inklusion in eben jener Herleitung von Individualität, um in den darauffolgenden Zeilen auf mögliche und oftmals zu beobachtende fundamentale Unterschiede zwischen den Individuen unter den gleichen systemischen Umständen zu verweisen. »[I]nteressante[...] Folgen« habe dies für die Varianten der Strukturbildung in den Systemen, worauf allerdings nicht weiter eingegangen wird und eine Erklärung für diese tiefgreifenden Divergenzen wird gleichfalls ausgespart (Stichweh 2016a: 12). Mit dem Konzept der Inklusionsprofile abschließend, liegt in ihm das vielversprechendste Angebot eines systemtheoretischen Erschließungsversuchs von Inklusion und Exklusion vor. Faktisch handelt es sich jedoch um eine differenzierungstheoretische Sozialstrukturanalyse, die zumindest eine gewinnbringende Ergänzung zu derartigen ungleichheitstheoretischen Analysen darstellen könnte, insbesondere wenn es noch zu den notwendigen Feinjustierungen kommt, die es erlauben, den Blick auf die Prozesse von Ein- und Ausschlüssen zu richten. Dem Vorhaben, Identität über Inklusion in gesellschaftliche Teilsysteme oder auch in Organisationen bzw. Institutionen erklären zu wollen, kann getrost eine Abfuhr erteilt werden.

In modernen Gesellschaften stellen Organisationen eine zentrale Institution der Inklusion und den einzigen Anknüpfungspunkt dar, an dem die Prozesse des Ein- und Ausschlusses der Systemtheorie zugänglich gemacht werden können. Ohne uns gegenwärtig vertiefend mit Luhmanns Ausführungen zu Organisationen auseinanderzusetzen, die uns in die unterschiedlichsten Richtungen, als auch an dem hier behandelten Thema vorbeiführen würden, reicht es aus, darauf zu verweisen, dass deren Relevanz bereits in seinen Werken herausgestrichen wird. Organisationen sind, wie er dies festhält, ein Typus sozialer Systeme, die mit dem Voranschreiten funktionaler Differenzierung und Prozessen der

Institutionalisierung zunehmend an Bedeutung gewonnen haben (Luhmann 1993: 253; 2021b: 607, 826-827). Nach den grundlegenden Auseinandersetzungen Luhmanns mit Organisationen entwickelte sich der Verweis auf ihre Bedeutung im systemtheoretischen Strang der Debatte um Exklusion zu einer ständig rezipierten und wenig aufschlussreichen Einsicht, die immer wieder mit dem Anschein der Neuartigkeit auftritt. Ergänzt wird diese oftmals durch triviale Feststellungen, wie durch die Erwähnung Stichwehs, dass es Organisationen leichter fällt, über Inklusion und Exklusion zu entscheiden, als den Interaktionssystemen, die, wie er anmerkt, zu flüchtig und durchlässig sind (Stichweh 2009: 32). Der Einwurf ist zutreffend, doch er verhilft zu keinem tieferen Verständnis, da derart flüchtige Interaktionen, wie sie hier hervorgehoben werden, durch ihre Beschaffenheit ferner keine strukturbildende Funktion in der Gesellschaft einnehmen. Ebenso wenig spielen gesellschaftliche Funktionssysteme eine Rolle, denen sich vor allem metasoziologische Betrachtungen funktionaler Differenzierung widmen. Beachtung findet dieser Sachverhalt nicht, wiewohl die implizit mitgeführte Frage, wie eine Exklusion aus diesen überhaupt aussehen würde, bereits zeigt, dass es sich nicht um die relevante Ebene sozialer Interaktionen handelt. Ebene der Systembildung, der autopoietischen Prozesse ist die Mesebene der Organisationen und Übergeordnetes stellt eine Abstraktion dar, die als Konstrukt des Beobachters gesehen werden muss (Farzin 2008: 197). Sofern wir die Inklusionsbedingungen und ihre Strukturen in modernen Gesellschaften adäquat erfassen wollen, muss sich ein systemtheoretisches Vorhaben über die Systemreferenz der Organisation annähern (Nassehi & Nollmann 1997: 399), denn sie haben die Funktion einstiger Groß- und Gruppenkollektive übernommen. Indes weisen sie im Gegensatz zu diesen eine wesentlich geringere Bindungskraft auf (Farzin 2006: 71-72). In zahlreichen Beiträgen hat sich vorwiegend Nassehi mit einer organisationssoziologischen Ergänzung befasst, worin ein Schritt hin zu einer empirischeren Ausrichtung des systemtheoretischen Debattenstrangs begründet liegt – dieses Vorhaben zumindest theoretisch vorbereitet. Abkehrend von der Vorstellung blinder Exklusion aus der Gesellschaft unternimmt Nassehi eine Begriffsumstellung zur expliziten Exklusion aus Organisationen (Nassehi 2006: 67), wodurch sie systemtheoretisch fassbar wird. Gegenüber Organisationen als Inklusionsinstanzen und Generatoren von Inklusion wird eine systemtheoretische Kritik in Manier der Ungleichheitstheorien vorgebracht, in der diese nach außen als »Exklusions-« und nach innen als »Ungleichheitsmaschinen« beschrieben werden. Dem euphemistisch ausgestalteten Bild von Organisationen und ihrer Funktion begegnet Nassehi skeptisch und bezieht sich auf Luhmann, der davon spricht, dass es Organisationen sind, welche das Versprechen von Freiheit und Gleichheit negieren und

dadurch eine entlastende Aufgabe auf diskursiver Ebene übernehmen, da die Behauptung der Gültigkeit dieser Werte trotz ihrer fehlenden Berücksichtigungen weiterhin ermöglicht wird. Intern sind sie »Ungleichheitsmaschinen«, die über hierarchisierte Zuständigkeiten und Erwartungshaltungen ihre Prozesse absichern können. Umschreiben lassen sie sich daher ebenso als organisierte Ungleichheitsregime (Nassehi & Nollmann 1997: 401; Nassehi 2011: 177-181).

»Organisationen produzieren also per se soziale Ungleichheit, indem sie Personen Stellen, Funktionen, Ansprechbarkeiten zuweisen und entsprechend verwehren – und das sowohl nach innen als auch nach außen. Exklusion und soziale Ungleichheit – hier strikt zu unterscheiden! – sind also letztlich unvermeidliche Korrelate organisationsförmiger Kommunikation.« (Nassehi 2011: 180)

Ausgespart wird nicht, dass sowohl nach außen als auch nach innen ein Muster wirksam ist, das sich nicht aus der funktionalen Differenzierung sowie den entstehenden Erfordernissen erklären lässt, sondern aus sozial ungleichen Positionen in einer Klassengesellschaft resultiert (Nassehi & Nollmann 1997: 403-404; Nassehi 2011: 180). Diese Darstellungen zeichnen sich dadurch aus, dass systemtheoretische Kritik vermengt wird mit Ungleichheitstheorie –, was zu begrüßen ist –, dennoch fehlt es an einem Zugang in der Beschreibung dieser Prozesse, der ohne eine Bezugnahme, demnach aus einer eigenständigen Herangehensweise die Bedingungen auf originelle Art in der Lage ist zu beschreiben, um die Debatte durch ein neues Element zu bereichern. Referenziert wird auf ungleichheitstheoretische Deutungen, da immer noch eine gewisse Ahnungslosigkeit vorherrscht, wie die Thematik gewinnbringend erschlossen werden sollte. Auf einen Verweis auf Luhmann wird wegen seiner nichts Konkretes anbietenden Ausführungen zur Korruption, die als Störfeuer der funktionalen Differenzierung auftritt, verzichtet. Eine ergiebige Fortführung in der Herausarbeitung eines systemtheoretischen Verständnisses von Exklusion kann nur gelingen, wenn ein theoriespezifischer Fokus gesetzt wird und nicht kontinuierlich suchend ins Feld der Ungleichheitstheorien für Erklärungen geblickt wird – auch wenn diese bei gewählter Thematik als Instanz fungieren. Die organisationssoziologische Ergänzung stellt einen wichtigen Beitrag in dieser Debatte dar, doch sie spart weiterhin jene klaffende Leerstelle aus, die sich in der Erarbeitung einer Theorie der Exklusion zeigt, wenn es um ihre systemtheoretische Operationalisierung geht. Zusammengeführt mit der Konzeption der Inklusionsprofile würde es eine Bereicherung darstellen, uns allerdings nicht näher an ein klareres Verständnis von Exklusion heranführen. Bevor auf eine Synthese der Perspektiven



der beiden Traditionen verwiesen wird (Nassehi 2011: 176), was als Scheinlösung aufgefasst werden muss, bedarf es einer fundamentalen Reflexion über das Phänomen der Exklusion.

Kommen wir nun zur Konzeption der Exklusionsindividualität, dann sehen wir, dass sie, anders als beide anderen Fortführungen, bereits eine umfänglichere Auseinandersetzung in Luhmanns Werk erfahren hat. Insbesondere sein Aufsatz »Individuum, Individualität, Individualismus« widmet sich dieser Thematik. Fokussieren wollen wir seine Besprechung, weil anschließende Beiträge inhaltlich nicht über diese hinausgehen. Darin befasst sich Luhmann wenig überraschend mit Individualität aus einer differenzierungstheoretischen Sicht, die aus dem Vergleich moderner Gesellschaften mit ihren Vorläufern Einsichten zu gewinnen versucht, die aus einer breiteren Sicht der Soziologie keine Neuheit darstellen, sondern als Gemeingut anzusehen sind. Reichlich Aufmerksamkeit verursachte jedoch der Erklärungsansatz, den Luhmann für Individualität vorschlug, der sich gänzlich an jenen Ausführungen der neueren Systemtheorie und der Behandlung von Exklusion orientiert, die erst die Leithypothese dieses Aufsatzes möglich machen. Sperrig formuliert sie Luhmann wie folgt:

»Auf unser Thema und auf historische Analysen kommt man, wenn man zusätzlich die Form der Differenzierung des Gesellschaftssystems in Betracht zieht. Wir fragen also nach dem Zusammenhang des Umbaus von stratifikatorischer auf funktionale Differenzierung mit Komplexitätssteigerungen in Inklusions/Sozialisations-Verhältnissen; und die Leithypothese ist, daß es diese Zusammenhänge sind, die den Versuch ausgelöst haben, Individuen individueller zu denken, zu behandeln, zu institutionalisieren, während es in Wirklichkeit darum ging, Individualität von Inklusion auf Exklusion umzustellen.« (Luhmann 1993: 165)

Zweifelsohne verlangt dieser Auszug eine detaillierte Betrachtung, weshalb wir uns in der Suche nach einem besseren Verständnis der Exklusionsindividualität den einzelnen Komponenten dieser verdichteten Äußerung zuwenden. Unspektakulär erscheinen jene Einsichten, die aus einer historischen Analyse der Veränderungen von primär stratifizierter, zu primär funktional differenzierter Gesellschaftsform hervorgehen und mit denen das Gros der Soziologie d'accord geht. Die Situation ist wesentlich komplexer geworden und Individuen können sich einer einfachen Inklusion durch ihre Herkunft, aus einem Stand kommend, nicht sicher sein. Das Verhältnis zwischen Sozialisation und Inklusion in die Gesamtgesellschaft hat sich verschoben und das Gelingen Ersterer bietet keine Garantie für den Erfolg Letzterer. Ebenso stellt ein Gemeinplatz jene Einsicht dar, dass eine Änderung des Verhältnisses zwischen Sozialisation und Inklusion mit einem Wandel der Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft verbunden ist (ebd.: 163-165, 172). Doch nach

Luhmann hat die Soziologie trotz offensichtlicher Veränderungen dieser Beziehung niemals Tiefenbohrungen unternommen, die aufzeigen würden, wie sich Individualität herausbildet (ebd.: 154, 219). Um diese Lücke zu schließen, wird von ihm eine systemtheoretische Erklärung unterbreitet, die stark auf jenen zuvor bereits thematisierten Annahmen beruht; nämlich dem außerhalb der Gesellschaft stehenden Individuum, das nicht anders als die gesellschaftlichen Teilsysteme als selbstreferenziell angesehen wird. Dabei kommt der Interpenetration, die auf Inklusion verweist, in diesem Kontext eine untergeordnete Rolle zu (ebd.: 158, 161-162, 212, 228, 248). Der eigentliche theoretische Kniff, der für jene Aufmerksamkeit sorgte, beruht auf der Verbindung des Themas der Exklusion mit jenem der Individualität, womit er konträr zum Ansatz der Inklusionsprofile und ihrer Verknüpfung mit der Inklusion in die Funktionssysteme steht. Anders als in vorhergehender Gesellschaftsform, so Luhmann, gehört das Individuum nicht mehr nur einem Teilsystem an –, was einer nur wenig kritischeren Betrachtung wohl kaum standhalten würde –, sondern es sieht sich mit einer Vielzahl an Teilsystemen konfrontiert, deren kommunikativer Inanspruchnahme es früher oder später im Rahmen seiner Kapazitäten nachkommt. Die Inklusion in ein gesellschaftliches Teilsystem bestimmt nicht, wie und in welcher Intensität Inklusion im Falle eines anderen Funktionssystems stattfindet, weshalb Luhmann an anderer Stelle von einer Lockerung der Integration in den Inklusionsbereich spricht. Dieser abstrakt umschriebene Wandel führt konkrete Folgen für das Individuum mit sich, die den Kerngedanken seiner Ausführungen darstellen. Im Zuge der Partizipation tritt der Mensch entsprechend der neueren Systemtheorie nicht als solcher auf, sondern bietet seine Komplexität den Systemen an und wird nur in einem bestimmten Ausmaß einbezogen, wonach seinen Erläuterungen folgend kein Ort für diesen als »gesellschaftliches Wesen« existiert. Er wird nie gänzlich herangezogen, sondern erfüllt nur eine generalisierte Funktion. Das Individuum als solches lebt außerhalb der Gesellschaft und reproduziert sich dort (ebd.: 158; Luhmann 2018k: 256). Daher kam es »in Wirklichkeit«, nach oben angeführtem Zitat, beim Übergang zur Moderne zu einer Umstellung von der Inklusionsindividualität, die gesichert war durch die soziale Zugehörigkeit, hin zur Exklusionsindividualität, die in ihren Details nicht näher definiert ist (Luhmann 1993: 160; 2015: 299; Schroer 2001: 246-247; Schaffrick 2016: 273).

»Das Individuum kann nicht mehr durch Inklusion, sondern nur noch durch Exklusion definiert werden. [...] Daß man seine Individualität nun nicht mehr der sozialen Inklusion, sondern der sozialen Exklusion verdankt, ist eine systemtheoretische Aussage.« (Luhmann 1993: 158-159)

Dem folgend erlaubt gerade die Nicht-Zugehörigkeit des Menschen in der Moderne und der beschränkte Zugriff auf das Individuum diesem eine Individualität herauszubilden, weshalb Nassehi zugespitzt festhält, »Individualität ist Exklusion« (Nassehi 2015: 127; Kronauer 2010: 123). Die für unsere Zeit kennzeichnende kulturgeschichtliche Bedeutung von Individualität erklärt Luhmann durch den hier angesprochenen Ausschluss des Menschen aus dem Sozialsystem der Gesellschaft, dem mit einer wertbasierten, ideologischen Wiedereingliederung des Menschen begegnet wurde; Individualität wurde zu einem Ideal erhoben (Luhmann 1993: 159).

»Die gesamte Geschichte der semantischen Figuren von Freiheit/Entfremdung, Gleichheit/Ungleichheit, Öffentlichkeit/Privatheit und Gemeinnutz/Eigennutz, die die auf die Individualität des Individuums setzende Form der exkludierenden Inklusion des modernen Menschen begleiten, ist als Reaktion dieses neuen Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft zu verstehen.« (Nassehi 2015: 127)

Sich als Individuum zu betrachten, ist keine unabhängige Entscheidung, sondern sie resultiert unmittelbar aus der Umstellung von stratifizierter zu funktional differenzierter Ordnung. Obwohl kein wirklich umfängliches Interesse an der Person besteht, tritt dieses Ideal jedem Einzelnen tagtäglich als Zwang und Bürde entgegen, denn es besteht eine Pflicht, sich zu definieren, eine Identität zu gestalten und diese einer ständigen Reflexion – zumindest im notwendigen Rahmen – zu unterziehen sowie jederzeit über diese Auskunft geben zu können. Ohne eine Antwort, wer sie eigentlich seien, wird oftmals bevorzugt auf die schablonenhaften semantischen Beschreibungsfolien zurückzugreifen, der Geschmack entsprechend gewissen Standards verfeinert, Praktiken werden übernommen und die dadurch konstruierte »relativierte« Individualität wird einem ständigen Vergleich mit anderen unterzogen. Das Kopieren stellt demnach einen essenziellen Bestandteil unserer Existenz dar, worin Luhmann zuzustimmen ist. In dieser existenziellen Bestimmung lässt sich kein Punkt ausmachen, an dem sich ein Ende dieses Prozesses abzeichnen würde und die Akzeptanz der individuellen Selbstkonzeption muss immer wieder verdient werden; Selbstverwirklichung, Emanzipation und Autonomie werden bei Luhmann in diesem Aufsatz zur Exklusionsindividualität als Last gesehen (Luhmann 1993: 221, 251-252; 2018g: 125-126; 2021b: 1025; Schroer 2001: 261-264, 269; Nassehi 2015: 129, 131), was ihn zur Gleichsetzung führt, »Individualität ist Unzufriedenheit« (Luhmann 1993: 243). In der Bewältigung ihrer Lebenslagen sind die freigesetzten Individuen auf sich gestellt (Schroer 2001: 235).

»Die Inklusions-Exklusions-Begrifflichkeit interessiert sich nicht für die Wechselseitigkeit von Akteuren und Strukturen. Ihr unterliegt ein Einbahnstraßenmodell: Die sozialen Systeme setzen Bedingungen für die Partizipation der Individuen, was diese daraus machen, bleibt aber

ausgeblendet bzw. unterbelichtet. Die Individuen stehen den differenzierten Systemen als Einzelkämpfer gegenüber und sie müssen die aus den einzelnen Inklusionen gemachten Erfahrungen individuell verarbeiten. Dies ist mit dem Ausdruck der ›Exklusionsindividualität‹ gemeint.« (Schwinn 2019: 215)

Ohne jetzt weiter den theoretischen Ausführungen Luhmanns zu folgen, die auf den ersten Blick durch die Neuartigkeit ihrer Herangehensweise für Aufmerksamkeit sorgten, doch inhaltlich großteils hohl sind, da sie uns über nichts Neues informieren – es fehlt nämlich weder an Erfahrungsberichten noch an Literatur, die sich den hohen Zumutungen bzw. Selbstzumutungen unserer Zeit widmet, worin das zweite mitgeführte Grundthema dieses Beitrags besteht (Nassehi 2015: 131) –, kehren wir daher zurück zu jenem Kniff, Individualität in der Moderne über Exklusion zu definieren. Funktionale Differenzierung und die Loslösung des Individuums aus den starren Strukturen früherer Gesellschaften stellt eine Grundbedingung für jene Form von Individualität dar, der wir in der Moderne begegnen (Schwinn 2011a: 26); diese allerdings durch ihre Bedingung zu charakterisieren verweist auf ein unbedachtes soziologisches Vorgehen. Die kulturelle Dimension, das Streben nach individueller Freiheit, welches in den vergangenen Jahrhunderten prägend war, wird von Luhmann in gewohnter Konsequenz ausgeblendet und durch seine Erläuterungen zusätzlich abgetan. Es ergibt sich jedoch eine zentrale Problematik, wenn funktionale Differenzierung und Individualität auf diese Weise verknüpft werden. Luhmann tritt, wie Schroer das zutreffend hervorhebt, in gewisser Weise die Nachfolge Durkheims an, insofern er das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft in einen Steigerungszusammenhang übersetzt. Die Steigerung auf einer Seite verlangt nicht, wie dies in der Debatte um Individualismus und Kollektivismus behauptet wurde, einen Verlust auf der anderen Seite, sondern es kann auf beiden Seiten zu einer Steigerung kommen. Ungeachtet dessen, dass diese Debatte auf einer anderen Ebene stattfindet, kann mehr funktionale Differenzierung mit mehr Individualismus bzw. Individualität einhergehen; doch Luhmann behandelt diese Thematik ähnlich dem Prinzip kommunizierender Röhren, wonach in zwei miteinander verbundenen Röhren ein Wasserausgleich stattfindet (Schroer 2001: 258-261; siehe auch Luhmann 2015: 299). Diese physikalische Metapher bringt den deterministischen Gehalt, den Luhmann in der Bestimmung dieses Verhältnisses latent mitführt, gut zum Ausdruck; hier bleibt nichts außerhalb des Einflussbereichs funktionaler Differenzierung (Luhmann 1993: 149, 151). Den kulturgeschichtlichen Erfolgslauf des Individualismus kann funktionale Differenzierung nicht erklären, dafür bräuchte es die Berücksichtigung langfristiger gesellschaftlicher Prozesse und eine genaue Betrachtung der Verflechtungen zwischen

Individuen, wobei die Berücksichtigung sozialer Konflikte sowie sozialer Ungleichheit nur einen Teil darstellen würde. Die deterministische Erklärung lässt keinen Handlungsspielraum und würde gemäß Luhmanns Gleichsetzung die Individuen zur Unzufriedenheit verdammen; unfähig, ein erfüllendes und verbindendes Zusammenleben zu erreichen, geplagt vom ständigen Appell zur Individualisierung. Es kann zu einer Steigerung auf beiden Seiten kommen, sodass der Eindruck entstehen könnte, dass hier ein kausaler Zusammenhang bestünde, doch allein ein Blick in andere Regionen der Welt, in denen Individualismus westlicher Prägung, der von Luhmann auch behandelt wird, einen kulturellen Import darstellt, sollte ausreichen, um eine andere Sicht zu gewinnen. Hierfür bieten sich seinem Schema folgend besonders die funktional differenzierten Gesellschaften Ostasiens an, vor allem Japan, China und Südkorea, in denen, basierend auf anderen Vorbedingungen, Individualismus eine andere Stellung einnimmt. Sowohl für die singuläre Existenz als auch auf kultureller und gesellschaftlicher Ebene (Elias 2003: 239).

Die Konzeption der Exklusionsindividualität stellt eine kreative Art dar, auf Individualität einzugehen, ohne sich dem Individuum zuzuwenden, doch bereits bei der simplen Frage, wie aus dieser Herangehensweise Erkenntnisse gewonnen werden sollen, zeigt sich, dass hier mit keinen tatsächlichen Antworten zu rechnen ist. Verwiesen wird auf die Bedeutung der Exklusion für die Identitätsbildung, doch in welcher Form sich Ausschlüsse auswirken, wie aus ihnen Identität entstehen soll, bleibt ungeklärt. Durch das Einnehmen dieser Perspektive ergibt sich eine Reihe neuer Problemstellungen, denen sich in Luhmanns Nachfolge die Vertreter der neueren Systemtheorie aufgrund des geringen Gehalts entzogen haben und einige von der grundlegenden Idee des Ansatzes, der Umkehr von Inklusion auf Exklusion, Abstand nehmen. Beizustimmen ist Nassehi, wenn er von einer Karikatur des bürgerlichen Individuums im Kontext der Exklusionsindividualität spricht; Identität wird zur individuellen und außersozialen Leistung. Im Durcheinander, den Widersprüchen seiner Welt sucht sich das Individuum, dabei lässt es das Chaos und die Unstimmigkeiten hinter sich, in dem es in seiner Reflexion eine Ordnung schafft, die sich in der Konstruktion von Identität und einer Biographie äußern; oder aber es scheitert und leidet an der Unversöhnlichkeit seiner einzelnen Teile. Unbestritten findet bei Luhmann eine Überbetonung von Exklusion statt und bedient wird sich eines überholten Menschenbildes liberalen Ursprungs, wohingegen der eingängigeren und wohl kaum zu bestreitenden Einsicht, dass vor allem Inklusion für die Identitätsbildung bedeutsam ist, ablehnend begegnet wird (Nassehi 2011: 167; Farzin 2006: 110), um einen weiteren Themenbereich in das Gravitationsfeld der Differenzierungstheorie

zu lenken. Identität gänzlich ohne Inklusion verstehen zu wollen, ausschließlich aus der Exklusion heraus, stellt kein für die Soziologie gewinnbringendes Vorgehen dar, was sich schon in den Ausführungen zur Exklusionsindividualität bei Luhmann erkennen lässt, in denen bloß auf deren Bedeutung verwiesen wird, doch nicht der geringste Anhaltspunkt geboten wird, wie eine solche Bestimmung ausfallen sollte. Der plumpe Verweis auf einen Bereich außerhalb des Sozialen, wo sich der Prozess der Identitätsbildung vollziehen soll, reicht keinesfalls aus. Bedenkenlos können wir daher von einer theoretischen Verirrung sprechen, die zwar immer wieder als Erwähnung durch die Debatte geistert, doch nirgends eine tatsächliche, vertiefende Behandlung erfährt. Bezugnehmend auf Hillebrandt, der in Anschluss an Luhmann als Referenz hinsichtlich der Exklusionsindividualität fungiert, wird sie bloß als abstrakte Notwendigkeit für das Operieren von Systemen angesehen, die beliebig sowie partiell aus einem Bereich der egalisierenden Totalexklusion auf freigesetzte Individuen zurückgreifen können müssen (Hillebrandt 1999: 188, 247, 254, 274). Von einem Verständnisgewinn gegenüber der Herausbildung von Identität könnten wir hier nicht weiter entfernt sein.

Lassen wir abschließend die Fortführungen Revue passieren, so fällt auf, dass sie zögerlich ausfallen und über weite Strecken an den theoretischen Vorarbeiten Luhmanns festhalten, ohne sich von diesen nennenswert fortzubewegen. Den vielversprechendsten Entwurf stellen Inklusionsprofile, die auf die Einbindung in den Vollzug von Gesellschaft abzielen, dar, doch es muss Abstand genommen werden von der abstrakten Ansicht von Funktionssystemen und vielmehr auf die Mesoebene geachtet werden. Festhaltend am Primat funktionaler Differenzierung und der spezifischen Auslegung von Exklusion ist nicht mehr von dieser Position zu erwarten, die dennoch einen relevanten Beitrag zu soziologischen Debatten leisten könnte, wenn der Ansatz der Inklusionsprofile weiter ausgearbeitet werden würde. Bedingt würde dadurch jedoch das Phänomen der Exklusion beleuchtet werden. Zur Vorstellung einer Exklusionsindividualität lässt sich anmerken, dass sie sich als überzeugend erweist.

Während es nur zaghafte Bemühungen des Ausbaus gab, die sich aus den diversen Komplikationen erklären lassen, die es schwierig gestalten, über das Phänomen aus dieser Perspektive zu sprechen, fehlt es nicht an Einwüfen, die kaum etwas zur Debatte beitragen, doch gerne aufgegriffen werden. Zwei regelmäßig anzutreffende sollen hier herausgegriffen werden, um auf eine Fülle an Beiträgen hinzuweisen, die gerade aus den Schwierigkeiten herrührend, gänzlich an den wesentlichen Fragen vorbeisteuern, wodurch sie inhaltlich äußerst dünne Besprechungen darstellen. Häufiger anzutreffen sind das referenzierte Bild der

»schwarzen Löcher« und Reflexionen von der Exklusionsthematik im Kontext der »Weltgesellschaft«. Anleihen nehmend bei Luhmann, der darüber spekuliert, dass das Bewusstsein als »schwarzes Loch« aufgefasst werden könnte, da es keine Informationen über sich preisgibt –, worin eine eigenwillige Behauptung liegt –, sieht Stichweh in den Exklusionsbereichen dieser Welt, den Ghettos und Favelas, gleichsam »schwarze Löcher«, die dem Beobachter keine Einblicke gewähren. Nicht anders als im Universum durchziehen diese nicht einsehbaren Bereiche die Welt des Sozialen und lassen sich durch ihre Gesetzmäßigkeiten nicht erklären (Luhmann 2018e: 49; Stichweh 2016c: 60).

»Die Welt wäre dann eine Art von Universum, das von »schwarzen Löchern« durchzogen ist. In diese fällt gelegentlich etwas hinein. Wenn man sich ihnen annähert, wächst die Gefahr, daß man sich ihrer Anziehungskraft nicht mehr entziehen kann. Es findet nie oder so gut wie nie etwas aus ihnen heraus. Sie sind fast unbeobachtbar, weil selbst die Energie, die man für ihre Beobachtung aufbringt, aus ihnen nicht zurückkehrt. Insofern ist nahezu nichts über ihre Binnenstruktur bekannt.« (Stichweh 2016c: 60)

Augenscheinlich ergibt sich eine Reihe an Mängeln, die einem aus dieser mystifizierenden Kapitulation entgegenspringen. Eine Position, aus der jegliche Bestrebung einer Erschließung dieser massenhaften Exklusionen mit dem Argument der Aussichtslosigkeit und einer Vergeudung von Energien eine Abfuhr erteilt wird, disqualifiziert sich selbst. Ähnlich der zuvor bereits angesprochenen Behandlung des exkludierten Menschen über die rohe Körperlichkeit seiner Existenz, als a-sozialer Rest, verdeutlicht die Metaphorik des »schwarzen Lochs« gleicherweise, dass Exklusion in einem systemtheoretischen Kontext nicht wirklich begreifbar gemacht werden kann (Opitz 2008: 238). Vielmehr ist derartige Unternehmung der Analogie folgend nicht ratsam, denn »[...] [w]er die Exklusion sucht, kommt darin um!« (Schroer 2017: 185). Fraglos kann dieser Einwurf als weiteres Eingeständnis ihrer Grenzen angesehen werden.

Wenn von der »Weltgesellschaft« in der Reflexion von Exklusion die Rede ist, so dient diese Referenzierung zwei Funktionen, die gegensätzlich ausfallen. Zum einen, um darauf hinzuweisen, dass die Moderne kein Außen kennt (exempl. Bohn 2008: 180), zum anderen, um globale Systeme als organisatorische Inseln dichter Kommunikation zu beschreiben, wodurch Exklusionsbereiche außerhalb dieser operativen Räume der Kommunikation liegen (exempl. Nassehi 2011: 190). In beiden Fällen kommt es zu keinem Zuwachs an analytischer Tiefe, sondern im Gewirr der Positionen zur Exklusionsthematik, ob es sie geben kann oder auch nicht, wird Stellung bezogen, ohne die notwendige Klarheit erlangt zu haben, der es zuvor bedarf.

Auf dem theoretischen Prüfstand erweisen sich die Anstrengungen vonseiten der Systemtheorie als nicht hinreichend. Zu sehr wird an der Theorie festgehalten und die sozialtheoretischen Grundfesten werden nicht näher beleuchtet. Die Frage des Verhältnisses zwischen Individuum und Gesellschaft, das bei erlebter theoretischer Enge überdacht werden müsste, geht hier gänzlich unter und verschließt den Pfad für ein Weiterkommen. Bevor ein solches möglich sein kann, verlangt es einer radikalen Reflexion.

## **2.2 Die Entdeckung des Menschen?**

Idiosynkratisch wird vonseiten der Systemtheorie postuliert, dass die Stellung des Menschen in einer avancierten soziologischen Theorie – zu denen die Ungleichheitstheorien nicht zählen – nicht gänzlich geklärt wäre (Fuchs & Göbel 2016: 7), worin eine immense Untertreibung liegt. Vergegenwärtigen wir uns zuvor bereits thematisiertes Verhältnis zwischen sozialen und psychischen Systemen, welches vor allem in der Erschließung der Exklusionsthematik an Relevanz gewonnen hat, so ist dieses durch eine hochgradige Ambivalenz gekennzeichnet. Der Begriff des Menschen taucht in der Theorie nicht auf, da er zu diffus anmutet und allenfalls dem unwissenschaftlichen Handwerk der Philosophie dienlich sein kann (Fuchs 2016a: 15) – nicht mehr als eine Selbstbeschreibung darstellt (Luhmann 2018d: 43) –, doch gänzlich ohne den Menschen kommt die Theorie als solche nicht aus, was zu einer partiellen Berücksichtigung geführt hat, die allerdings wenig zufriedenstellend erscheint. Von dieser wenig aussichtsreichen Ausgangslage geplagt, finden sich reichlich anerkennende wie auch abschlägige Bemerkungen gegenüber dem Stellenwerts des Menschen für ein Verständnis des Sozialen; einem Hadern, welches in der neueren Systemtheorie eine Intensivierung erfahren hat, durch das unmögliche Vorhaben, ein radikales Verständnis von Systemen, die gänzlich selbstreferenziell operieren, zu etablieren und zugleich massenhafte Ausschlüsse unter dem differenzierungstheoretischen Primat erklären zu wollen, die sich nicht aus den Systemen erklären lassen. In der Publikation »Soziale Systeme« wendet sich Luhmann direkt an alle Kritiker der »autopoietischen Wende«, die darauf verweisen, dass seine Theorie dem Menschen im Vergleich zur soziologischen Tradition keine Geltung zukommen lässt.

»Das heißt nicht, daß der Mensch als weniger wichtig eingeschätzt würde im Vergleich zur Tradition. Wer das vermutet (und aller Polemik gegen diesen Vorschlag liegt eine solche Unterstellung offen oder versteckt zu Grunde), hat den Paradigmawechsel in der Systemtheorie nicht begriffen.« (Luhmann 2015: 288-289)

Betrachten wir die Axiome, die diesen Paradigmawechsel kennzeichnen, so ergibt sich ein deutliches Bild, welches uns schon auszugsweise in den vorhergehenden Ausführungen



begegnet ist, doch hier wollen wir uns diesem vertiefend widmen. Anleitend dient uns die von Luhmann selbst aufgeworfene Frage, »[...] was es bedeutet, wenn man Individuen empirisch ernst nimmt [...]« (Luhmann 2018a: XI), deren Behandlung eine wesentliche Facette seines Spätwerks bildet (Luhmann 2018c: 27). Entsprechende Beiträge beinhaltet vornehmlich der sechste Band der »Soziologischen Aufklärung«. Mit der Systemtheorie Bielefelder Provenienz richtet sich Luhmann gegen handlungstheoretische Ansätze, die oftmals mit humanistischen Anliegen verbunden sind, und erwidert auf den Begriff des sozialen Handelns mit dem des Systems. Mit der Bestimmung des Sozialen und somit der Disziplin der Soziologie über die Bedingung des sinnhaften Handelns ist untrennbar der Name Max Weber verbunden, der als einer der Gründungsväter der Disziplin einen wesentlichen Beitrag geleistet hat, freilich aber keinen unüberschreitbaren Endpunkt soziologischer Reflexion gesetzt hat. Dennoch wurde eisern am handlungstheoretischen Zugang in der Soziologie festgehalten, trotz theoretischer Probleme, die sich im Versuch, Gesellschaft begreiflich zu machen, ergeben, woran Luhmann in diesem Band und besonders im Vorwort Kritik übt. Abgesehen von einer antihumanistischen Haltung, die viele Passagen durchringt (Luhmann 2018a: IX), lassen sich an manchen Stellen Parallelen zu Überlegungen Norbert Elias hinsichtlich der Handlungstheorien ausmachen, die sich in seinem Werk »Die Gesellschaft der Individuen« finden lassen. Fokussiert auf Handlungen gelingt es diesen Ansätzen nicht, die Ebene der Gesellschaft und ihrer Prozesse ausreichend zu belichten. Vielmehr scheinen sich Individuen vereinzelt oder in losen Haufen durch die Welt zu bewegen (Elias 2003: 220). Während Elias in der Herausarbeitung der Prozesssoziologie diesem Defizit mit der Konzeption der Figuration begegnet, dient der Begriff des Systems bei Luhmann auf basalster Ebene in gleicher Weise einer Überwindung dieses Missstandes. Beide Projekte schlagen gänzlich unterschiedliche Pfade ein, es werden vollkommen divergente theoretische Konsequenzen gezogen, sodass sie sich einander entgegengesetzt in einem Kontinuum der Berücksichtigung des Menschen wiederfinden. Doch wie folgendes Zitat mit seinen Parallelen zeigt, ist es jenes Defizit im Feld der soziologischen Theorien, das ebenso impulsgebend war für Luhmann.

»Der Mensch wird an der Unterseite des Handlungsbegriffs angeklammert und, wie Odysseus am Fell des Liebsten der Böcke, aus der Zyklophenhöhle in die Gesellschaft seiner Gefährten hineingerettet. Es bleibt denn auch unklar, wie man sich eine Gesellschaft vorzustellen hätte, die aus Handlungen besteht, die ihrerseits von Menschen gehandelt werden. Man müßte an einen riesigen Oktopus denken, der nicht nur aus acht, sondern aus fünf bis sechs Milliarden Organen besteht, die mit riesigen Reizflächen sich in der Welt bewegen, gleichzeitig, aber nur lokal stimuliert und nur durch geringe Interdependenzen kontrolliert. [...] Tatsächlich haben

die Handlungstheoretiker es jedoch versäumt, eine solche oktopodeske Theorie der Gesellschaft auszuarbeiten, so daß wir uns weitere Spekulationen darüber ersparen können.« (Luhmann 2018a: X)

Auf gewohnt hämische Weise bringt Luhmann diese geteilte Diagnose vor. Dem vermeintlich avancierteren Gehalt des systemtheoretisch unterbreiteten Angebots wollen wir in Folge nachspüren. Die Unterscheidung von sozialen und psychischen Systemen, wie sie kennzeichnend ist für die neuere Systemtheorie, statuiert in Verbindung mit der Annahme ihrer Selbstreferenzialität ein fixiertes Verhältnis zwischen ihnen. Sie werden als voneinander separiert behandelt, unterschieden durch ihr Medium – Bewusstsein und Kommunikation –, kommuniziert wird von sozialen Systemen, selbstredend können kognitive Leistungen nur durch die psychischen Systeme erbracht werden sowie zwischen ihnen eine wechselseitige Abhängigkeit besteht (Luhmann 2018c: 16, 19; 2018d: 29-35; 2018f: 108; 2018i: 158), um dies an dieser Stelle in aller Kürze zu erwähnen. Trotz des ständigen Verweises auf die Relevanz einer Einbeziehung des Menschen in die Theorie, wird als »Individuum« oder auch Objekt der Soziologie das soziale System ausgemacht (Luhmann 2018d: 36; 2018i: 160), was sich aus dem spezifischen Zugang zum Sozialen ergibt. Die Systemtheorie Bielefelder Provenienz trägt den Anspruch allgemeiner Gültigkeit ins Feld, was Fuchs besonders deutlich in einem Lehrbuch, einer Einführung in die Soziologie für pädagogische und soziale Berufe, mit den Worten, dass es nichts gebe, »worüber man nicht sinnvoll mit den Mitteln der Systemtheorie nachdenken [könnte]«, ausdrückt (Fuchs 2016b: 259). Doch in ihrer Ausgestaltung handelt es sich um eine Kommunikationstheorie mit maximalem Abstraktionsniveau. Von der Frage ausgehend, wie Gesellschaft eigentlich möglich ist, welche in ihren verschiedensten Ausformungen die Soziologie seit ihren Anfängen begleitet (Luhmann 2017: 417), unterbreitet Luhmann zunächst eine verlockend simple Erklärung, die von dort aus in luftige Höhen aufsteigt. Komplexität, Kontingenz und Selektion bilden die Schlagwörter (Luhmann 2015: 83), wobei ihr Verhältnis wie folgt zusammenzufassen ist: »Komplexität in dem angegebenen Sinne heißt Selektionszwang, Selektionszwang heißt Kontingenz, und Kontingenz heißt Risiko« (ebd.: 47). Die funktional differenzierten Gesellschaften der Moderne zeichnen sich durch einen enorm hohen Grad an Komplexität aus sowie sich der Selektionszwang zu früheren Gesellschaftsentwürfen deutlich verstärkt hat, was mit einer zunehmenden Erfahrung von Kontingenz einhergeht, die für sich und in ihrer erweiterten Form der doppelten Kontingenz das Ausgangsproblem darstellen (Luhmann 1985: 142; Lindemann 2016: 149). Unbestimmtheit, Erwartungsunsicherheit und die daraus resultierenden Risiken stellen nach Luhmann die Grundlage der Herausbildung von Mustern

und sozialen Strukturen dar. Eine gewisse Verwandtschaft lässt sich in Luhmanns soziologischer Bearbeitung der Frage nach dem Ursprung des Sozialen zur politischen Theorie Hobbes registrieren, doch dem kann hier nicht weiter nachgegangen werden. Aus der gemeinsam gemachten Erfahrung der Unbestimmtheit ergibt sich gewiss ein Konsens, der sich zu einem Teil in Strukturen, Normen und Werten widerspiegelt. Dieses ordnende Prinzip, die sozialen Gesetzmäßigkeiten, die diesem Prozess zugrunde liegen, sind nach Luhmann systemischer Natur, weshalb Gesellschaft nur über das Konzept des Systems wirklich verständlich wird. Bissig formuliert Luhmann, »[...] wenn es keinen Wertkonsens gäbe, würde man ihn erfinden« und »[d]as System entsteht, etsi non daretur Deus« – als ob es keinen Gott gäbe –, folgt daher keiner äußeren Gesetzmäßigkeit, sondern findet seine Begründung in sich selbst (Luhmann 2015: 151; Fuchs 2016a: 28; Hofmeister 1979: 274). Transzendentalen Erklärungsversuchen über externe Ordnungskräfte wird eine Abfuhr erteilt und es wird eine radikal-konstruktivistische Sicht eingenommen, in der alles über Systeme begreifbar gemacht werden soll. Systeme sind jene zentrale Instanz, die Erwartungssicherheit erlauben, wo es ansonsten nur Unbestimmtheit gibt. Relativiert wird diese Sicht im Kontext der Exklusionsthematik, die deutlich veranschaulicht, dass der Zugang über das Prinzip funktionaler Differenzierung nicht ausreicht. Denn den der Systemtheorie zugrundeliegenden sozialtheoretischen Festlegungen wendet sich Luhmann intentional nicht kritisch zu – zumindest nicht explizit –, um die Theorie nicht zu gefährden. Nur einmal verhöhnen über Ansprüche und deren Beachtung bzw. ihr Unberücksichtigtbleiben aufseiten der Systeme wird das individuelle Problem der Erwartungssicherheit angesprochen, das durch den Rückgriff auf das Prinzip der Reziprozität in nepotistischen und korrupten Netzwerken auf Ebene der Organisationen für Kurzschlüsse sorgt, um dieses zu umgehen (Luhmann 1993: 254). Kehren wir zu einem reinen Verständnis der Theorie zurück, welches nicht mit der durch Exklusion ausgelösten Krise konfrontiert ist und fragen nach der Form, wie Systeme Kontingenz entschärfen.

»Das Charakteristische von Luhmanns Sozialitätskonzeption liegt in folgendem: Die Systeme, die miteinander in ein Verhältnis doppelter Kontingenz geraten, bilden zwar die konstitutive Bedingung für die Entstehung sozialer Systeme, aber die kommunikativen Selektionen werden als Selektionen der Kommunikation selbst begriffen. Wenn das soziale Kommunikationssystem einmal entstanden ist, werden die Systeme (Ego und Alter), die die konstitutive Bedingung sozialer Systeme bilden, in dessen Umwelt expediert. Das soziale System wird als ein emergenter Systemtypus mit eigenen Elementen und Operationen verstanden.« (Lindemann 2016: 150-151)

Initialisierend für das Entstehen sozialer Systeme ist die Begegnung in doppelter Kontingenz, doch der Vorgang der Selektion, der diese ausräumt, wird der Kommunikation zugesprochen, die nur auf Ebene sozialer Systeme stattfindet. Der Mensch und sein Bewusstsein werden ausgelagert. Unbestritten ergibt sich in diesem Vorgang eine gewisse Erwartungssicherheit, die Unbestimmtheit wird ausgeräumt, doch er berücksichtigt das Soziale und den Menschen nur fragmentarisch. Einzusehen sei es nach Luhmann nicht, wieso der Platz in der Umwelt des Gesellschaftssystems ein schlechter für den Menschen sei, und er fügt hinzu, dass aufgrund der schlechten Erfahrungen vor Menschenbildern zu warnen wäre (Luhmann 2018i: 161), dabei blendet er hingegen gänzlich aus, dass seine Theorie nicht anders als diese einen spezifischen Blick auf den Menschen beinhaltet. Unreflektiert bleibt, dass in der Erschließung eines theoretischen Zugangs Selektionen stattfinden, die ein sozialtheoretisches Fundament entstehen lassen, das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft definieren und nicht zuletzt ein spezifisches Menschenbild mit sich führen. Anders als dies Luhmann behauptet, kommt es in der Sozialdimension nicht zu einem Komplexitätsgewinn durch den Ausschluss des Menschen, was, wie er es sieht, per se einen Erkenntnisgewinn darstellen würde (Luhmann 2021b: 765), sondern die Theorie richtet sich perspektivisch auf die Erfassung kommunikativer Strukturen aus. Sie erfüllt in diesem Zusammenhang nichts weiter als ihre Funktion. Weshalb Lindemann auch anmerkt: »In dieser Perspektive geraten Individuen notwendigerweise aus dem Blick und der Fokus der Beobachtung verschiebt sich auf die Verschiedenheit ausdifferenzierter sozialer Systeme« (Lindemann 2016: 151). Wenn Luhmann für die Systemtheorie reklamiert, dass diese den Menschen empirisch ernst nehmen würde, so stellt sich doch die Frage, in welcher Form dies geschieht, was uns direkt zu ihrem Menschenbild führt. In die theoretische Architektur wird der Mensch über die Bereitstellung seiner Komplexität in systemischen Prozessen eingeführt –, was mit dem Begriff der Interpenetration beschrieben wird –, und dies geschieht, wie wir es bereits besprochen haben, in einer generalisierten und universalistischen Form, nämlich durch Rollen (Stichweh 2016b: 18). Wie Luhmann in seinem Beitrag »Die gesellschaftliche Differenzierung und das Individuum«, der eine Vorarbeit zum Aufsatz »Individuum, Individualität, Individualismus« darstellt und einige Punkte bereits anreißt, ausführt, reagiert die Soziologie bereits in ihren Anfängen mit zwei Konzepten auf die bestimmenden Veränderungen im Sozialen, deren theoretische Erschließung als zentrales Kriterium des theoretischen Gehalts angesehen wird. Dabei handelt es sich um funktionale Differenzierung und das höhere Maß an Rollendifferenzierung, die in einem Steigerungszusammenhang, den wir bereits im Kontext der Exklusionsindividualität angesprochen haben, stehen. Festgelegt wird ein überaus enger

Zugang zum Sozialen, der im Kontext der Klassiker, insbesondere von Durkheim, vorgeblich seine Legitimation erfährt, doch sowohl Gesellschaft als auch Individuum werden nicht ausreichend berücksichtigt, was sich nach bisherigen Darstellungen auch darin zeigt, dass der Mensch über seine Rollen und allenfalls deren Management begreifbar gemacht werden soll (Luhmann 2018g: 123-124). Nur teilweise berücksichtigt (Nassehi 2006: 50), bleibt der Mensch schemenhaft außerhalb der Gesellschaft stehen und wartet auf seinen Eintritt. Diffus gestaltet sich auch die Debatte, wie dieser ausfallen sollte. Mit dem Menschen überfordert, finden sich wiederkehrende Versuche, jenen Referenzbegriff des Individuums zu diskreditieren, dessen Etymologie folgend dieses »unteilbar« ist; worauf Luhmann nur spöttisch bemerkt, dass »[i]nsofern [...] auch ein Teller ein Individuum« sei (Luhmann 2021b: 1016; siehe auch 2018g: 120). Von einem »ganzen Menschen« könne man, so Bergmann, nicht bedenkenlos sprechen, da sich dieser aus einer Vielzahl von Systemen auf unterschiedlichsten Ebenen zusammensetzt. Die »exzentrische Positionalität« erweiternd steht der Mensch nicht mehr nur einer äußeren Natur gegenüber, sondern er findet sich in einer »exzentrischen« Position gegenüber seinem Körper, seinem Bewusstsein und letztendlich gegenüber der Gesellschaft wieder, womit er in ein Außen befördert wird, welches sich jeglicher Erschließung entzieht (Bergmann 2016: 92-93). Besonders aufschlussreich ist folgender Auszug:

»Der Mensch ist immer ›draußen‹. [...] Ebenso wenig wie der Mensch ein Element des Sozialsystems ist, ist er ein Element des psychischen Systems oder organischer Systeme. Das handelnde Subjekt wird in dieser Konzeption in System/Umwelt-Beziehungen aufgelöst. Der Mensch ist zwar das Forschungsobjekt der entsprechenden Wissenschaftsdisziplinen, von der Biochemie über die Medizin, Biologie und Psychologie bis zur Soziologie, kann aber von keiner dieser Disziplinen als ›Einheit‹ beobachtet werden, jede Disziplin wählt eine Systemreferenz aus und behandelt die anderen als Umwelt dieses Systems.« (ebd.: 93-94)

Es gibt nicht nur keinen Platz für den Menschen in seiner Gesamtheit, sondern dieser wird als solcher infrage gestellt, wenn er als Bezugspunkt für Imaginationen beschrieben wird; er bloß ein Thema in der Kommunikation und einen Gedanken im Bewusstsein darstellt (Fuchs 2016a: 17-18; siehe auch Luhmann 2018l: 271). Wenn es also keinen »ganzen Menschen« gibt, nur einzelne Facetten, die von den jeweiligen Wissenschaften bearbeitet werden, dann offenbart sich jenes Fragment, welches demnach der Soziologie zuzuordnen sei. Uns begegnet an dieser Stelle ein Erbe der angelsächsischen Soziologie, welche an einem Zugang gearbeitet hat, der das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft, die Sicht auf dieses, in das Bild des *homo sociologicus* gegossen hat. Dahrendorf sieht in diesem kein Menschenbild, sondern den grundlegenden Verzicht auf ein solches (Dahrendorf 2010: 57, 83, 100), obwohl

kaum bestritten werden kann, dass es in gleicher Weise wirksam ist. Der Entwurf der Systemtheorie, wie er von Luhmann skizziert wurde, basiert auf diesem Erbe und verschärft dieses noch. Dahrendorf ist hinsichtlich dieser Tradition zuzustimmen, wenn er zu ihr festhält, dass für diese die »Gesellschaft [...] die entfremdete Gestalt des Einzelnen [ist], *homo sociologicus* ein Schatten, der seinem Urheber davongelaufen ist, um als sein Herr zurückzukehren« (ebd.: 44). Alle Bemühungen richteten sich dahingehend, den unfruchtbaren Unschärfen, den prekären Sinnzumutungen, die sich in der alteuropäischen Behandlung der *conditio humana* ergaben, zu entgehen (Fuchs & Göbel 2016: 8; Luhmann 2018i: 162), indessen sind zentrale Aspekte des Sozialen und der Mensch in all seiner Komplexität auf der Strecke geblieben, um das notwendige Abstraktionsniveau zu erreichen, auf dem sich eine systemische Logik ausmachen lässt, die sich der Fehleranfälligkeit und Voreingenommenheit vergangener Tage entledigt. Im Verzicht auf den Menschen bis auf das chamäleonartige Subjekt (Schwinn 2019: 84), das in der Vorstellung des *homo sociologicus* seinen Platz findet, liegt der Keim dieser ausdrücklich modernen Theorie (Farzin 2006: 110), deren avancierter Rang von Vertretern häufig durch genau diesen Ausschluss erklärt wird. Trotz aller Versuche, einen Eintritt zu ersinnen, schließt die Architektur der Theorie diesen aus. Gezeigt werden konnte nur ein Ausschnitt, doch aufseiten der Systemtheorie fehlt es nicht an diesen amüsierenden und zugleich wenig erhellenden Auseinandersetzungen mit dem Menschen, wohingegen es an einer aufrichtigen Haltung, die den wirklichen Ausdruck eines engagierten Umdenkens ersichtlich machen würde, mangelt. Das Individuum empirisch ernst zu nehmen, würde voraussetzen, dass derartige Bestrebungen nicht nur renitent einem gesellschaftlichen Verlangen nach einer warmherzigen und anteilnehmenden Selbstbeschreibung zugeschrieben werden (Luhmann 2018l: 275; siehe auch 2015: 298, 347), sondern eine theoretische Notwendigkeit in dessen Berücksichtigung gesehen wird. Eine Abkehr von dieser antihumanistischen Attitüde findet weder unter Luhmann, noch in dessen Nachfolge statt, weshalb seine schließenden Worte im Beitrag »Die Soziologie und der Mensch« immer noch bezeichnend sind für das Verhältnis zwischen der Systemtheorie und dem Menschen –, was auch das Verhältnis zur Exklusionsthematik ausdrückt. Ambivalent und doch vor allem durch Ablehnung gekennzeichnet, schreibt Luhmann, »[...] daß man vom Menschen im Kontext einer Theoriearbeit zunächst lieber schweigen sollte« (Luhmann 2018l: 276).

»Es gibt andere und es gibt viel bessere Analysen der Struktur und der Folgeprobleme der Ordnung der modernen Gesellschaft als gerade diese, die auf das spezifische Schicksal von Menschen in dieser Gesellschaft abstellen. Ich meine natürlich nicht – um damit zu schließen

– daß wir, die wir hier aus festlichem Anlaß zusammen sind, keine Menschen sind; nur – wenn wir sagen, daß wir das sind, und erst recht, wenn wir es sein wollen, dann wird es unvermeidlich dilettantisch.« (ebd.)

Die Soziologie und mit ihr die Systemtheorie stehen hier in einer Verantwortung, die über die reine wissenschaftliche Gelehrsamkeit hinausgeht, weil zweifelsohne auch Beschreibungen bzw. Selbstbeschreibungen der Gesellschaft unterbreitet werden, wobei dem systemtheoretischen Lager kein positives Zeugnis ausgestellt werden kann. Wie Dahrendorf anmerkt, so hält die Perspektive des *homo sociologicus* eine gewisse Toleranz gegenüber Ungleichheiten – und Exklusionen – parat (Dahrendorf 2010: 85), die insbesondere in der Systemtheorie aus einem Desinteresse und einer Teilnahmslosigkeit resultiert, die augenfällig einer kritischen Reflexion und internen Revision bedarf, wenn sie sich Phänomenen der Marginalisierungen tatsächlich zuwenden will. Ein solches Vorhaben müsste an den Grundsätzen beginnen. Seinem Hauptwerk »Die Gesellschaft der Gesellschaft« hat Luhmann das zweite Axiom Spinozas vorangestellt, das lautet, »[w]as durch ein anderes nicht begriffen werden kann, muß durch sich selbst begriffen werden« (Luhmann 2021a: 10; Spinoza 2017: 7), wonach Gesellschaft nur durch sich selbst und die inhärenten systemischen Gesetzmäßigkeiten begriffen werden könne. Die systemtheoretische Deutung, was genau unter Gesellschaft zu verstehen sei, nämlich ein Bündel von Funktionssystemen, die zusammen ein Sozialsystem ergeben, stellt eine unbefriedigende Offerte dar. Produkt einer spezifischen Kommunikation ist sie nichts anderes als eine Selbstbeschreibung, um der systemtheoretischen Formulierung zu folgen (Luhmann 2021a: 16), der es am notwendigen Detailreichtum fehlt. Dem entgegnend könnte das sechste Axiom herangezogen werden, wonach »[e]ine wahre Idee [...] mit ihrem Gegenstand übereinstimmen [muss]« (Spinoza 2017: 7). Die Gesellschaft als Gegenstand ist nicht gleich ihrer stabilisierten kommunikativen Strukturen, vielmehr stellen diese eine ihrer Dimensionen dar; gewiss besteht diese aber aus Individuen.

### **2.3 Resümee zum differenzierungstheoretischen Exklusionsverständnis**

Annähern wollen wir uns dem Resümee, das drastisch ausfällt, über die gefühlsselige Umschreibung des Forschungsvorhabens als Flug, zu der sich Luhmann im Vorwort seiner Publikation »Soziale Systeme« hat hinreißen lassen, an der Kritik exzellent anschließen kann, denn diese wird durch die gewählte Metaphorik bekräftigt. Die Analogie steht demnach, wie wir es hier schon erwähnt haben, zu Beginn der »autopoietischen Wende«.

»Diese Theorieanlage erzwingt eine Darstellung in ungewöhnlicher Abstraktionslage. Der Flug muß über den Wolken stattfinden, und es ist mit einer ziemlich geschlossenen Wolkendecke zu rechnen. Man muß sich auf die eigenen Instrumente verlassen. Gelegentlich sind Durchblicke nach unten möglich – ein Blick auf Gelände mit Wegen, Siedlungen, Flüssen oder Küstenstreifen, die an Vertrautes erinnern; oder auch ein Blick auf ein größeres Stück Landschaft mit den erloschenen Vulkanen des Marxismus. Aber niemand sollte der Illusion zum Opfer fallen, daß diese wenigen Anhaltspunkte genügen, um den Flug zu steuern.« (Luhmann 2015: 12-13)

Verdichtet trägt dieser aufschlussreiche Auszug wesentliche Momente der systemtheoretischen Theorieanlage in sich. Motiviert, eine Theorie zu entwerfen, welche sich gänzlich der Dimension der funktionalen Differenzierung widmet, wurde eine Perspektive eingenommen, die auf Details nicht fokussieren kann. Selbst wenn es zu einem Blick durch die Wolkendecke kommt, erlaubt die sublimierte Theorie sowie ihre spezifischen Instrumentarien keine wirkliche Orientierung, und in den luftigen Höhen der Abstraktion stellt sich ein trügerischer Eindruck ein. Mit dem Blick auf die scheinbar erloschenen Vulkane des Marxismus erscheint das Soziale größtenteils befriedet; wohl geordnet durch das eine Prinzip. Wie Farzin mit Verweis auf Baecker anmerkt und dem zuzustimmen ist, liegt im gelungenen Entwurf einer Theorie zugleich ihr Scheitern in anderen Belangen begründet (Farzin 2011: 171) oder, wie Luhmann dies selbst anführt, formieren Begriffe den Realitätskontakt (Luhmann 2015: 13). »Mit ihren Formen, ihren Unterscheidungen exponiert die Theorie ihre blinden Flecke, daß heißt das für sie Unsichtbare, dem sie verdankt, was sie sehen kann«, wie Luhmann an anderer Stelle schreibt (Luhmann 2021b: 1133). Konzipiert wurde mit der Systemtheorie, insbesondere ihrer spätesten Ausformung, ein theoretisches Gebäude, welches unter den soziologischen Entwürfen von Großtheorien den knappsten Entwurf darstellt, dem nur ein sehr begrenzter Zugang zum Sozialen zugrunde liegt, wie wir es in den vorhergehenden Abschnitten gesehen haben. Für die Systeme sinnhafte Kommunikation stellt nur einen begrenzten Ausschnitt dessen dar, woran auch nicht ernsthaft gezweifelt werden kann, was sich nicht zuletzt im Verweis und Eingeständnis Luhmanns zeigt, dass man bloß seinen Augen trauen müsste. Aufgrund der axiomatischen Annahmen, die auf einer sozialtheoretischen Ebene angesiedelt sind, harmonisieren Systemtheorie und das Konzept der Exklusion nicht miteinander, was sich verschärft durch die Einführung einer radikalen Selbstreferenzialität sozialer Systeme; daher kann expliziter davon gesprochen werden, dass diese nicht kohärent miteinander in Verbindung gebracht werden können (Farzin 2008: 202; 2011: 57-58). Die für die Thematik relevanten Dimensionen des Sozialen finden in dieser Theorie, die als solche als Produkt ihrer Zeit gesehen werden muss, als



Selbstbeschreibungsfolie einer bürgerlichen Gesellschaft, welche die Bedeutung alter Verwerfungen herunterspielt, keinen Platz (Nassehi 2015: 140-141). Aus dieser Parteilichkeit ergibt sich eine normative Drückebergerei, die bezeichnend ist für Luhmanns Werk, wie dies Wolf-Dieter Narr zutreffend anmerkt, in dem die moderaten Bemühungen des Spätwerks ein »inkonsistentes«, verräterisches Aufflackern darstellen, wobei »[...] Begriffe [...] dem Sande gleich, der in eine Mischmaschine für Beton ohne Zement geschaufelt wird[,] leer und zusammenhanglos« rotieren (Narr 1996: 253-254). Letztlich zeigt sich dies im Scheitern, eine einheitliche und analytisch gehaltvolle Konzeption von Exklusion vorzuweisen, deren Fundierung innerhalb der eignen avancierten Theorie stattfindet und nicht nur durch den alleinigen Verweis auf die Ungleichheitstheorien, die Geschehenes bestätigen. Luhmann hielt an seiner Theorie fest, doch in der Schilderung seiner Eindrücke gelang es ihm nicht, das Primat funktionaler Differenzierung und das latent mitgeführte Bild des *homo sociologicus* zu behaupten und verfiel neben einer Umschreibung von Betroffenen über ihre Körper als a-sozialer Rest, die aus einem ebenso faszinierten wie unbedarften Herangehen resultiert, in die Bezugnahme auf die seinerseits unliebsamen Bezeichnungen des Individuums und des Menschen, wenn er seine Erfahrungen schildert (Schwinn 2019: 219), die auf Elemente außerhalb dieser theoretischen Tradition hindeuten. Was kann daher von der Systemtheorie hinsichtlich der Erschließung der Exklusionsthematik erwartet werden? Das Fazit fällt bereits unter Systemtheoretikern deutlich aus. So sieht Opitz nicht nur das spezifische Vokabular bzw. die theoretischen Instrumentarien, sondern das ganze epistemologische Programm als ungeeignet an. Ungeachtet der unterschiedlichen Ausformulierungen von Exklusion, so markiert die Systemtheorie ausschließlich Inklusion, wodurch Exklusion als Nichtereignis theoretisch nicht zu erfasst ist (Opitz 2008: 239-240; siehe auch Schwinn 2019: 217). Fassen wir Exklusion als problematische Inklusion – als inkludierende Exklusion – auf, so ändert sich an diesem Sachverhalt nichts; man stellt sich ihm nur nicht mehr und kehrt ab von der ursprünglichen Zielsetzung, eine Erklärung für jene Extremformen der Exklusion bereitzustellen. Dieser Rückzug auf vertrauten Untergrund ist im Kontext der Bewahrung der Theorie zu sehen (Schroer 2017: 183). Es kann daher festgehalten werden, dass das gesetzte Ziel nicht erreicht wurde und andere Exklusionsphänomene, die sich im diffusen Bereich der Nichtereignisse ausmachen ließen – zumindest mit einer anderen Herangehensweise – gänzlich ausgespart werden. Gerade diese bestimmen die Debatte jenseits des systemtheoretischen Strangs (Nassehi 2006: 50-51), weswegen von außerhalb nur geringes Interesse an ihren Ausführungen besteht, in denen sich Passagen des Haderns mit der eigenen Theorie mit soziologischen Gemeinplätzen abwechseln, die sich andernorts in stringenterer

Form wiederfinden lassen; ohne das theoretisch fragwürdige Beiwerk. Sich den Binsenweisheiten zu widmen, deren Verwendung sich Systemtheoretiker keinesfalls verlegen waren, würde für sich ein ausgiebiges Thema darstellen, für das hier allerdings kein Platz ist. Die Betrachtung von Gesellschaft über funktionale Differenzierung erscheint als insuffizient, veranschaulicht hat dies überdeutlich die Krise, welche mit dem Exklusionsthema in die Systemtheorie Einzug gehalten hat. Eine Betrachtung dieser theoretischen Tradition folgend, liefert kein Verständnis für die ausgemachten Phänomene, geschweige denn eine Erklärung. Es manifestiert sich in ihr eine virtuose Kunst des Aussparens (Narr 1996: 246), unterdessen entkoppelt sie sich vom Sozialen, bis sie mit »[...] dem menschlichen Personal nichts Rechtes anzufangen [...]« vermag und behandelt Marginalisierungen in ihrem Auftreten gleichsam eines Flipperspiels; von Zufällen bestimmt (Schwinn 2019: 189; siehe auch S. 62). Im Vorwort des sechsten Bandes der »Soziologischen Aufklärung«, welcher seinem Spätwerk zuzurechnen ist, fasst Luhmann die Lage wie folgt zusammen und liefert ein prägnantes Fazit zum Gehalt und der Ausrichtung seines theoretischen Exkurses, obwohl es nicht als solches verfasst wurde. So bleibt es »[a]m Ende dieses Jahrhunderts [...] kaum noch zu bestreiten, daß die Menschen mit einer Gesellschaft ohne Glück, ohne Solidarität und ohne Aussicht auf Angleichung der Lebensverhältnisse zurechtkommen müssen« (Luhmann 2018a: VIII). Unzweifelhaft liegt hierin eine gänzliche Kapitulation vor, die einräumt, dass es eben nicht genügt, die Theorie sozialer Differenzierung mit der Begrifflichkeit von Exklusion anzureichern, wie dies Luhmann zuvor verkürzt behauptet hatte (Luhmann 2018k: 260). Eine Erschließung der Thematik durch die neuere Systemtheorie war von Beginn an zum Scheitern verurteilt, wobei dies nicht nur auf das epistemologische Programm zurückzuführen ist, sondern bereits früher ansetzend, mangelt es an der Bereitschaft, sich dem Phänomen unvoreingenommen anzunähern, denn das kohärente theoretische Gebilde, in dessen Erarbeitung große Anstrengungen geflossen sind, wäre dadurch bedroht gewesen. Geringstenfalls hätte das stets erhobene Primat zurückgenommen werden müssen, was ein schmerzliches Eingeständnis gewesen wäre. Anschließend an das Verdikt Luhmanns aus seinem Beitrag »Jenseits von Barbarei«, das sich gegen die ungleichheitstheoretische Tradition richtet, die vermeintlich unzeitgemäß, daher obsolet wäre (Luhmann 1996: 230), stellt Behrendt in entgegengesetzter Richtung eine drastische Bescheinigung aus, der wir uns hier anschließen wollen.

»Mit anderen Worten: Der Systemtheoretiker kann nur konstatierend darüber sprechen, welche Inklusionsmechanismen ein Funktionssystem aufweist, ohne dass sich Einfluss auf ihre Gestaltung nehmen ließe – weder im Guten noch im Schlechten. Die

Kommunikationsprozesse und Entscheidungsprogramme der gesellschaftlichen Teilsysteme entziehen sich der Systemtheorie zufolge sogar so umfassend gesamtgesellschaftlichen Interventionsmöglichkeiten, dass vielmehr Luhmanns defätistischem Verdikt zuzustimmen ist: ›Wenn diese Diagnose auch nur ungefähr zutrifft, wird die Gesellschaft von der Soziologie weder Rat noch Hilfe erwarten können.« (Behrendt 2019: 474-475)

Ohne weitere Worte zur Systemtheorie zu verlieren, so illustrieren die bisherigen Ausführungen, dass diesen Anstrengungen kein Erfolg beschieden war und sich aus ihnen vielmehr ein theoretisches Trauerspiel entwickelt hat.

### **III. Exklusion im Feld der Ungleichheitstheorien**

#### **3.1 Zur Behauptung des eigenen Forschungsgegenstandes**

Die antagonistische Haltung der Systemtheorie Bielefelder Provenienz gegenüber den Handlungstheorien wurde bereits zuvor erwähnt. Es handelt sich um einen immanenten Bestandteil dieses Projekts, das sich in Gänze den überholten Traditionen europäischer Soziologie, die handlungstheoretisch und oftmals humanistisch orientiert waren, entgegenstellt und eine Alternative zu diesen bieten soll, angestoßen durch Impulse aus der angelsächsischen Soziologie, genauer durch den systemtheoretischen Entwurf Talcott Parsons. Interessant ist hier, dass es mit dem theoretischen Beitrag Dahrendorfs in Form des *homo sociologicus* in gewisser Weise eine Parallelerscheinung in der deutschsprachigen Soziologie gab, welche das Motiv und wesentliche Kritikpunkte teilt (Dahrendorf 2010: 22, 65), um dies nur beiläufig zu erwähnen. Obwohl wir uns der neueren Systemtheorie in ihrem Eifer in der analytischen Vereinnahmung gegenwärtig zu beobachtender Marginalisierungen zugewendet haben, soll hier dennoch vertiefend auf den Angriff gegenüber den Ungleichheitstheorien eingegangen werden, um uns ihren gewissermaßen erzwungenen Einstieg in die Debatte um Exklusion zu vergegenwärtigen. Dabei kommt man um die diffuse Argumentation hinter der intensivierten Behauptung eines Primats funktionaler Differenzierung in Luhmanns Spätwerk nicht umher, deren wesentlichen Bestandteilen wir uns annähern wollen. Zunächst geschieht dies über eine soziologiegeschichtliche Bestimmung, die im Interesse der Systemtheorie ausfällt. Seit den Anfängen der Soziologie habe nach Luhmann in der Theorie keine weitere Entwicklung stattgefunden, sondern man habe sich fortwährend mit diesen Gründungsakten, denen er als solchen einen wichtigen Platz einräumt, beschäftigt und das Problem des Verhältnisses zwischen Individuum und Gesellschaft mehr oder weniger unreflektiert mitgeführt. Dabei habe man sich in dieser

Differenzierung verfangen, die zu einer polemischen Spaltung in »zwei Soziologien« geführt hat, welche aus keinem theoretischen Erfordernis herrührt (Luhmann 1993: 149-150; 2017: 426-427; siehe auch 2021a: 19). Stellung bezogen haben die Ungleichheitstheorien aufseiten des Individuums.

»Die Hartnäckigkeit, mit der die heute in der Soziologie herrschende Meinung sich auf ›Handlungstheorie‹ festgelegt hat, ist zu verstehen als eine zweite Verteidigungslinie des Subjekts, die ohne diesen Begriff auskommt. Fachintern lebt diese ›Handlungstheorie‹ von historischen Reminiszenzen bzw. von methodischen Anweisungen der empirischen Sozialforschung. ›Le retour de l'acteur‹ ist angesagt.« (Luhmann 2021b: 1030-1031)

Einer theoretischen Verteidigungslinie, welche die Interessen des Subjekts in einer Gesellschaft behauptet, die Gleichheit postuliert, damit allerdings in rigorosem Widerspruch zu den sozialen Tatsachen steht, wodurch es in der Theoriebildung dazu kommt, dass »[d]as, was man ändern müßte, [...] zum ausschlaggebenden Merkmal, zur historischen Typenbestimmung hochstilisiert« wird (Luhmann 1985: 151). Einer Kritik, der sich in seiner Nachfolge unter anderem auch Malowitz mit folgender höhnischen Bemerkung anschließt: »Der Grundsatz, daß nicht sein kann, was nicht sein darf, taugt bestenfalls zur Selbstversicherung der eigenen moralischen Integrität – für die Konstruktion empirisch angemessener sozialtheoretischer Analysemodelle ist er denkbar ungeeignet« (Malowitz 2002: 62). Wie Luhmann einräumt, wurde die soziale Schichtung nicht beseitigt, doch sie ist »nicht mehr die Ordnung der Gesellschaft schlechthin [...], nicht mehr die Ordnung, ohne die überhaupt keine Ordnung möglich wäre«, was sich nicht zuletzt in der Umstellung vom Schichtungsbegriff des Standes zum Schichtungsbegriff der sozialen Klasse zeigt, der »deutlicher die bloße Willkür der Einteilung markiert«; wobei in der Soziologie seit einiger Zeit lieber von sozialer Ungleichheit als von Klassen gesprochen wird, worauf an gleicher Stelle ebenfalls verwiesen wird (Luhmann 2021b: 772-773, 776). Das Verhältnis zwischen Differenzierungs- und Ungleichheitsprinzip wird so ausgelegt, dass Letztere als sekundäres Phänomen angesehen wird (Schwinn 2019: 86-87), wodurch der ungleichheitstheoretischen Position eine subsumierte Stellung zugewiesen wird. Erst aus den veränderten gesellschaftlichen Bedingungen im Umbau von stratifizierten, zu funktional differenzierten Gesellschaften konnte das Thema der Ungleichheit nach Luhmann eine derartig große Aufmerksamkeit erfahren und erst in diesem Kontext eröffnete sich die Möglichkeit der Entwicklung von Theorien, die sich diesem verschreiben konnten (Luhmann 1985: 152). Ein Sachverhalt, der als solcher nicht zu bestreiten ist, da die Erfahrung von der Kontingenz des Sozialen, welche sich aus den Umbrüchen ergeben hat, initiiierend war. Die Annahme, auf

diesem Weg ein Fundament für das behauptete Primat zu schaffen, stellt jedoch einen Trugschluss dar. Resultierend aus der Erfahrung von bzw. dem Bewusstsein über Kontingenz kam es Luhmann zufolge allerdings zu einem doppelten Fehlschluss, welcher die Ungleichheitstheorien seit ihren Anfängen, seit Marx, begleitet. Einerseits handelt es sich um eine vor allem ökonomisch geprägte Thematisierung von Ungleichheit, worin sicherlich eine theoretische Unterkomplexität auszumachen ist, andererseits dient implizit eine »geschichtsmetaphysische« Unterstellung, nämlich das mögliche Ende aller Ungleichheit, als leitendes Motiv. Letzteres sieht Luhmann nicht nur als Verblendung an, die totalitäre Züge aufweist –, was gleichfalls für seine früheren Schriften und das Axiom der Vollinklusion gilt –, sondern zusätzlich als grob fahrlässig im Angesicht des Exklusionsproblems, das in seiner Beschaffenheit von dieser theoretischen Warte aus nicht hinlänglich begriffen wird; dessen Besonderheit nicht gesehen wird (Ruda 2008: 210-212; Luhmann 2021b: 625-626). Der systemtheoretische Frontalangriff auf die Ungleichheitstheorien und ihren ureigensten Gegenstand setzt an dieser Stelle an, denn es wird argumentiert, dass diese gar nicht in der Lage dazu seien, denn gegenwärtige Gesellschaften seien nicht durch Klassenherrschaft zu erklären, sondern müssen aus der funktionalen Differenzierung verständlich gemacht werden. Demnach müssten sie als Nebenprodukt aus den Operationen der Funktionssysteme und deren Wechselwirkungen begriffen werden (Luhmann 2021b: 630-631, 774; Schwinn 2019: 10; siehe auch Luhmann 2018k: 247). Kern der Argumentation, worauf das Primat beruht, bildet die Umstellung der primären Regelungsform vom Rang in früheren Gesellschaftsformen zur Funktion im Rahmen der funktionalen Differenzierung (Luhmann 1985: 130; Schwinn 2011b: 73; 2019: 11-12). Als Konsequenz müsse man sich entledigen von Zugängen, die auf Ressourcen und deren ungleiche Verteilung fokussieren, deren Manifestation sich in Soziallagen zeigt. Ohne vertiefend darauf einzugehen, da wir uns bereits ausgiebig der fehlenden Erklärungskraft des systemtheoretischen Erschließungsversuchs multipler Exklusionen zugewendet haben, so offenbart sich in der Konfrontation in all ihrer Deutlichkeit dessen zentrale Problematik, nämlich jene der Konvertibilitätssperre, welche – der Theorie folgend – eigentlich die Kumulation von Ausschlüssen über die systemischen Grenzen hinweg verunmöglichen sollte. Die Einführung des Bildes von »Kurzschlüssen« stellt an diesem Punkt den Kniff dar, diese der Differenzierung externen Mechanismen zumindest metaphorisch zu erschließen, während sich Exklusion als Phänomen, wie wir es zuvor gesehen haben, gänzlich der Systemtheorie verschließt; ohne ihre Grenzen zu überschreiten und ins Feld der Ungleichheitstheorien für eine Erklärung vorzustößen, bietet sie keinen relevanten Beitrag zu einem besseren Verständnis (Stichweh 2011: 362-363; siehe

auch Schwinn 2019: 73, 217). Für ein unabhängiges Prinzip, welches das Soziale gleichfalls mitgestaltet, bleibt in dieser eindimensionalen Sicht auf die Gesellschaft kein Platz. Nach anfänglichen Spekulationen über das Auftreten einer neuen Leitdifferenz in Form von Inklusion und Exklusion verhielt es sich bei dieser letztlich in gleicher, gewohnter Weise wie in allen Fällen, in denen Missstände von der systemtheoretischen Seite behandelt werden, sprich es kam zur Verteidigung des Primats der funktionalen Differenzierung. Ohne uns in den weiteren Details dieser Konfrontation zu verlieren, die hinsichtlich ihrer konfuse Züge der eigentlichen Behandlung von Exklusion in der Systemtheorie um nichts nachsteht, wollen wir uns in Folge der Erwiderung aufseiten der Ungleichheitstheorien zuwenden. Für Interessierte, die der Konfrontation vertiefend nachgehen wollen, empfehlen sich vor allem zwei Beiträge Luhmanns. Zum einen der erstmals 1978 erschienene Aufsatz »Handlungstheorie und Systemtheorie«, in dem noch ein versöhnlicherer Zugang gewählt wird, indessen die Vorrangstellung dennoch als anleitendes Motiv wirkt (Luhmann 2017) sowie der Beitrag »Zum Begriff der sozialen Klasse« (Luhmann 1985), der eine offene Konfrontation darstellt und den Begriff der »sozialen Klasse« aus seinem ungleichheitstheoretischen, daher ideologischen Kontext zu befreien versucht, in dem dieser vermeintlich obsolet zu sein scheint, um ihn differenzierungstheoretisch verwertbar zu machen. Während er gänzlich ausgehöhlt, seiner Einbettung beraubt wird, bleiben die Ausführungen eine tatsächliche theoretische Reorganisation schuldig, die über den Verweis vielfältiger Klassifikationsmöglichkeiten – sei es »[...] nach Rasse, nach Regionen, nach Berufen, nach Schulabschlüssen, nach Haushaltsgröße etc. etc.« (ebd.: 150) – hinausgeht. Wie es sich in diesen wenigen Worten bereits andeutet, lässt sich der in ihnen angestrebte theoretische Fortschritt nicht ausmachen. Hätte Luhmann nur seinen eigenen Worten mehr Bedeutung geschenkt, wenn er festhält, dass »[s]olche Konfrontationsstrategien [...] in den letzten Jahren in weitem Umfang an die Stelle seriöser Problemanalyse getreten« sind (Luhmann 2017: 415).

Aus dem ungleichheitstheoretischen Feld fielen die Reaktionen auffallend homogen aus und zielten zunächst auf die Unterscheidung zwischen stratifizierten und funktional differenzierten Gesellschaften sowie der damit verbundenen Vorstellung ab, dass diese vornehmlich durch ein Ordnungsprinzip bestimmt wären, worin, wie wir gesehen haben, die Basis der Primatbehauptung begründet liegt; wonach die Vormoderne durch den sozialen Status – den Rang, die soziale Hierarchisierung – geprägt gewesen sei, wohingegen die Moderne durch funktionale Differenzierung bestimmt sei (Luhmann 2018k: 243-245). In der

Verteidigung der ungleichheitstheoretischen Position hat sich vor allem Schwinn mit einer Reihe von Beiträgen – als Monographie zur Exklusionsthematik erschienen (Schwinn 2019) – an der Debatte beteiligt, welche prägnant den fragwürdigen Charakter dieser Bestimmung veranschaulichen, die einer genaueren Betrachtung nicht standhält und durch eine historisch orientierte Analyse schnell entkräftet werden kann. Zu schematisch gestaltet sich die Darstellung dieser Epochen, deren jeweiliges Charakteristikum erst durch den Systemtheoretiker als Beobachter in einer unzulässigen Simplifizierung über diese gelegt wird, um eine historisch fundierte Legitimation der eigenen Stellung vorzubringen, welche allerdings durch und durch ahistorisch ausfällt (ebd.: 9, 13, 27, 53, 57-59). Verdeutlichen lässt sich dies an der Aussparung ihrer Genese, sowohl hinsichtlich des vermeintlich einzeln wirksamen Prinzips als auch bezüglich der Übergänge zwischen den Gesellschaftsformen. Augenscheinlich ist das vorgebrachte Entwicklungsmodell wenig belastbar. Alles Wesentliche vonseiten der ungleichheitstheoretischen Behandlung dieses antagonistischen Vorstoßes lässt sich in einer dichten Behandlung im Kapitel »Soziale Ungleichheit und funktionale Differenzierung« wiederfinden (ebd.: 9-30), indem das Entwicklungsmodell geprüft wird. Sich behauptend, wird durchwegs zunächst der Argumentationslinie der Systemtheoretiker gefolgt, worin ein Vorgehen besteht, an dem auch Schwinn festhält, weil es eine willkommene Angriffsfläche bietet. Wäre soziale Schichtung demnach ein Nebenprodukt funktionaler Differenzierung, so müsste von systemtheoretischer Seite eine Erklärung dieser und der zugrundeliegenden ungleichen Verteilungen möglich sein, doch dazu sind sie schlicht nicht in der Lage (ebd.: 11). Als solches ist die Theorie nicht dafür ausgelegt. In ihrer generellen Passung mit dem Phänomen der Exklusion zeigt sich ihre Unzulänglichkeit. Aufgefasst wird die Gesellschaft als funktional unterteilte Kommunikationsräume – Funktionssysteme –, doch konfrontiert mit einem überlagernden Prinzip, welches das Soziale gestaltet, wird diese Einteilung infrage gestellt. Denn Hierarchisierungen wären in einer rein durch funktionale Differenzierung bestimmten Gesellschaft vollkommen anders beschaffen. Ausgehend von einem Primat funktionaler Differenzierung müssten sich eigene Schichtungen in den systemischen Teilordnungen herausbilden, welche inkomparabel wären; Wissenschaft, Wirtschaft oder Politik hätten neben allen weiteren eine Schichtung, die in keiner Relation zu den anderen stehen würde, da es keine externen, über die Grenzen wirksamen Einflüsse gäbe, sondern die Bedingungen diesen gänzlich inhärent wären (ebd.: 81-82). Dass dem nicht so ist, steht außer Frage, was selbst Luhmann mit deutlichen Worten festhält, wenn er schreibt, dass »[...] Schichtung [...] sich jetzt gleichsam quer zur dominanten Struktur der Gesellschaft« verhält (Luhmann 1985: 145). Es handelt sich um eine Passage aus seinem Beitrag »Zum

Begriff der sozialen Klasse«, die durch das Einräumen von Defiziten in diesen Belangen aus dem Textgefüge hervorsticht. Sie hält auch eine unmissverständliche Erklärung der Zuständigkeit bereit, die jenen Exkurs in einen harten Kontrast zur Zielsetzung, dem Motiv des Textes stellt.

»Die Antwort kann nur lauten, daß die funktionale Systemdifferenzierung Fragen der Verteilung nicht regelt. Ihre Subsysteme sind auf Problemlösung und Ressourcenbeschaffung ausgerichtet. Das ist Gegenstand ihrer Kommunikation. Die daraus sich ergebende Verteilung bliebe dem Zufall überlassen. Eine solche Ordnung wäre aber für die funktional differenzierte Gesellschaft selbst zu komplex. *Deshalb akzeptiert sie jene Clusterbildungen und bevorzugt das, was in anderen Hinsichten schon bevorzugt ist.*« (ebd., Hervorh. A. O.)

Jene hervorgehobene Stelle impliziert das Wirken eines anderen Ordnungsprinzips, dessen etablierte Schichtung von Differenzierung beibehalten wird, wie dies Schwinn ebenso anführt. Funktionale Differenzierung gibt nur äußerst wenig vor (Schwinn 2019: 11, 24, 77). Dies bedeutet, dass »[s]oziale Hierarchisierung [...] eine eigenständige Sozialdimension« darstellt (ebd.: 27), doch das Verhältnis zwischen beiden wird völlig anders bestimmt. Betont wird, dass beide Prinzipien nebeneinander wirksam sind, woraus sich bereits entnehmen lässt, dass auf ungleichheitstheoretischer Seite die Vorstellung eines Primats generell abgelehnt wird. Vielmehr bestünden Wechselwirkungen zwischen ihnen, auf die verwiesen wird (ebd.: 18, 20-21, 73). So merkt Schwinn folgendes an: »Die Reproduktion sozialer Ungleichheit ist auf die Ordnungen und ihre Leistungen angewiesen, andererseits nimmt sie diese Ordnungen in ihren Dienst, indem hierarchische Prinzipien in eine prinzipiell nicht hierarchische Differenzierungsform kopiert werden« (ebd.: 28). Nochmals etwas anders formuliert:

»Der Zusammenhang lässt sich allgemein so formulieren: Soziale Ungleichheit benötigt den Rekurs auf die differenzierten Ordnungen, deren Ressourcen und Positionen, die daran sich anschließende Art der Schließung und Monopolisierung ist aber nicht durch die Leitkriterien und Leistungserfordernisse der Ordnungen determiniert.« (ebd.: sowohl auf Seite 38, als auch 48; fast wortgetreu auf Seite 80).

Beide Ordnungsformen stehen demnach in einem ständigen Leistungsaustausch, wobei zwischen ihnen Konvertierungen von Ressourcen und Kompetenzen vollzogen werden (ebd.: 77), wodurch eine soziologische Analyse beiden Dimensionen gerecht werden muss.

»Die These einer wechselseitigen Ermöglichung von Differenzierungsformen hat den Vorteil, dass man sich nicht zwischen soziologischen Ungleichheitsanalysen und Analysen differenzierter Ordnungen entscheiden muss, wie es die Primatthese nahelegt. Nur beide zusammen bilden ein analytisches Koordinatensystem, mit dem sich Problematik und Dynamik einer Gesellschaft adäquat erfassen lassen.« (ebd.: 29)



Exemplarisch haben wir uns Schwinn zugewandt, dessen Publikationen großteils der Behauptung des Gegenstandes gewidmet sind und deren argumentative Bausteine sich vielerorts ausmachen lassen. Nirgends sonst wird jedoch in diesem Ausmaß auf die Eigenständigkeit der Sozialdimension verwiesen, der sich die ungleichheitstheoretische Position verschrieben hat. Wie es zu erwarten ist, steht die gewinnbringende Erschließung der Exklusionsthematik, die ihre Konturierung durch die Systemtheorie erfahren hat, was mit Hürden verbunden ist, in den meisten Veröffentlichungen im Vordergrund. Es handelt sich keinesfalls um ein müheloses Unterfangen, denn der Weg zu einem unabhängigen Verständnis gestaltet sich durch die theoretische Ausgestaltung des Exklusionskonzepts durchaus schwierig. Obgleich man sich bezüglich des Auftretens neuer Marginalisierungsformen einig war, waren deren konzeptionellen Defizite für das ungleichheitstheoretische Lager evident. Die Debatte initiiert und als Größe der Soziologie fungiert Luhmann über beide Stränge der Debatte als theoretische Instanz, die den Blick zunächst in eine bestimmte Richtung lenkte, ungeachtet der paradigmatischen Zugehörigkeit und unabhängig davon, ob seinen weiteren Ausführungen mit Zustimmung begegnet wurde. So rückten spezifische Erscheinungen mit ihnen ins Zentrum des soziologischen Interesses. Ausgangspunkt stellen in gleicher Weise die Extremformen multipler Exklusion dar, denen er anders als in seinen ansonsten unterkühlten Erörterungen des Sozialen wegen ihrer Neuartigkeit verblüfft begegnete. Vollkommen gebannt von den massiven Verwerfungen und der Dringlichkeit ihrer Behandlung. Dennoch gestaltete sich der Einstieg von ungleichheitstheoretischer Seite durch einen vorteilhafteren Ausgangspunkt wesentlich unkomplizierter. Dem Verfestigungsprozess über Teilsystemgrenzen, der die eigentliche Herausforderung für die Systemtheorie darstellt (Farzin 2006: 86), kann auf analytischer Ebene ohne größere Adaptionen der ungleichheitstheoretischen Sicht wesentlich wirksamer begegnet werden. Während Luhmann noch in seinem Beitrag »Zum Begriff der sozialen Klasse« Unzulänglichkeiten einräumt, wenn er schreibt, dass Schichtung den Platz der »invisible hand« einnimmt –, die sich einer Einflussnahme entzieht, um linker Politik und Theorie eine begrenzte Wirksamkeit zu attestieren –, und damit erneut indirekt auf die fehlende Zuständigkeit seines theoretischen Projekts verweist (Luhmann 1985: 143), da es gänzlich ohnmächtig gegenüber Ungleichheitsverhältnissen bleibt, verschiebt sich die Fragestellung, um Exklusion in ihrer ungleichheitstheoretischen Behandlung und jener künstlichen Trennung der »zwei Soziologien« entgegenzuwirken, was sich aus folgender Zielsetzung entnehmen lässt.

»Die eigentlich zu leistende Aufgabe ist nicht der Nachweis, dass ein vormodernes Stratifikationsprinzip nicht mehr aktuelle Sozialverhältnisse erfasst. Vielmehr sind begriffliche und konzeptionelle Anstrengungen erforderlich, wie man den neuen Typus sozialer Ungleichheit angesichts einer strukturell veränderten Gesellschaft in Richtung funktionaler Differenzierung begreifen kann.« (Schwinn 2019: 59)

Bevor wir uns den Bemühungen einer Umsetzung dieses Vorhabens, das die beiden konstitutiven Ordnungsprinzipien anerkennt, im nächsten Abschnitt zuwenden, müssen wir uns vergegenwärtigen, dass funktionale Differenzierung in diesem Strang anders konzeptualisiert wird. So wird der Konnex zwischen Handlung und Struktur nicht einseitig definiert oder das Ziel gesetzt, die etablierte analytische Zweiteilung der Soziologie, der sich Luhmann zu entledigen versuchte, zu überwinden, sondern beide zusammengeführt sollen einen realistischeren Einblick gewähren, der substanzielle Defizite der Systemtheorie auf diesem Weg verhindern soll und es in beiden Aspekten begreifbar zu machen versucht. Es bestehe zwar die Möglichkeit einer abstrakteren Betrachtung des Sozialen, wie sie Luhmann vorschwebte, doch auf den Menschen könne nicht verzichtet werden; Handlung und Struktur müssen zusammen gesehen werden (Esser 2011: 273). Geschieht dies, ergibt sich ein operableres Konzept von funktionaler Differenzierung und sozialen Systemen.

»*Soziale Systeme* sind dann nichts anderes als aneinander anschließende und sich in derartigen ›Gleichgewichten‹ oder Regelmäßigkeiten reproduzierende Sequenzen des materiell und/oder symbolisch wirksamen Handelns – mit einer jeweils typischen materiellen Leistung und einem jeweils typischen kulturellen ›Sinn‹ [...].« (ebd.: 274)

Wesentliches erwähnt, bleibt nur zu sagen, dass uns aufseiten des ungleichheitstheoretischen Strangs ein breiteres, umfassenderes Verständnis des Sozialen begegnet, wodurch sich potenziell die Chance einer umfänglicheren Behandlung der Exklusionsthematik entfalten könnte, die nicht durch das Hadern an sozialtheoretischen Grundlagen behindert wäre. Trotz dieser vorteilhafteren Ausgangslage eröffnet sich eine verwirrende Vielfalt an Positionen, die ähnlich widersprüchlich und unentschlossen auftreten (Schwinn 2019: 6), wie dies auf systemtheoretischer Seite der Fall ist, geplagt durch ihre Erblasten, wie noch zu sehen sein wird. Gewiss ist manch ein Kritikpunkt, den Luhmann ihnen gegenüber vorgebracht hat, begründet, so auch jener der Überbetonung der ökonomischen Dimension, die aus der neomarxistischen Ausgestaltung des Feldes, dessen Leitfigur der vergangenen Jahrzehnte unanfechtbar Bourdieu mit dessen kulturalistischer Fortführung des Projekts in Form der Feldtheorie sowie der damit verbundenen Kapitalien darstellte, entspringt.

### 3.2 Das Ringen mit jenen neuen Formen des sozialen Ausschlusses, der Exklusion

Seine heute noch gängige Prägung erhielt der Begriff der Exklusion in Frankreich in den 1970er-Jahren, wie es hier bereits zuvor erwähnt wurde. Anfänglich noch eher selten rezipiert, entwickelte er sich zu einer der zentralen Begrifflichkeiten innerhalb der Sozialwissenschaften und über diese hinaus. In den 1990er-Jahren erreichte er die deutschsprachige Soziologie. Der Begriff der Exklusion und dessen Erfolgslauf werden aufseiten der Ungleichheitstheorien in Zusammenhang mit einer »soziologischen Verschärfung« gesehen, die aus der Beobachtung dauerhafter Arbeitslosigkeit, neuer Armutsrisiken sowie polarisierender Einkommens- und Vermögensverhältnisse resultierte (Vogel 2006: 342); Entwicklungen, die sich über Ländergrenzen erstreckten und eine ungeahnte Dynamik aufwiesen. Er sollte Schluss machen mit der Schönfärberei, der Beschreibung der Gesellschaft in Schichtkategorien, deren gedachte Einheit ungeachtet der moderaten Kritik, welche in ihnen mitgeführt wird, ein größtenteils intaktes Ganzes bilden und mit Nachdruck auf die Gefahren der einsetzenden Entwicklungen verweisen. Um diesen gravierenden Schieflagen entgegenzuwirken, die nicht weiter hingenommen werden können, wird auf den konzeptuell radikalen Begriff der Exklusion zurückgegriffen, der es nicht mehr erlaubt, zu relativieren. In ihm vermengt sich offenkundig Soziologisches und Sozialpolitisches, woran grundsätzlich nichts auszusetzen wäre – anders als dies Nassehi sieht –, doch wie sich hier noch zeigen wird, wurden, um die notwendige Vehemenz für die rigorose Kritik aufzubringen, teilweise die strengen Kriterien, die ein sozialwissenschaftlicher Begriff erfüllen muss, vernachlässigt (Nassehi 2017: 121-122). Mit ihm tritt uns mehr ein Kampfbegriff entgegen als ein ausgereiftes analytisches Instrument.

Ehe wir uns der ungleichheitstheoretischen Sondierung zuwenden, bietet sich anfänglich ein näherer Blick hinsichtlich der zeitlichen Einordnung und des Auftretens der zugrundeliegenden Phänomene der Exklusionsthematik an, was uns zu weiteren Debatten führt, von denen wir uns eine herausgreifen wollen, die eine bessere Einordnung erlaubt. Ausgiebig wurde in verschiedenen sozialwissenschaftlichen Disziplinen in den vergangenen Jahrzehnten über die Destabilisierung des Sozialen in all seinen Dimensionen debattiert, die zu einer Rückkehr der Unsicherheit geführt hat. Hier ist nicht der Platz, um in allen Details darauf einzugehen – und es fehlt nicht an Beiträgen zu der Thematik, die immer Gleiches perpetuieren –, doch kurz gefasst wurde jener zeitliche Abschnitt der Nachkriegszeit, geprägt durch den Fordismus und dessen gesicherten Verhältnisse, durch einen neuen abgelöst, in dem errungene oder auch strategisch zugesprochene Sicherheiten, wenn wir an den Wettstreit

der politischen Systeme des vergangenen Jahrhunderts denken, peu à peu abgebaut wurden. Eingesetzt hat dieser Bruch im Sozialen, seine Refiguration Mitte der 1970er (Land & Willisch 2006: 84; Castel 2009: 21, 25; Newman 2017: 87). Zu sehen ist Exklusion in diesem Prozess. In den Vorlesungen Foucaults zur Gouvernementalität aus den Jahren 1978 und 1979, die uns in zwei Bänden vorliegen, können wohl die Anfänge der Lokalisierung dieser Verschiebung sowie die erstmalige Einsicht ihrer Tragweite gesehen werden. Speziell in dessen zweiten Band wird auf die Etablierung eines neuen Geistes im modernen Liberalismus verwiesen. Der ökonomischen Rationalität, die das Soziale sowie Politische überlagert (Foucault 2018: 367-393), wobei die Tiefe der Verwerfungen in seiner Nachfolge nicht ausreichend gesehen wurde, wie es sich herauslesen lässt aus der verkürzten Thematisierung um den »Neoliberalismus«, die oftmals nicht der Gestaltungskraft des umfänglicheren und elementaren Prozesses, der diesen inkludiert, in allen Dimensionen Rechnung trägt. Heute fungiert der Begriff des »Neoliberalismus« eher als politisches Schlagwort, als Sammelbegriff für Wandlungen im Verhältnis zwischen Politik und Ökonomie, ohne das Potenzial, das der Perspektive Foucaults zugrunde liegt, zu nützen; bis auf wenige Ausnahmen, wie dies unter anderem für Wendy Brown gilt. Während sich immer neue Risse auftun, kommt die Debatte den Umstrukturierungen auf allen Ebenen nicht nach. Begegnet wird diesen staunend, wie oftmals ebenso ungläubig, angesichts des vorgezeigten Tempos und ihrer Intensität. Ob es sich um den Diskurs, um neoliberale Tendenzen, um Exklusion oder dergleichen handelt, rücken sie stets gewisse Aspekte eines umfänglicheren Prozesses ins Zentrum ihrer Analysen, ihrer Diagnosen, die dementsprechend auch nur einen Teilausschnitt darstellen und vielmehr zusammengeführt werden müssten. Dieses häufig unbeachtete Zwischenspiel in Foucaults Spätwerk hätte die Debatte um Exklusion auf eine Fährte bringen können, die uns über die Subjektivierung näher zur Prozesssoziologie geführt hätte, der wir uns im dritten Abschnitt zuwenden wollen. Anklang gefunden haben die Überlegungen zur ökonomischen Rationalität derweil vor allem in Politikwissenschaft und Philosophie. Den frühesten Referenzpunkt, wenn es um Exklusion geht, findet man in Bourdieu, der zwar nicht Foucaults theoretisches Erbe antritt, doch zumindest dessen Kritisches. Insbesondere mit der empirischen Studie mit dem Titel »Das Elend der Welt« hat Bourdieu maßgeblich Einfluss genommen auf den Zugang zur Thematik, dabei allerdings vorzugsweise Abstand genommen zu der für ihn problematischen Begrifflichkeit. Zu erwähnen sind hier zwei Gründe. Da der Begriff der Exklusion erstens axiomatisch inkongruent zur eigentlich ungleichheitstheoretischen Annahme steht, dass stets eine relationale Verbindung im Sozialen besteht, es daher kein Außen geben kann, sowie zweitens einer zu beobachtenden sozialpolitischen und massenmedialen Stereotypisierung, die

oftmals mit der Betrachtung von Exklusion einhergeht (Farzin 2011: 144-145, 181). Bei beidem handelt es sich um Problematiken, welche uns bis heute begleiten und mit denen für das ungleichheitstheoretische Lager immense Schwierigkeiten verbunden sind, wie sich in deren Erschließung der Thematik beobachten lässt und worauf in Folge noch eingegangen wird. Den prägendsten Einfluss auf die Debatte um Exklusion hatte sicherlich Robert Castel, der sich an beiden zuvor genannten Gewährsmännern orientierte; hervorzuheben ist zweifelsohne seine Publikation »Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit«, in der hinsichtlich ihrer Verwundbarkeit eine Einordnung der Individuen in vier Zonen stattfindet (Castel & Dörre 2009: 15), welche durch die Beiträge geistern – hin und wieder auch leicht abgewandelt – und einen bestimmten Zugang gewohnheitsmäßig werden lassen (exempl. Vogel 2006: 344; Bude 2008: 32; Kronauer 2010: 154, 200-201, 257; 2020: 42, 53-54; Bude & Willis 2017: 12; Callies 2017: 270). Zwar entgeht Castel durch die Zonierung dem Drinnen/Draußen-Schema, zieht sich dafür allerdings auf sicheren und vertrauten ungleichheitstheoretischen Untergrund zurück, auf dem es des Begriffs der Exklusion eigentlich nicht bedarf, er ebenso gut durch einen anderen ersetzt werden könnte. Im Weiteren wird daher auf die Publikation Castels zu den »Metamorphosen der sozialen Frage« nicht weiter zurückgegriffen, weil sie für die Erschließung eines theoretischen Verständnisses, das der Neuheit des Beobachtbaren und dem damit verbundenen Begriff nicht unbedingt gerecht wird. Wohingegen es an Beiträgen, die dieser Zielsetzung gerecht werden wollen, nicht fehlt. Dieser kurze Abriss soll an dieser Stelle genügen.

Aus dieser Einordnung erschließt sich auch, dass es sich um ein spätes Erwachen Luhmanns gehandelt hat, in dem der bereits ausgemachte Wandel durch ihn nur eine zusätzliche Bestätigung erfahren hat. Mit dem Blick auf Extremformen gerichtet, ging ein Großteil jenes Phänomens der Exklusion in einer radikalen Simplifizierung verloren. Neben der späten Anerkennung der Thematik durch Luhmann wird die Tiefe der Gräben zwischen den beiden hier behandelten Lagern auch dadurch ersichtlich, dass man sich konsequent distanzierte von der Fülle an ungleichheitstheoretisch orientierten Studien und Diagnosen, die sich den einzelnen Entwicklungen zugewandt haben. Gänzlich ignorierend, dass es sich um einen Umbruch handelte, der durch Größen des Fachs, Foucault oder auch Bourdieu, zumindest in seinen Umrissen registriert wurde.

Nach diesem Exkurs wollen wir uns vertiefend mit den Sondierungsbemühungen seitens des ungleichheitstheoretischen Strangs in dieser Debatte befassen. Während uns aufseiten der Systemtheorie bereits eine diffuse Gemengelage an Beiträgen begegnet ist, deren Einhegung

durch den begrenzten Spielraum der Theorie deutlich enger ausfällt, tritt uns hier eine Fülle an Perspektiven mit verschiedensten Akzentuierungen entgegen, weshalb berechtigt von einer verwirrenden Vielfalt gesprochen werden kann (Schwinn 2019: 6). Wesentliche Aspekte sollen anschließend aus dieser kondensiert werden, wobei sich ein prädominanter Zugang erschließt, auf dessen Krux wir eingehen wollen.

Mit einer Verschärfung der Rhetorik durch die Einführung des Begriffs der Exklusion, der sich vor allem durch seinen radikalen und unbestimmten Charakter auszeichnet (Gertenbach 2008: 308), eröffnet sich eine Reihe an theoretischen Problemen. Maßgeblich bestimmt ist der Zugang des ungleichheitstheoretischen Lagers durch das Ringen mit dem Innen/Außen-Schema, welches die zentrale theoretische Herausforderung darstellt. Hat die Problematik zu Beginn noch eine untergeordnete Rolle gespielt, wie sich dies in Castels »Metamorphosen der sozialen Frage« erkennen lässt, die eine Zone der Exklusion, der Entkopplung ausmacht, in der ein simultaner Zustand des Ein- und Ausschlusses gedacht wird, ohne mit der Begrifflichkeit zu hadern, kommt es vor allem in der deutschsprachigen Soziologie zu einem Bewussterwerden dieses Defizits und zur Einsicht der Notwendigkeit seiner Reflexion oder gar seiner Auflösung. Zu sehen ist dies als Folge der Behandlung der Thematik durch die Systemtheorie Bielefelder Provenienz, deren besonders scharfen Grenzziehungen begründet kritisch begegnet wird. Während Luhmann ein Außen konstruiert, welches sich der Systemtheorie gänzlich entzieht, ist hier die Frage anleitend, ob sich »[...] ein ›Herausfallen‹ aus der Gesellschaft überhaupt denken« lässt (Kronauer 2010: 21), ob es ein Außen des Sozialen überhaupt gibt. Um zu Antworten auf diese Fragen zu gelangen, richten sich die Betrachtungen auf Formen der Ausgrenzung, geleitet vom Interesse, die Besonderheiten heutiger Ausprägungen zu erfassen. Castel klassifiziert in seinem Aufsatz »Die Fallstricke des Exklusionsbegriffs«, der einen Referenztext für das ungleichheitstheoretische Lager darstellt, in dem der deutschsprachige Diskurs um Exklusion rekurriert wird, der auch einen kritischen Anschluss text an seine Publikation zu den »Metamorphosen der sozialen Frage« darstellt, drei Untergruppen der Ausgrenzung (siehe auch Imbusch 2017: 202), die aus einer historischen Reflexion entspringen. Die vollständige Ausgrenzung aus der Gemeinschaft stellt die erste dar, die allerdings einhellig als obsolet angesehen wird. Niemand stößt sich jedoch hinsichtlich der Erwähnung von Genoziden als deren äußerster Form, was eine eigenwillige Behauptung darstellt und abzulehnen ist, jedoch eine gesonderte Auseinandersetzung verlangt. Zweitens, der Ausschluss in dafür vorgesehene geschlossene Räume wie Gefängnissen, Leprosorien oder auch Psychiatrien, was weiter oben unter inkludierender

Exklusion behandelt wurde. Sowie drittens, dem Ausschluss durch die Zuschreibung eines speziellen Status, was Castel auf der darauffolgenden Seite anhand des Leprakranken illustriert, indessen der gewählten Klassifikation entgegenläuft (Castel 2017: 81-82). Exklusion ist nach Castel der dritten Untergruppe zuzuordnen, wie aus folgender Stelle hervorgeht.

»Ob sie vollständig oder partiell ist, provisorisch oder endgültig, die Exklusion im engeren Wortsinne stellt so immer das Ergebnis offizieller Verfahrensweisen und einen wirklichen *Status* dar. Sie ist eine Form negativer Diskriminierung, die nach strengen Regeln konstruiert ist.« (ebd.: 82-83)

Exemplarisch findet dieser Aufsatz an dieser Stelle seine Anführung, da er häufig anzutreffende Herangehensweisen, Tendenzen und Schlüsse beinhaltet. Castels Einteilung in Untergruppen des Ausschlusses, die sich wie so viele dieser historischen Betrachtungen sichtlich an Foucaults früheren Schriften orientiert, verfehlt die Thematik beinahe gänzlich und der darin enthaltene Vorschlag, Exklusion als Zuschreibung eines diskriminierenden Status anzusehen, führt zu keinem besseren Verständnis. Neben weiteren Bestimmungsversuchen aus dem ungleichheitstheoretischen Feld, handelt es sich um die am wenigsten konturierte, die ersichtlich noch mit dem systemtheoretischen Ballast zu kämpfen hat und sich noch nicht dem Phänomen und seiner Neuartigkeit in Gänze zugewandt hat. Auf einen herrschaftskritischen Zugang fokussiert, der die Sicht zwar merklich einschränkt, verfestigt sich indes dennoch eine essenzielle Gewissheit, welche eine Antwort auf jene zentralen Fragen liefert und den Ausgangspunkt für die weitere Behandlung der Thematik darstellt, nämlich, dass das Innen/Außen-Schema nicht den sozialen Gesetzmäßigkeiten moderner Gesellschaften entspricht, zu denen Nassehi sarkastisch anmerkt, dass »[d]ie moderne Gesellschaft [...] ein großes, ein inklusives Herz zu haben« scheint, denn niemand wird umfänglich ausgegrenzt, sondern vielmehr eingebunden (Nassehi 2006: 49), auch wenn sich dies problematisch gestaltet. Diese bedeutsame Einsicht wird in den meisten Beiträgen in Passagen behandelt, wobei die geteilte Feststellung darin liegt, dass das Schema abzulehnen ist (exempl. Bude 2008: 18; Nassehi 2017: 127; Kronauer 2017: 150; Callies 2017: 269). So hält Kronauer fest: »Weniger denn je lässt sich Exklusion heute als Ausgrenzung *aus* der Gesellschaft begreifen. Stattdessen muss sie als Ausgrenzung *in* der Gesellschaft verstanden werden« (Kronauer 2020: 36). Ihre Besonderheit liegt demnach in der Gleichzeitigkeit des »Drinnen« und »Draußen« (ebd.: 37), die nach ihrer Reflexion hingenommen wird, weil es sich um eine unauflösliche Inkonsistenz handelt, welche bloß durch den Verzicht auf dieses argumentativ vielversprechende, als auch dienliche Konzept vermieden werden könnte.

Demnach wird, anders als dies bei der Systemtheorie der Fall ist, die mit radikalen, »starken« Grenzziehungen arbeitet, mit einem »schwachen« Exklusionsbegriff, der die Widersprüchlichkeiten hinnimmt, operiert (Leisering 2011: 248, 262). Der Frage, was unter Exklusion zu verstehen sei, wie diese nun ausgemacht werden könne, als auch ihr Verhältnis zu anderen Konzepten, gehen wir in den folgenden Abschnitten nach. Die Kunst, den Fallstricken – aus dem Titel des Beitrags Castels – nicht zu erliegen, ihnen zu entgehen, besteht nun darin, die Gleichzeitigkeit gewinnbringend auszulegen. Es darf nicht darauf vergessen werden, dass hinter der Verwendung des Begriffs der Exklusion jene maßgebliche Intention steht, auf die gravierenden Missstände zu verweisen; aus dieser Zielsetzung heraus schließen nun sehr unterschiedliche Auslegungen an die fundamentale Feststellung an, dass es eben kein Außen des Sozialen gibt.

In Anbetracht rezenter Entwicklungen, welche die Abstände zwischen Individuen und ihren Lebenslagen zunehmend vergrößern, verfestigt sich der Eindruck, dass uns die begrifflichen Instrumentarien der klassischen Sozialstrukturanalyse im Stich lassen. Vermeintlich noch aus einer heilen Welt stammend, angesichts jener zu beobachtenden Verwerfungen, sind die Beschreibungsformen nicht ausreichend, um deren Tiefe auszudrücken, die in der Unterscheidung von »Drinnen« und »Draußen« seinen Widerhall erfährt (Bude 2017: 247-248). Das traditionelle Schema, ob jemand oben oder unten ist, in all seinen abgewandelten Formen, wird nun durch die Frage abgelöst, »[...] wer drinnen und wer draußen ist« (Bude 2008: 13). Anders als in vergangenen Zeiten manifestiert sich die Bedrohung nicht nur an den Rändern der Gesellschaft, bei jenen, die in irgendeiner Form abwichen und sich dort wiederfanden, sondern sie stößt weit in die gesellschaftliche Mitte vor, wobei sie für jeden Einzelnen ein ungeahnt hohes Maß an Verwundbarkeit mit sich bringt (Bauman 2006: 24; Bude 2008: 40; 2017: 253; Castel 2009: 30; Kronauer 2006: 29; 2010: 7; 2017: 149; Reuter 2008: 177; Willisch 2017b: 309). Folglich müsse es Aufgabe der Soziologie sein, diesen Wandel verständlich zu machen, wie Bude hierzu ausführt: »So stellt sich der Soziologie nun die Aufgabe, eine Begrifflichkeit zu entwickeln, die das Aufkommen von Verwundbarkeiten erfasst, die als soziale Phänomene eine Verbindung zwischen Mitte und Rand der Gesellschaft herstellen« (Bude 2017: 253). Eine Verwundbarkeit, die hauptsächlich über zwei Betrachtungsweisen behandelt wird, welche häufig nebeneinander auftreten. Zum einen handelt es sich um einen neomarxistischen Erschließungsversuch der Exklusionsthematik, zum anderen um eine eher phänomenologisch orientierte Betrachtung der Exklusionssituationen. Erstere wollen wir zunächst behandeln. Auf Gewährsmänner des



Fachs zurückblickend, wurde nach einer geeigneten theoretischen Einbettung gesucht, welche im Stande dazu wäre, das Drinnen/Draußen-Schema zu bändigen, bis schließlich auf die naheliegende sowie gebräuchliche Referenzierung auf die zentrale Instanz des ungleichheitstheoretischen Lagers der vergangenen Jahrzehnte zurückgegriffen wurde, nämlich Bourdieu. Zwar lassen sich vereinzelte Rezeptionen anderer Größen des Fachs ausmachen, wie Kronauers Vorschlag, der Misslichkeit eines »Draußen« über Georg Simmel sowie dessen Überlegungen zum Armen zu entgehen, sie finden jedoch nur wenig Anklang. Simmel bespricht die Situation des Armen als Gleichzeitigkeit des »Drinnen« und »Draußen«, zu verstehen ist diese allerdings als Ausdruck der Beziehungsdimension zwischen den Individuen (Kronauer 2010: 23, 141-142; 2020: 38, 40). Kaum rezipiert, verbleibt diese Anregung für die Debatte dagegen nebensächlich, obwohl ihre konsequente Verfolgung uns unweit eines prozesssoziologischen Verständnisses führen würde, denn sowohl Simmel als auch Elias sind als Vertreter einer relationalen Soziologie zu sehen (Koenig 2008: 2896, 2900), welche wesentlich mehr Aufmerksamkeit verdient hätte, doch allzu oft ein Schattendasein fristet. Stattdessen soll Exklusion der neomarxistischen Position entsprechend, der bourdieu'schen Feldtheorie folgend, über den Fokus auf die Konvertierung von Ressourcen verständlich gemacht werden (Dangschat 2017: 138-139; Böhnke 2006: 98; Burzan 2009: 313). Den Fokus auf die Konvertierungen, auf die Ressourcen gerichtet, verbleiben wir bei der klassischen Betrachtung sozialer Ungleichheit, wodurch sich unweigerlich der Sachverhalt verschließt. Dass sich hier kein Wandel in der Herangehensweise vollzogen hat, lässt sich beispielhaft an der Schilderung der Exklusionsproblematik in den 80er und 90er Jahren und ihrer Brisanz durch Kronauer veranschaulichen, wonach diese eine »[...] Falle für diejenigen [...] [ist], die die geringsten Ressourcen haben und sich weder in der Schule noch am Arbeitsmarkt behaupten können« (Kronauer 2010: 50; siehe auch Castel 2009: 26). In einer Debatte, die eine Neuausrichtung verlangen würde, ist der egalitäre Anspruch sozialer Gleichheit und deren Umsetzung immer noch tonangebend, wodurch sich ein äußerst verzehrter Einstieg ergibt. Vorgetragen wird zwar persistent die Kenntnissnahme der Neuartigkeit des Phänomens, verlassen wird der vertraute Pfad dabei nicht, wozu Behrendt folgendes festhält:

»Mit einigem Wohlwollen kann man aus den konkreten Analysen der Ungleichheitsforschung tatsächlich ein solches inhaltlich-substantielles Kriterium herauslesen, das die Erfüllungsbedingungen von Inklusionsaussagen näher bestimmt. [...] Das Kriterium strikter Gleichheit bietet den vermeintlichen methodischen Vorteil einer einfachen empirischen Messbarkeit. Relevant ist hier nur der relationale Vergleich zwischen Gesellschaftsmitgliedern

im Hinblick auf ihre (Ressourcen-)Gleichheit. Das heißt: Es wird lediglich überprüft, ob jemand mehr oder weniger Grundgüter besitzt als andere.« (Behrendt 2019: 482)

Obwohl jene Unterscheidung von Theorie und Empirie zu vermeiden ist, da sie der Forschungsrealität nicht gerecht wird, kann gesagt werden, dass der ungleichheitstheoretische Erschließungsversuch stark durch deren empirisch orientiertes Erbe sowie der durch dieses entstandenen Wissensbestände geprägt ist. Die Charakteristika der Exklusion rücken in den Hintergrund, während die Messbarkeit den Einstieg in die Thematik bestimmt. So kommt es, dass allorts Exkludierte entdeckt werden, ungeklärt bleibt hingegen, was unter Exklusion faktisch zu verstehen sei, wodurch das Vorhaben bereits in seinen Anfängen scheitert. Teil jener Tendenz, »[...] Exklusion als ein weiteres Kapitel der Ungleichheitsforschung zu betreiben [...]«, nur unter anderem Namen, lässt sich auch darin erkennen, dass auf das marxistische wie neomarxistische Dreieck von Staat, Arbeit und Wirtschaft stetig zurückgegriffen wird. Analysen beschränken sich indessen auf die oszillierende Erörterung der Veränderungen der Wirtschaft, ihrer Folgen für die Arbeitsverhältnisse und die Forderung nach einer staatlichen Lösung (Schroer 2010: 302-303; siehe auch Vogel 2006: 354). Abgehandelt wird dieses Dreieck unter der Neoliberalisierung der Wirtschaft (exempl. Land & Willisch 2006: 84; Kronauer 2010: 18, 36; 2020: 14-15), der Krise des Arbeitsmarktes und des Normalarbeitsverhältnisses (exempl. Land & Willisch 2006: 77; Bude 2008: 22; Castel & Dörre 2009: 12, 17; Castel 2009: 27, 29; 2017: 79, 83; Hillmann 2017: 106; Dangschat 2017: 141-142; Kronauer 2017: 148; 2020: 49-50; Vogel 2017b: 303; Willisch 2017b: 310), die am häufigsten aufgegriffen wird, sowie der Krise des Wohlfahrtsstaates (exempl. Bauman 2016: 30-31; Vogel 2006: 349-350, 353; 2017b: 295, 299, 304; Kronauer 2010: 97; 2020: 51-52), die in den einzelnen Beiträgen immer wieder angeführt werden und dabei der ungleichheitstheoretischen Debatte als geteilte Analyse vorliegt. Der weiteren Betrachtung dient diese freilich als Rahmung – auch der eher phänomenologischen Sicht auf Exklusion. Des Weiteren begegnen einem nicht selten Einflüsse diverser Themenfelder, mit denen sich das ungleichheitstheoretische Lager in den vergangenen Jahrzehnten befasst hat, wie beispielsweise jenes der Bildungsungleichheit –, das einen wesentlichen Bestandteil in Bourdieus Gesellschaftskritik darstellt, wohingegen es trotz seiner nicht zu bestreitenden Relevanz, wenn es um Ungleichheit geht, in der Erarbeitung einer unabhängigen Exklusionskonzeption eher hinderlich ist (exempl. Bude & Willisch 2017: 16; Newman 2017: 94; Weiß 2017: 230). Der maßgebliche Einfluss der speziellen Soziologien auf den Einstieg sowie den Umgang mit der Thematik zeigt sich vielfach. Um hier nur ein weiteres Exempel anzuführen, wird, aus der Stadtsoziologie kommend, Exklusion großteils als städtisches

Problem gesehen, womit Häußermann direkt und so offen wie an keiner anderen Stelle in seinen Beitrag einsteigt (exempl. Häußermann 2006: 294), gleichwohl es sich andernorts aus der Umschreibung der Lebenslagen herauslesen lässt. Vielfach gelingt es nicht, über das Vermengen der Wissensbestände aus den speziellen Soziologien, den isolierten Behandlungen der einzelnen Entwicklungen, hinauszugehen, worin ein gravierendes Defizit besteht, das unbeachtet geblieben ist. Keinesfalls soll hier eine pauschale Kritik an Analysen dieser Art oder der in ihnen eingenommene Perspektive vorgenommen werden, die nicht anders als in der bisherigen Behauptung der ungleichheitstheoretischen Position mitunter aus sozialpolitischen Bestrebungen herrührt, die zu begrüßen sind und sich der nicht weniger bedeutsamen Thematik der sozialen Ungleichheit widmen, welche keinesfalls vernachlässigt werden sollte. Gerechtfertigt werden diese Ausführungen der hier behandelten Thematik hingegen nicht. Sie erfassen nicht die relevanten Aspekte des Phänomens, weshalb sie trotz der überaus interessanten Einarbeitung empirischen Materials zu keinem Erkenntnisgewinn hinsichtlich der Exklusionsthematik beitragen. Der neomarxistischen Betrachtungsweise sind deutliche Grenzen gesetzt, resultierend aus einer verhältnismäßig engen Auffassung des Sozialen.

Nunmehr können wir uns mit der phänomenologisch orientierten Betrachtungsweise von Exklusion befassen, zu der wir bereits festgehalten haben, dass diese den gesetzten Rahmen der Behandlung mit der neomarxistischen Perspektive teilt, derweil einen anderen Akzent setzt. Gesetz wird dieser auf das Individuum und dessen Situation, was Aufschluss über die Besonderheit von Exklusion geben soll. Eingang findet diese Dimension über die Figur des »Überflüssigen«, die mehr als Produkt des ungleichheitstheoretischen Blicks anzusehen ist, denn als tatsächlich wirksame Sozialfigur. Der Sammelband »Diven, Hacker, Spekulanten« versammelt die verschiedensten Sozialfiguren, unter ihnen jene des »Überflüssigen« (Bude 2018). Während Moebius und Schroer auf die Charakteristik einer Sozialfigur eingehen, die darin besteht, dass diese ein kulturelles Bild, eine historische Gestalt darstellt, welche den Individuen, sofern sie eine ausreichend große Prägekraft entwickelt, als Handlungs- sowie Identifizierungsschema über die verschiedenen Sphären des Sozialen hinweg dient (Moebius & Schroer 2018: 8-9), handelt es sich beim »Überflüssigen« um einen Typus, der ein Produkt der wissenschaftlichen Beobachtung darstellt (Steinert 2017: 112). Gleichsam seines Gegenstücks, dem »unternehmerischen Selbst«, welches die rezente Form der Adressierung des Individuums zum Ausdruck bringen soll, stellt die Typisierung des »Überflüssigen« eine Kritik gegenüber dem vorherrschenden kulturellen Klima dar, das durch einen negativen Individualismus und dessen Folgen bestimmt ist (Bude & Willisch 2017: 11,15). Zwar

werden sie selten als solche gesehen, sie bilden jedoch *die beiden* Seiten einer kulturkritischen Analyse, eines Aufbäumens innerhalb der Soziologie. Mit der Typisierung des »Überflüssigen« werden die beobachteten, empirisch erfassten Veränderungen komprimiert, um auf Missstände und die mit ihnen verbundenen Gefahren zu verweisen; sie stellen daher ein bedeutsames Mittel gesellschaftlicher Reflexion und Kritik dar. Gehen wir nun der Frage nach, wodurch der »Überflüssige« charakterisiert wird. Angeführt werden die »Überflüssigen« häufig neben den Gewinnern und Verlierern in der Metapher des Sozialen als Spiel. Dabei bilden sie eine neuartige dritte Gruppe, welche aus diesem ausgeschlossen wird (Baecker et al. 2017: 43; Schroer 2017: 183).

»Wehe aber, wenn man weder als Gewinner noch als Verlierer in dem Spiel vorkommt. Dann hat man keine Adresse in den Konfliktarenen, in denen es um den gesellschaftlichen Zusammenhalt geht. Man ist überflüssig für die Gesellschaft derer, die berücksichtigt werden, deren Stimme zählt und die im Zweifelsfall eine bestimmte Verhandlungsmacht in die Waagschale werfen können.« (Bude 2018: 439)

Während ihr Abdriften oftmals mit Defiziten legitimiert wird, so besteht in der soziologischen Betrachtung ein Konsens darin, dass derartige Behauptungen nicht haltbar sind (exempl. Land & Willisch 2006: 78-80; Reuter 2008: 171, 175; Castel 2017: 77; Oswald 2017: 131). Vielmehr bilden die »Überflüssigen« eine diffuse Masse jener vermeintlichen Defizitträger, denen man einen Einstieg ins Spiel verwehrt; »[...] was sie können, braucht keiner, was sie denken, schätzt keiner, und was sie fühlen, kümmert keinen« (Bude 2018: 440), worin sich eine Gleichgültigkeit ausdrückt, die für ein Entsetzen sorgt, das sich wiederum in der gewählten Rhetorik innerhalb der Soziologie niederschlägt. Besonders deutliche Worte für den Umgang mit entsprechenden Individuen findet Bauman, wie anschließender Ausschnitt darlegt.

»»Überflüssig« zu sein bedeutet, überzählig und nutzlos zu sein, nicht gebraucht zu werden – wie auch immer der Nutz- und Gebrauchswert beschaffen sein mag, der den Standard für Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit liefert. Die anderen brauchen dich nicht; sie kommen ohne dich genausogut zurecht, ja sogar besser. Es gibt keinen einleuchtenden Grund für deine Anwesenheit und keine naheliegende Rechtfertigung für deinen Anspruch, hierbleiben zu dürfen. Für überflüssig erklärt zu werden bedeutet, weggeworfen zu werden, *weil man ein Wegwerfartikel ist* – wie eine leere Einwegplastikflasche oder wie eine Einmalspritze, eine unattraktive Ware, für die sich keine Käufer finden, oder ein fehlerhaftes oder beschädigtes, nutzloses Produkt, das die Qualitätsprüfer vom Fließband pflücken. »Überflüssigkeit« bewegt sich im gleichen semantischen Umfeld wie »Ausschußware«, »fehlerhaftes Exemplar«, »Müll« – wie *Abfall*.« (Bauman 2006: 20-21)

Sie sind entbehrlich, »[...] weil sie nichts mehr versprechen [...]« (Bude 2018: 441), weil in ihnen keine Verwendung mehr gesehen wird. Nicht nur in der Situation befindlich, sondern viel breiter gilt, dass Individuen in den jetzigen Gesellschaften großteils auf sich selbst gestellt sind, für Erfolge wie auch für Misserfolge selbst verantwortlich gemacht werden, woraus sich ein erhöhtes Maß an Verwundbarkeit ergibt. Unter dem ständigen Gefühl der Ungewissheit, der Unsicherheit schaut aus den Gräben das »Gespenst der Überflüssigen« heraus, jederzeit bereit, einen mit in den Abgrund zu ziehen. Was dazu führt, dass sich immer weniger das Vertrauen in einen guten Ausgang in Entscheidungssituationen finden lässt. Das Wort der »Karriere« regt nicht mehr zu vielverheißenden Fantasien an, sondern es rückt ins Bewusstsein, dass mit jedem Karriereschritt ebenso ein Absturz einhergehen kann (Bauman 2006: 136; Bude & Willisch 2017: 15; Bude 2008: 31). Aus einer Epoche kommend, welche ein bis dahin unbekanntes Sicherheitsniveau erreicht hat, das uns zumindest in dieser Hinsicht heute noch als Maßstab vorschwebt, befinden wir uns gegenwärtig auf einer verzweifelten Suche, diese Stufe wenigsten auf individueller Ebene zu erreichen und den prekären Verhältnissen, die sich immer weiter ausbreiten, zu entgehen. Ist ein solches Niveau vom Einzelnen erreicht, verbleibt oftmals der Zweifel, der durch das Wissen seiner Flüchtigkeit genährt wird. »Anders ausgedrückt: Heute bedeutet *abgesichert* zugleich eben auch *bedroht zu sein*« (Castel 2007: 9; siehe auch Willisch 2017a: 65), wie dies Castel in einer Behandlung unseres rezenten Verhältnisses zur Sicherheit anmerkt. Dieser Wandel schockiert umso mehr, da er sich in nur wenigen Jahrzehnten vollzogen hat und mit drastisch divergierenden Lebenschancen zwischen den Generationen verbunden ist. Am Beispiel der Vereinigten Staaten zeichnet dies Newman in einem lesenswerten Beitrag nach, in dem auf die erschwerten Bedingungen für die Baby-Boom-Generation im Angesicht stagnierender Löhne, steigender Preise, schwindender Aufstiegschancen und dem gnadenlosen Druck des Erwerbslebens in den vergangenen Jahrzehnten verwiesen wird, die von ihr metaphorisch mit dem eisernen Würgegriff der Boa constrictor, der Königsschlange verglichen wird (Newman 2017: 103-104). Nahezu versperrt ist der Folgegeneration der Weg zu einem Wohlstandsniveau, das von ihren Eltern ohne größere Anstrengungen und mit ein wenig »Glück« erreicht werden konnte. Häufig reichte es bereits aus, am begrenzten Besitz festzuhalten, um von dessen umfänglicher Wertsteigerung zu profitieren (ebd.: 87, 95-97). In diesen Ausführungen wird zwar ein größeres Augenmerk auf die Erfahrungsebene gelegt, ihre phänomenologische Orientierung gelangt indessen oftmals nicht sonderlich stark zur Geltung, da es schwerfällt, aus dem Gravitationsbereich der neomarxistischen Behandlung zu entkommen. Obzwar es nur bisweilen wirklich gelingen mag mit der Akzentuierung, so wird

in diesen Beiträgen, die auf den Erfahrungsgehalt abzielen, besonders nachdrücklich darauf hingewiesen, dass Exklusion nicht nur als ein neues Etikett für die alten Probleme der Armut, des Abstiegs und der Deprivation herangezogen werden sollte (Vogel 2017a: 156-157). Jene Beiträge verbindet eine etwas andere Anschauung, was ein Exklusionsschicksal ausmacht. Das Gemeinsame an der Exklusionserfahrung stellt für sie die Wertlosigkeit der eigenen Existenz für die Gesamtgesellschaft dar, die keine realen Erwartungen an den Einzelnen mehr richtet (Bude & Willisch 2017: 30); arbeitsmarktliche Aktivierungen, die damit vorgeblich brechen, aber in keinem Widerspruch dazu stehen, stellen ein gesondertes Thema dar, dem wir hier nicht weiter folgen wollen. Ohne weiteres kann eine gewisse Parallele zum systemtheoretischen Strang und ihrem Bild einer defekten Adresse gezogen werden. Dieses präsentiert sich gleichfalls in dem Verhältnis zwischen den sich perspektivisch ergänzenden Kritiken des »unternehmerischen Subjekts« und des »Überflüssigen«, die auf dem Moment der Adressabilität beruhen. Im Unterschied zur systemtheoretischen Thematisierung tritt uns demgegenüber das erweiterte Bild eines verwundeten Selbst entgegen, dessen Schrecken sich für die soziologische Analyse aus der schieren Masse, welche dasselbe Schicksal teilen, ergibt (Bude 2018: 437). Bisheriges zusammenführend, beschreibt Vogel Exklusion wie folgt:

»Es geht vor allen Dingen um das bohrende, quälende und selbstzerstörerische Gefühl, in einer Welt der Erwerbsarbeit und des Wohlstands nicht mehr mithalten zu können und im symbolischen System von Erwerbspositionen und beruflichen Statuslagen nicht repräsentiert zu sein, kurz: »überflüssig« zu sein in einer Überflussgesellschaft. So wächst auf der einen Seite der Zwang zur Erwerbsbeteiligung, um sozial respektiert zu werden und dem »sozialen Tod« (Pierre Bourdieu) durch Arbeitslosigkeit zu entkommen. Andererseits haben immer mehr Menschen Schwierigkeiten, längerfristig und regelmäßig Zugang zur Erwerbsarbeit zu finden. Aus den Zusammenhängen sozialer Anerkennung und Wertschätzung fallen sie heraus und stranden im Niemandsland dauerhafter Arbeitslosigkeit.« (Vogel 2017a: 157)

Vielfach werden die »Überflüssigen« als Leidtragende eines vermeintlichen »Platzmangels« in der Sozialstruktur behandelt, der mit einer Schwächung der sozialen Bindung einhergeht (Imbusch 2017: 207; Bude 2017: 246; Kronauer 2010: 97, 258; Bude & Willisch 2017: 15). Offen bleibt jedoch, wie der Wandel der sozialen Bindungen aus einer ungleichheitstheoretischen Perspektive nicht nur gesehen werden kann, sondern darüberhinausgehend verständlich gemacht werden soll. Von den klassischen ungleichheitstheoretischen Erklärungsversuchen, die in den bisherigen Ausführungen ihre Erwähnung fanden, wollen wir absehen, wenn wir uns mit der Frage beschäftigen, woher dieser Wandel herrührt. Hinsichtlich ihres analytischen Potenzials stoßen wir an Grenzen, welche wir erst im Kontext der Prozesssoziologie überschreiten. Erst vor dem geänderten

theoretischen Hintergrund, der mehr aufs Detail abzielt, können wir diese hinter uns lassen. An späterer Stelle wollen wir hierzu zurückkehren, gegenwärtig verbleiben wir noch bei wesentlichen Aspekten der ungleichheitstheoretischen Debatte. Nach den vorhergehenden Ausführungen zur phänomenologisch orientierten Sicht auf Exklusion manifestiert sich, dass, wenn von der Erfahrung von Exklusion gesprochen wird, dies hauptsächlich durch Zuschreibungen geschieht. Callies hat hierzu einen überaus interessanten Beitrag verfasst (Callies 2017), in dem aufgezeigt wird, wie die Erfahrungsdimension anders als in den bisher behandelten Unternehmungen gewinnbringend in die Debatte integriert werden kann; näher beschäftigen wollen wir uns mit dieser wesentlichen Ergänzung im nächsten Abschnitt (3.3).

Anders als dies noch Bourdieu in seiner Publikation »Das Elend der Welt« vorführt mit einer konsequenten und detaillierten empirischen Unterfütterung der aufgestellten Analysen (Farzin 2011: 163), verlieren sich die Passagen zur Erfahrungsdimension in der Debatte um Exklusion wiederholt in Beschreibungen, an denen sich die betreffenden Autoren bereits beim Verfassen hätten stoßen müssen. Ein willkommener Anknüpfungspunkt für die systemtheoretische Kritik stellt das gezeichnete Bild des exkludierten Menschen in diesen Betrachtungen dar, denn was wir in diesem zu sehen bekommen, ist nicht anders zu werten als jener a-soziale Rest eines Menschen, dem wir aufseiten der Systemtheorie begegnet sind, dem nicht weniger Kritik begegnet ist vonseiten der Ungleichheitstheorien. Opitz erwähnt zwei Darstellungsformen des Exkludierten, wobei Letztere wesentlich häufiger in der Debatte auftritt. Zum einen eine männliche, hochsexualisierte Variante, die ihren Gelüsten durch Gewalt Nachdruck verleiht, zum anderen eine Art lebender Toter, der bloß dahinvegetiert. Gekennzeichnet durch seine Passivität, die so weit geht, dass der Exkludierte bloß müde, abgestumpft, apathisch bleibt, was einen Mangel an Selbstsorge mit sich zieht, wodurch dessen Gesundheit und körperliche Fitness (Opitz 2008: 232), aber auch so Elementares wie seine körperliche Pflege darunter leidet; demnach insgesamt einen verlotterten Eindruck vermittelt. Im Vergleich zu anderen Teilnehmern an der Debatte wird im akademischen Umfeld gehäuft von Bude auf dieses Bild rekuriert, dessen Beiträge uns anschließend exemplarisch dienen sollen. So stehen die »Überflüssigen« nach Bude auf der Schattenseite des Lebens und er liefert uns gleich einen Musterfall in dem »[...] Nachbar[n], der vom vielen Weißbrot, der fettigen Wurst und den gezuckerten Getränken außer Fassung gerät, weil er die meiste Zeit des Tages vor dem Fernsehgerät verbringt [...]«. Er ist die Figur des »Überflüssigen«, die »[...] der deutschen Gesellschaft das Andere ihrer selbst vor Augen [...]« führt (Bude 2017: 260). Sie, die Exkludierten, sind das Andere, dem man abfällig

begegnet, doch zeitgleich fungieren sie als Projektionsfläche für die Angstvorstellungen eines möglichen Abgleitens in die individuelle Bedeutungslosigkeit, in der man nach dem Abdriften, wie sie gefangen bliebe. Die vermeintlich soziologische Analyse verfällt diesbezüglich in dieselbe inkorrekte Erörterung, der man ubiquitär begegnet und die Ausdruck eines wenig bedachten Vorgehens ist. Es offenbart sich das zwiespältige Verhältnis zum Phänomen der Exklusion, das gleichermaßen in den Bann zieht, wie es abstößt durch den hervorgerufenen Ekel, der einem unstrittig aus derartigen Passagen entgegentritt, die sich wiederholt in die ungleichheitstheoretische Thematisierung einschleichen und einen Endpunkt in den Überlegungen darstellt; die Quintessenz vieler der hier behandelten phänomenologisch anmutenden Betrachtungen rührt aus ihrem affektiven Blick her. Der Empörung wird besondere Geltung zugesprochen, wenn es um Exklusion geht, doch unberührt bleibt die Abscheu, der Ekel, der an dieser Stelle wesentlich relevanter für den Umgang mit ihr ist, als dies oftmals gesehen, eingestanden wird. So wirkt sich diese Emotion konkret darauf aus, denn der Ekel weist eine stärkere Leibgebundenheit auf, er reduziert auf diese, zugleich führt er zu einer ethischen, moralischen Ablehnung (Kolnai 2007: 10-11). Beides erschließt sich aus diesen Ausschnitten, in denen unter dem Deckmantel der Wertneutralität Klischees reproduziert werden. »Das Ekelhafte grinst, starrt, stinkt uns ›an‹« (ebd.: 17), weshalb wir es auch ansehen. Zum nächsten Schritt, dem Hochmut, der sich insgeheim einschleicht –, wie es Kolnai bereits im Titel »Ekel, Hochmut, Haß« verdichtet beschreibt –, ist es kein weiter. Um ein weiteres Beispiel zu bemühen, lässt sich an anderer Stelle eine weitere aussagekräftige wie vorurteilsbehaftete Tirade Budes finden, der noch deutlich mehr Platz eingeräumt wird als andernorts und in der sich dieser, wie man sieht, verliert.

»Die Menschen, die man in den Billigmärkten für Lebensmittel trifft, wirken abgekämpft vom täglichen Leben, ohne Kraft, sich umeinander zu kümmern oder aufeinander zu achten, und lassen gleichwohl keine Anzeichen von Beschwerdeführung oder Aufbegehren erkennen. Die Jugendlichen hängen herum und warten darauf, daß etwas passiert, die Männer mittleren Alters haben sich ins Innere der Häuserblöcke zurückgezogen, und die Frauen mit den kleinen Kindern sehen mit Mitte zwanzig schon so aus, als hätten sie vom Leben nichts mehr zu erwarten. Es herrscht eine Atmosphäre abgestumpfter Gleichförmigkeit. Hier leben Menschen, die sich daran gewöhnt haben, wenig zu besitzen, wenig zu tun und wenig zu erwarten. Sie kommen selten in andere Gegenden, lernen kaum andere als Ihresgleichen kennen und mißtrauen den Angeboten, die ihnen von Stadtteilinitiativen oder Beschäftigungsprojekten nahegelegt werden. Nur aus den Blicken der herausgeputzten männlichen Heranwachsenden mit den schneeweißen Kapuzensweaters, die an der Ecke herumlungern, blitzt eine Energie, die zu allem fähig scheint.« (Bude 2008: 10)



Den Fragen, wie eine solche Darstellung in einem soziologischen Beitrag Eingang finden konnte, wie Vorurteile derart bedenkenlos in einer Publikation, die sich selbst der öffentlichen Soziologie zuordnet, publiziert werden konnten und dadurch derartige Anschauungen bis zu einem gewissen Grad legitimieren, kann hier nicht nachgegangen werden, doch zweifelsohne kann diesen Beschreibungen eine bedenkliche Wissenschaftsferne vorgeworfen werden (Opitz 2008: 232). Derartige Passagen beschreiben nicht die »ultimativen Kriterien«, an denen Exklusion zu erkennen sei (Hark 2005: 138), sondern sind Ausdruck einer höchst problematischen Außenansicht, in der eine distinguierende Distanznahme vorgenommen wird; dem faktisch Unbekannten mit Abscheu begegnet wird. Verirrungen dieser Art veranschaulichen, dass auch für eine ungleichheitstheoretische Analyse von Exklusion der gesetzte Rahmen, in dem diese ihre Bearbeitung erfährt, nicht ausreicht. Um der Exklusion auf die Spur zu kommen, wird nicht anders als aufseiten der Systemtheorie der sichere Untergrund des paradigmatischen Zugangs verlassen und auf eine theoretische Orientierung verzichtet. Sorglos wird auf die Sichtbarkeit von Exklusion vertraut, weswegen man bloß seinen Augen trauen muss und es keiner weiteren Schritte bedarf. So geschieht es, dass in der Erörterung der Exklusionserfahrung die soziologische Analyse den allseits bekannten massenmedialen Stereotypisierungen anheimfällt.

Mit den beiden ungleichheitstheoretischen Perspektiven abschließend können wir resümieren, dass es ihnen gelingt, einen Teil des Phänomens der Exklusion als solches zu erkennen, doch daran, diesem soziologisch auf die Spur zu gelangen, scheitern sie kläglich. In seiner hiesigen Verwendung bleibt das Konzept der Exklusion blass, während es stets gefährdet ist, zu einem Surrogat jener althergebrachten Konzeptionen zu verkommen. Es wird sowohl der Konzeption, die auf fundamentale Verschiebungen im Sozialen verweist, als auch der Materie als solcher nicht gerecht, wenn wir das Phänomen nicht anders behandeln als die immer noch wesentliche Thematik der sozialen Ungleichheit.

Kennzeichnend für das ungleichheitstheoretische Vorgehen gegenüber dem Konzept der Exklusion ist seine semantische Unschärfe, seine mangelnde analytische Trennschärfe (Reuter 2008: 171), die sich darin zeigt, eine klare Abgrenzung des Themas der Exklusion zu anderen zu ziehen. Vorwiegend im Kontext der »Überflüssigen« behandelt, läuft der Begriff der Exklusion Gefahr, in eine historische Reihe bereits bestehender Benennungen eingegliedert zu werden und seine eigentliche Funktion zu verlieren. Neben den »Überschüssigen« (Marx), »Entbehrlichen« (Lenski), »Nicht-Kompetenten, Nicht-Teilnahmeberechtigten, [...]« (Offe), »Überzähligen« und »Nutzlosen« (Castel), »Ausgegrenzten« und »exclus« (Lenoir), den

»unnützen Normalen« (Donzelat/Estébe)« wird dieser zu einer weiteren Betitelung des gesellschaftlichen Bodensatzes, einem Begriff, der Armut und Ungleichheit beschreibt (Imbusch 2017: 195; Kronauer 2010: 51). Zur analog geführten Debatte um die Prekarisierung gestaltet sich das Verhältnis nicht minder problematisch, was sich in der vielerorts anzutreffenden Vermengung beider Themen sehen lässt, deren klare Trennung sicherlich auch daran scheitert, dass sie großteils identisch, unter denselben Gesichtspunkten, behandelt werden (Reuter 2008: 182, 184; Castel & Dörre 2009: 15). Exklusion weist unbestritten Überschneidungen mit diesen auf, wenn wir uns ansehen, wann diese vorliegen, doch mit ihm erschließt sich darüberhinausgehend ein Bereich, der eben nicht mit Armut, Ungleichheit oder Prekarisierung in Verbindung gebracht werden kann. Zu einer Dimension des Sozialen, die von anderen Konzeptionen unberührt bleibt, eröffnet er den Einstieg. Er stellt die Chiffre eines bisher ungesesehenen gesellschaftlichen Auflösungsprozesses dar, zu dem Castel anmerkt, dass es auffallend ist, dass die Fälle praktisch keine Gemeinsamkeiten aufweisen, bis auf die geteilte, sehr schwierige Situation, in der sich die Individuen wiederfinden (Castel 2009: 28-29). Gewonnen wird diese Einsicht durch Castel trotz eines relativ engen theoretischen Rahmens, der nur einen begrenzten Einblick erlaubt und wesentliche Aspekte des Exklusionsphänomens unbeachtet lässt. Ohne das wahre Potenzial des Exklusionsbegriffs zu sehen, wird dieser bedauerlicherweise als Sammelbegriff in einer desillusionierenden (Bude & Willisch 2006: 8), wie konsternierenden Lage genutzt, die kein Entrinnen zu bieten scheint. Castel hält hierzu fest, dass »[w]ir [...] Zeugen eines Prozesses [sind], der nicht aufhört, Wirkungen hervorzubringen, und dessen Ausgang keineswegs gewiss ist« (Castel 2009: 34). Angesichts der unzähligen »Wirkungen«, auf die sich alle Aufmerksamkeit richtet, überwiegt aufseiten der Ungleichheitstheorien eine gewisse Ohnmacht dem Phänomen gegenüber, welche dazu führt, dass nicht die notwendigen Schritte, die zuvorderst eine theoretische Annäherung beinhalten müssten, gesetzt werden. Stattdessen werden unter dem Sammelbegriff bzw. Allzweckbegriff der Exklusion alle Varianten des Elends durchdekliniert (Castel 2017: 69), weshalb Castel bereits in seinem Beitrag »Die Fallstricke des Exklusionsbegriffs« ein prononciertes Urteil fällt, dem ungebrochen erhebliche Geltung zukommt: »Die Soziologie der Exklusion verfährt wie die alte negative Theologie, die sich darin erschöpft hat zu sagen, was Gott nicht ist: Gott ist keine Person, keine Substanz, weder Schöpfer noch Geschöpf, weder dies noch das. Gott ist nichts, was sich sagen lässt« (ebd.: 71). Was unter Exklusion konkret zu verstehen sei, bleibt das ungleichheitstheoretische Lager gänzlich schuldig, indessen erweisen sich ihre Vertreter als nicht zu verlegen, ohne klare Kriterien vorlegen zu können, den Begriff inflationär zu verwenden. Obwohl es geboten

wäre, über die Beschreibung von Zuständen hinauszugehen, geschieht dies nicht (ebd.: 73). Castel legt mit diesem Beitrag eine schonungslose Kritik vor, welche fortan als Referenzpunkt diene, doch zu einer Umorientierung kam es an keiner Stelle; weder Castel noch ein anderer Vertreter initiierten eine tatsächliche Neuausrichtung.

Unbeleuchtet verbleiben die Gründe, wie wir zuvor gesehen haben, doch in der ungleichheitstheoretischen Debatte gerät ein substanzielles Moment von Exklusion in den Fokus, das *in vielen* Fällen bezeichnend für diese ist und ein Bindeglied zwischen den ungleichheitstheoretischen Positionen, Beiträgen bildet. Divergent zu den zuvor angesprochenen Konzeptionen, die mit Exklusion vermengt werden, basiert dieses auf der Vorstellung eines »qualitativen Bruchs« zwischen Zugehörigkeit und Ausschluss, der eine Zuspitzung darstellt. Während bei anderen Konzeptionen ein gewisses Maß an Zugehörigkeit ungeachtet existierender Asymmetrien weiterhin bestehen bleibt, drückt das neue Konzept ein rigoroseres Vorgehen aus, in dem sich die soziale Bindungskraft verliert (Kronauer 2010: 51; Reuter 2008: 180). Kronauer fasst dies wie folgt zusammen: »Exklusionsprozesse führen zu einem paradoxen Resultat: sie marginalisieren Menschen soweit, dass sie sie schließlich selbst noch aus den Wechselbeziehungen ungleicher Abhängigkeitsverhältnisse verstoßen« (Kronauer 2010: 51-52). Wenig überraschend hat zur selben Zeit, in der sich der Exklusionsbegriff etabliert hat, eine Schlüsselfigur, eine sozialtheoretische Metapher, welche die Soziologie seit ihren Anfängen begleitet, erneut an Prominenz gewonnen, nämlich jene des »sozialen Bandes«. In gleicher Weise indiziert sie den Verlust einer elementaren Verbundenheit zwischen den Individuen sowie das Verschwinden des Bewusstseins einer wechselseitigen Verantwortlichkeit (Bedorf & Herrmann 2016: 9; Gertenbach 2016: 72; Bröckling 2016: 392). Insbesondere in seiner jüngeren Geschichte referenziert die Metapher des »sozialen Bandes« denselben Sachverhalt, sprich, dass das Soziale unter äußerster Spannung steht, das Band am Reißen oder bereits gerissen ist – abhängig von der Sicht auf diese Prozesse. Was Bröckling bezüglich der Metapher des »sozialen Bandes« anmerkt, kann daher ohne weiteres für das Konzept der Exklusion festgehalten werden: »Wo immer diese Metapher auftaucht, sind Krisensemantiken nicht fern. Wer soziales Band sagt, sagt im gleichen Zuge: Es ist bedroht« (Bröckling 2016: 396). Ob wir von der Auflösung des sozialen Bandes oder dem gesellschaftlichen Auseinanderdriften, das als Bild der Exklusion fungiert (exempl. Bude & Willisch 2006: 15; 2017: 15; Kronauer 2010: 256; 2020: 9, 16, 18, 27, 43), ausgehen, bleibt für die Analyse nebensächlich. Sie bringen das gemeinhin geteilte Gefühl der sozialen Entfernung zum Ausdruck, das sich konstant intensiviert hat (Callies 2017: 262).

Beleuchtet wird die Thematik jedoch unterschiedlich. Ohne vertiefend darauf eingehen zu können, da es hier sekundärer Natur ist, erschließt sich in den Publikationen zum sozialen Band ein breiteres Spektrum, in dem die segregierenden Tendenzen behandelt werden. Dahingegen ist für die ungleichheitstheoretische Betrachtung von Exklusion seine Verknüpfung mit dem Thema der Anerkennung konstitutiv, genauer gesagt, dessen Ausbleiben; gegen diesen Missstand richten sich die kollektiven Bemühungen (exempl. Bude & Willisch 2006: 8; Böhnke 2006: 97, 120; Oswald 2017: 132-133; Vogel 2017a: 156-157). Zum einen ergibt sich dadurch eine Verengung des analytischen Rahmens, dessen Konsequenzen uns hier nicht weiter beschäftigen sollen, andererseits offeriert sich zumindest ein basales Verständnis von Exklusion, welches zwar weiterhin unvollständig bleibt, doch von ungleichheitstheoretischer Seite ohne weiteres ins Feld geführt werden könnte. Ein Exklusionsverständnis, das mit der Thematik des Ausbleibens von Anerkennung bzw. der radikalen Missachtung des Gegenübers verknüpft wird, stellt ein vielversprechendes Angebot dar, das *für viele* Exklusionslagen zutreffend ist (Hark 2005: 135-136, 138). Gewisse Problemstellen, unter anderem auf empirischer Ebene, bleiben dadurch unberührt und daher weiterhin offen, doch als solches ist der Ansatz maßgeblich, da er durch seine sozialtheoretische Präzisierung dem Begriff der Exklusion jenen Gehalt zukommen lässt, den er zwar stets mit sich führt, der in seiner verwässerten Form allerdings verloren geht – in der dieser kaum von anderen Konzeptionen zu unterscheiden ist. Dementsprechend kann es als Versäumnis angesehen werden, dass diesem essenziellen Aspekt in der Konturierung der Konzeption nicht ausreichend Platz eingeräumt wurde und er oftmals in den paradigmatisch geprägten Beschreibungen der Lebensumstände untergeht. Vielfach wird er gar nicht angesprochen, gelegentlich implizit mitgetragen und nur äußerst selten direkt erwähnt. So zeichnet sich ein Beitrag Callies besonders aus, in dem ein solches Verständnis von Exklusion prägnant formuliert wird.

»Von Exklusion zu sprechen macht durchaus Sinn, wenn Inklusion ein Verhältnis meint, das durch die Gewährung grundlegender Anrechte auf Anerkennung und Teilhabe gekennzeichnet ist. Exklusion bedeutet dann entsprechend, von solchen Anrechten ausgeschlossen zu sein. Exklusion ist demzufolge als eine Gleichzeitigkeit von Drinnen und Draußen zu verstehen: Es bedeutet, Teil einer Gesellschaft zu sein und dennoch die Erfahrung machen zu müssen, nicht dazuzugehören.« (Callies 2017: 265)

Mit dem Begriff der Exklusion wird auf diese Weise festgehalten, »[...] dass Menschen aus den Kreisläufen des gesellschaftlichen Verkehrs ausgeschlossen werden und als wertlos dastehen, als ob sie außerhalb der Gesellschaft existierten« (Castel 2009: 28). Vieles dessen, was wir zuvor bereits behandelt haben, insbesondere bei der eher phänomenologisch

orientierten Perspektive, die allerdings wiederholt in einem narrativen Abdriften gemündet ist, findet sich an dieser Stelle wieder, doch verknüpft mit Anerkennungsverhältnissen eröffnet sich das eigentliche Potenzial eines ungleichheitstheoretischen Exklusionsverständnisses. Für eine stärkere Herausarbeitung eines solchen Verständnisses müsste vonseiten der Ungleichheitstheorien eine größere Distanz zu ihrem Erbe – ihrer Erblast – gefunden werden, denn die qualitativen Brüche verlangen eine variablere Herangehensweise, einen aufmerksameren Blick für die Details. Hierin liegt die eigentliche Herausforderung, mit der sich die Soziologie konfrontiert sieht. Exklusion stellt einen gänzlich eigenen Sachverhalt dar, dem wir bloß angemessen nachkommen, wenn wir ihn als solchen behandeln.

Wie in vorhergehendem Absatz besprochen, stellt das Thema der Anerkennung das elementare Verbindungsglied zwischen den Positionen dar, doch wird dieses nur äußerst zaghaft angesprochen sowie meist unbeleuchtet gelassen, wohingegen kaum ein Beitrag ohne die konkrete Forderung nach der Teilhabe, Partizipation auskommt. Freilich ist die Forderung nach dieser begrüßenswert, übersehen wird indes, dass ein kardinaler Schritt in den Überlegungen übersprungen bzw. ausgeklammert wird und direkt eine solche formuliert wird. Beinahe reflexhaft wird die Forderung nach Teilhabe hervorgebracht, so ungemein geübt viele darin sind, sich nicht durch Überlegungen hinsichtlich ihrer Bedingungen aufhalten zu lassen, worin eine mühselige Arbeit besteht – im Speziellen, wenn sich dieser Weg von der Soziologie als großteils unbeschritten erweist. Worin eine gravierende Leerstelle aufseiten der Soziologie zu sehen ist, die als Forschungsdesiderat, das bisher unbeachtet geblieben ist, besteht. Blindlings voranstürmend wird nicht gesehen, dass Maßgebliches vergessen wurde. Weithin wird von ungleichheitstheoretischer Seite eine Reflexion des Verhältnisses zwischen elementaren Anerkennungsverhältnissen und der Chance auf die Teilhabe ausgespart, wodurch sich dieser Strang der Debatte, wie hier noch zu sehen sein wird, in eine theoretische Sackgasse navigiert. Nähern wir uns dieser misslichen Lage schrittweise an. Veranschaulichen lässt sich dies anhand der von Kronauer vorgenommenen Unterscheidung von zwei Modi gesellschaftlicher Zugehörigkeit, der Interdependenz und der Partizipation. Was uns hier interessiert, ist weniger der von ihm vorgebrachte Punkt, dass diese gegeneinander ausgespielt würden, sondern sein Umgang mit ihnen (Kronauer 2010: 139). Sie werden nebeneinandergestellt, obgleich sie konzeptionell auf unterschiedlichen Ebenen anzusiedeln sind. Interdependenz ist auf einer höheren, abstrakteren Ebene zu verorten. Sie beschreibt eine relationale Angewiesenheit, welche ungeachtet des sozialen Gefälles, der Ungleichheit und dergleichen weiterhin besteht; worin im Grunde ein soziologisches

Gemeingut bestehen sollte, es daher keiner weiteren Ausführungen bedarf. Die Möglichkeit der Teilhabe an den unterschiedlichen Sphären des Sozialen ergibt sich demgegenüber aus der Ausgestaltung der Beziehungen und ihrer Interdependenzen. Aufseiten der Ungleichheitstheorien führt die Frage nach der Anerkennung geradewegs zur Forderung nach der Teilhabe, ohne sich im Klaren darüber zu sein, dass es einer näheren Beleuchtung der Interdependenzverhältnisse verlangt, denn Anerkennung muss aus diesen heraus begriffen werden. So verlockend jener Schritt zu konkreten, sozialpolitischen Forderungen erscheinen mag, müsste zunächst geklärt werden, woher rezente Verschiebungen herrühren. Woran es an dieser Stelle fehlt, ist eine ausreichende theoretische Einschätzung der Lage. Weil dies nicht geschieht, irren viele der Ungleichheitstheoretischen Vertreter in eine versteckte Tautologie (Nassehi 2017: 130). Dies mag sozialpolitisch unproblematisch sein, doch in der Theoriearbeit, in der Erarbeitung unseres perspektivischen Instrumentariensatzes, ergibt sich dadurch ein gravierender Mangel. Sozialpolitisch können wir der fehlenden Teilnahmemöglichkeit mit der Forderung nach Partizipation begegnen, in der Theoriearbeit können wir uns nicht damit begnügen. Unmissverständlich lässt sich dies an der Frage, wann von Inklusion gesprochen werden kann – was zugleich für Exklusion Gültigkeit besitzt – veranschaulichen, die nur ein wenig anders formuliert werden muss, um die verdeckte Tautologie ersichtlich werden zu lassen. Es handelt sich um einen theoretischen Zirkelschluss, der kaum Erwähnung findet. Demnach ist Inklusion wie folgt zu verstehen: »Jemand nimmt am Leben der Gesellschaft entsprechend den in ihr allgemein anerkannten Maßstäben teil, wenn er am Leben der Gesellschaft entsprechend den in ihr allgemein anerkannten Maßstäben teilnimmt« (Behrendt 2019: 480). Diese Aussage ist nicht anzufechten, sie ist »trivialerweise wahr«, aber sie stellt nicht mehr als eine Binsenweisheit dar. Summarisch hält dies fest, dass die »Teilnahme am Leben der Gesellschaft« äquivalent zur »Inklusion« ist, woraus sich ergibt, dass »Inklusion« gegeben ist, wenn »Inklusion« vorliegt; dasselbe gilt für Exklusion. Etwas Substanzielles über Inklusion oder Exklusion wird über eine derartige Argumentation nicht ausgesagt (ebd.:), weshalb auch bereitwillig versucht wird, diese Lücke durch vertraute Erklärungsmuster zu schließen, was, wie wir zuvor gesehen haben, allerdings nicht gelingt. Demgegenüber ließe sich das Gros der Exklusionsthematik über Anerkennungsstrukturen begreiflich machen, indessen würde dies einen raffinierteren Einstieg verlangen, der nicht, mit einem begründeten sowie achtbaren Engagement, die notwendige analytische, theoretische Distanz bereitwillig opfert.

Die wesentlichen Momente der ungleichheitstheoretischen Debatte um Exklusion behandelt, stellt sich ein gewisses Maß an Ernüchterung ein, denn was sich offenbart, ist eine Inflexibilität. Exklusion wird als neuartiges Thema erkannt, doch in seiner Bearbeitung nicht als solches behandelt; Debatten überlappen, Begriffe werden Synonymen gleich verwendet und alles wird überlagert durch die paradigmatische Erblast, die nicht als solche gesehen wird, wodurch sich die Chance einer Neuorientierung erübrigt. Dennoch zeichnet sich ein gewinnbringendes Exklusionsverständnis ab, welches jedoch auf einen Bereich außerhalb des eingenommenen theoretischen Standpunktes verweist. Damit dieses aufgeht, müsste Anerkennung substantieller begriffen werden, sie dürfte nicht fortlaufend verknüpft werden mit der Materialität des Sozialen, ausschließlich verstanden über Ressourcen und Kapitalien, woran eine hinzuimaginierte Erfahrungsebene nichts ändert.

### **3.3 Entwicklungen zwischen Kritik und essenzieller Ergänzung**

Bei der Unzahl an Ergänzungsvorschlägen, die vorliegen, wird es nicht möglich sein, gleichermaßen auf diese einzugehen, weshalb wir jenen Anregungen folgen werden, die problematische Aussparungen auf dem Weg zu einem ergiebigen Exklusionsverständnis zu schließen versuchen; dabei anstreben, vorhandene Defizite zu tilgen. Wesentlich erscheinen in diesem Zusammenhang vor allem drei kritische Ergänzungen. Gegen die phänomenologisch anmutende Sicht auf Exklusion, in der hauptsächlich mit Zuschreibungen operiert und gänzlich von der Erfahrung von Exklusion abgesehen wird, richtet sich der erste Einwand, dem wir nachgehen wollen. Daran anschließend wird – zweitens – auf ein weiteres Defizit verwiesen, welches sich gleichfalls in der Vernachlässigung der konkreten Interaktionen durch die Soziologie zeigt. Wiederholt wird in den Beiträgen beiläufig darauf verwiesen, dass Grenzziehungsprozesse ungerechtfertigt ausgeblendet werden, obwohl diese für das behandelte Thema von größter Bedeutung sind. Zudem müsste, dem dritten bedeutsamen Einwand folgend, Exklusion stärker global gesehen werden, nicht aus dem in der Soziologie allseits beliebten Containerdenken, das sich gedanklich in nationalstaatlichen Grenzen bewegt. Durch diese drei Einschübe kann ein angereichertes Exklusionsverständnis entstehen.

An jenem Punkt, an dem wir uns in der Behandlung von Exklusion wiederfinden, wäre es von Vorteil, sich auf die ausgerufene Maxime Webers, der die Soziologie durch das Bestreben eines deutenden Verstehens des Sozialen charakterisiert hat, zu besinnen und sich von jener bis heute häufig anzutreffenden Praxis einer fadenscheinigen Ferndiagnostik, gegen die sich die Disziplin mitunter formiert hat, zu distanzieren. Die Soziologie kann und sollte sich nicht

an der überholten Praktik einer von Animositäten geleiteten Gesellschaftsdiagnostik orientieren. Es muss als bedenklich erachtet werden, dass bar eines Kriteriums, wann Exklusion real vorliegt, nicht davor zurückgeschreckt wird, soziale Lagen als solche zu titulieren und über den zweifelhaften Gehalt eines solchen Vorgehens schlicht hinwegzusehen. Bevor wir uns erneut mit der Problematik der Unschärfe und der Schwierigkeit der Abgrenzung zu anderen Konzeptionen befassen, die hier hineinspielen, wollen wir an dieser Stelle Halt machen. Rein aus der sozialen Konstellation, in der sich das Individuum wiederfindet und einer externen Betrachtung dieser, lässt sich das Konzept der Exklusion nicht gewinnbringend nutzen. Die erste Ergänzung fügt sich hier ein und soll jenes gravierende Defizit, welches in einer verkürzten sowie vorurteilsbehafteten Zuschreibung liegt, beseitigen, das von Honneth im Gespräch über »Die Überflüssigen« besonders eindringlich angesprochen wurde und das für seine eher ablehnende Haltung gegenüber der Konzeption und der dazugehörigen Debatte verantwortlich ist. Anschaulicher als in diesem Kommentar wird der Einwand nirgends sonst vorgebracht.

»Es gibt ein psychologisches oder normatives Hintergrundkriterium, das uns dazu neigen lässt zu sagen, dass die, die nachmittags vorm Fernseher sitzen, sich eher kommunikationslos fühlen. Was gibt uns aber die Sicherheit zu sagen, dass die ausgeschlossen sind oder sich als ausgeschlossen denken aus der gesamtgesellschaftlich vermittelten medialen Kommunikation? Ich habe den Eindruck, bei allen diesen Diskussionen arbeiten wir mit normativen Unterstellungen. Beispielsweise: Die alte Frau, die sich nachmittags eine Talk-Show nach der anderen ansieht, mit der stimmt etwas nicht. Die Vorstellung hat man doch.« (Baecker et al. 2017: 44-45)

Eine Anmerkung, mit der Honneth eine distanziertere, reflexivere Position zur Thematik einnimmt, die in dieser Passage, in der über die Bedeutung von Kommunikation debattiert wird, in die sich sichtlich ein systemtheoretisches Moment eingeschlichen hat, übergangen wird, obwohl diese für das Thema von höchster Relevanz wäre. Bisheriger Umgang mit der Dimension des Erlebens von Exklusion ist, um dies in aller Deutlichkeit zu sagen, unwürdig mit der Soziologie in Verbindung gebracht zu werden, die sich über den Verlauf ihres Bestehens zunehmend über ihren empirischen Anteil definiert und empirische Maßstäbe gesetzt hat. Gerade bei der starken Tradition der qualitativen Sozialforschung des Fachs, ihrem Engagement und ihrer Sorgfalt, mit der sich diese der Erfahrungsebene verschrieben hat, liegt hierin eine besondere Schmach. Ziel müsse es sein, auf dieses empirische Erbe zu rekurren. Perspektivische Verschiebungen wären dennoch vonnöten, um den Sachverhalt zufriedenstellend behandeln zu können. So muss für ein ungleichheitstheoretisches Konzept von Exklusion von einer meist auf strukturelle Aspekte abzielenden Analyse, die zur gängigen



Praxis geworden ist, abgesehen werden sowie beträchtlich mehr Aufmerksamkeit auf das Individuum gerichtet werden (Hark 2005: 138; Kronauer 2010: 132). Es besteht demnach eine Notwendigkeit, anders nach Exklusion zu fragen, wie dies auch von Nassehi erwähnt wird: »Vielleicht ist die Frage falsch gestellt, wer die Exkludierten sind, wer die Überflüssigen und wer die Ausgegrenzten. Vielleicht ist es angemessener, danach zu fragen, unter welchen Bedingungen sich Lebenslagen als exkludiert, überflüssig, ausgegrenzt beschreiben« (Nassehi 2006: 68). Wenn wir von Exklusion sprechen, darf nicht übersehen werden, wie wir es hier bereits erwähnt hatten, dass es sich um einen qualitativen Bruch handelt, der sich nicht durch den äußeren Blick auf die Lebenslage so ohne weiteres erschließt. Kronauer merkt die Besonderheit dieses Bruchs zwar an und seine Publikationen gehören sicherlich zu den am häufigsten Rezipierten, Konsequenzen hinsichtlich der Bearbeitung der Thematik hatte diese Einsicht hingegen nicht, obwohl es augenscheinlich einer Neuausrichtung sowie einer geänderten Fragestellung bedarf, welche es erlauben sollten, jene nötige Distanz zu Bisherigem zu gewinnen, um sich aus jener theoretischen Bedrängnis zu befreien, in die man sich blindlings manövriert hat. Kaum beachtet, in seiner Relevanz nicht erkannt oder gewürdigt, befasst sich Callies in seinem Beitrag »Konturen sozialer Exklusion«, der in der ersten Auflage dieses Sammelbandes bereits 2008 erschienen ist, mit dieser Leerstelle (Callies 2017); womit er seither allein auf weiter Flur steht. Entlang der drei Bereiche des Arbeitsmarktes, des Mindestmaßes an Wohlstand und des sozialen Netzes, wie sie in Fachkreisen als Sphären des Ausschlusses häufig genannt werden, doch in den seltensten Fällen gleichwertig behandelt werden, sondern der Fokus zumeist auf beiden Erstgenannten liegt, geht Callies der Besonderheit von Exklusion nach. Nach Callies liegt das eigentliche Potenzial des Exklusionskonzepts in seiner Subjektorientierung, worin sich sein Zugang deutlich von anderen unterscheidet und sichtlich darum bemüht ist, an das qualitative Erbe anzuschließen, ihrem Verständnis der Aufgabe von Sozialforschung nachzukommen. So bilden die lebensweltlichen Erfahrungen nicht nur eine Ergänzung zum geschulten Blick des soziologischen Beobachters, demnach ein Beiwerk, sondern sie bilden die Quintessenz der Analyse, einen unumstößlichen Teil, wenn wir nach Exklusion fragen.

»Im Unterschied zu den üblichen Sozialstrukturkategorien verweist der Exklusionsbegriff auf einen Bruch mit Ansprüchen und Normen, die je nach Gesellschaft, Milieu oder historischem Kontext erheblich variieren können. In vielen Fällen ergibt sich deshalb erst dann ein angemessenes Bild, wenn die Lebensbedingungen der Menschen mit den jeweiligen Bedürfnissen und Normen in Beziehung gesetzt werden. Die Frage nach der Grenzziehung zwischen Inklusion und Exklusion berührt auf diese Weise eine Kulturosoziologie sozialer Ungleichheit.« (ebd.: 276)

Mit dem ausgeweiteten Blick, der sich in diesem Beitrag zeigt, werden Aspekte des Sozialen in den Fokus gerückt, die dem Ungleichheitstheoretischen Lager weitgehend entgangen sind. Anhand besonders aufschlussreicher Fallbeispiele skizziert Callies, wodurch Exklusion eigentlich gekennzeichnet ist. Es geht bei ihm nicht mehr um die Dichotomie von Innen und Außen (ebd.: 269-270), sondern vielmehr um ein komplexes Geflecht von Beziehungen sowie der individuellen Auslegung dieser, die sich anschaulich aus den von ihm genutzten Befragungen gewinnen lassen. Der »Ausgeschlossene« steht in einem spezifischen Verhältnis zu anderen Individuen in seinem Umfeld und deutet seine Lage, wie Callies zeigt, in charakteristischer Weise. Folgende Textstelle veranschaulicht dies. Verglichen wird die Situation zweier junger Männer, die zwar in ähnlichen Bedingungen leben, doch diese sehr unterschiedlich deuten, wobei sich einer der beiden in einer Sackgasse sieht:

»Für Arif C. hingegen entsteht der Eindruck, in einer Sackgasse geraten zu sein. Er fühlt sich von anderen Menschen zurückgewiesen, ist entmutigt und sieht die Verwirklichung seiner Lebenspläne bedroht. Der entscheidende Unterschied zwischen beiden jungen Männern besteht also weniger in ihrer derzeitigen Lebenslage als in den Möglichkeiten und Aussichten, an ihrer derzeitigen Lage etwas zu verändern. Wo bei Lars P. Offenheit vorherrscht, zeigt sich bei Arif C. eine Verengung und Schließung von Zukunftsperspektiven.« (ebd.: 280)

Erstmals realiter gekoppelt mit der Erfahrungsebene eröffnet sich ein vielverheißender Zugang durch das adaptierte Konzept. Maßgeblich unterscheidet sich die eingenommene Perspektive Callies, der Abstand nimmt von Ist-Zuständen der Exklusion und diese vielmehr prozessual zu erfassen versucht. Bislang wurde, wenn es um das Erfahren ging, die Lebenslage enttemporalisiert und isoliert betrachtet, dahingegen plädiert Callies für eine akkuratere Betrachtung als Teil eines Verlaufs, wonach die Lebenslagen durch die Lebensverläufe ersetzt werden sollten. Eingebettet in diese andere, weitere Sicht wird die Zukunftsperspektive, welche uns aus diesem Auszug entgegentritt, erst sinnhaft. Ob die Situation, in der sich das Individuum wiederfindet, als permanent oder wie im Fall von Lars P. als Phase der Neuorientierung angesehen werden kann, bevor man erneut inkludiert wird, hängt ferner von der Vorgeschichte und deren Auslegung bis zum entsprechenden Zeitpunkt ab. Neben den äußeren Gegebenheiten spielt demnach beim Phänomen der Exklusion wesentlich ein subjektives Element mit, das in dem hier unterbreiteten konzeptuellen Vorschlag hervorgehoben wird und das vielfach, wenn einhellig von Exklusion gesprochen werden kann, anzutreffen ist. Relevanz besitzt der subjektive Gehalt nicht nur für eine »Verengung oder Schließung von Zukunftsperspektiven«, viel unmittelbarer wirkt sie sich auf die Handlungsmöglichkeiten aus, woraus sich parallele Überlegungen zum Thomas-Theorem ergeben. Anhand des Beispiels von Arif C. lässt sich dies veranschaulichen. In derselben

Lebenslage befindlich wie Lars P., wird die Situation seinerseits gänzlich anders bewertet, wodurch sein situativer Handlungsspielraum beträchtlich eingeschränkt wird. Es lähmt ihn, bis er sich so lange »außerhalb«, »draußen« befunden hat, dass er aufgrund der Ausdehnung dieser Phase umso stärker am »Hineinkommen« gehindert wird. Durch den umfänglich beschränkten Handlungsspielraum erscheint Inklusion zunehmend illusorisch, was sich auswirkt auf seine Zukunftsperspektive, die sich weiter verengt (ebd.: 280-282). Analysen dieser Art illustrieren das Wechselspiel zwischen subjektiver und objektiver Realität. Die Berücksichtigung des Handlungsspielraums soll keinesfalls nur beiläufig seine Erwähnung finden, sondern ihr kommt in dem analytischen Vorgehen, das hier angeraten wird, eine wesentliche Rolle zu, die für die Bestimmung von Exklusion nicht minder bedeutsam ist als jene der Zukunftsperspektive. Verknüpft kennzeichnen sie eine neue Perspektive, in der die Forderung nach einer Neuausrichtung ihren Widerhall findet. Fragen wir uns abschließend hinsichtlich des Gehalts eines solchen Exklusionsverständnisses, kann unstrittig darauf verwiesen werden, dass es die schwerwiegendste Leerstelle schließt, wodurch die Debatte offenkundig bereichert wird, doch es leistet noch weitaus mehr. War das Konzept bisher als diffuser Sammelbegriff in Verwendung, so gewinnt es hier deutlich an Trennschärfe zu anderen Konzeptionen, es erhält ein klares Profil. Wurde ursprünglich mit ihm beabsichtigt, jenes Phänomen radikaler Marginalisierung zu beschreiben, das in dieser Form zumindest in der rezenten Zeitgeschichte neuartig war, verlor sich dieser Anspruch rasch, was Callie mit seinem Entwurf erneut umkehrt. Aufgezeigt wird eine klare Herangehensweise, deren methodisches Äquivalent in der Biographieforschung liegt, und, ohne es vertiefend auszuführen, besteht ein theoretisches Nahverhältnis zu der in der Prozesssoziologie eingenommenen Perspektive. Es lässt sich keine Absicht erkennen, doch es besteht eine auffällige Kongruenz zu der von Elias eingenommenen Sicht auf das Soziale, das prozessual gedacht wird und in der nicht davor zurückgeschreckt wird, vermeintlich Individuelles stärker als ein Segment aufzufassen, wodurch dieser Beitrag gewissermaßen eine Zwischenposition oder ein Bindeglied zwischen Ungleichheits- und Prozesstheorie bildet. Die Rahmensetzung gestaltet sich der vorliegenden Zielsetzung entsprechend jedoch eng und verbleibt bei den Lebensverläufen. Callie unterbreitet gleichwohl ein Exklusionsverständnis, welches zwar nicht gänzlich ausformuliert ist, es erlaubt jedoch, die Wandlungen der Anerkennungsstrukturen einer mikrosoziologischen Analyse zugänglich zu machen und diese zu sondieren, während dies in allen bisherigen Bestrebungen lediglich angedeutet wird, sich jedoch umgehend verliert. Unstrittig sollte sein, dass darin eine erhebliche Verfeinerung des

analytischen Apparates besteht. Exklusion auf diesem Weg anzureichern, stellt eine vielversprechende Ergänzung dar.

Widmen wollen wir uns nun einem Punkt, dessen Relevanz nicht ausreichend gesehen wird, der es nicht über eine okkasionelle, beiläufige Erwähnung hinausschafft. Dieser erscheint vor allem deshalb als interessant, weil sich schon Luhmann in seinem Beitrag »Jenseits von Barbarei«, der, wie wir zuvor erörterten, anstoßgebend dafür war, die Debatte im deutschsprachigen Raum aufzugreifen, dahingehend äußerte, dass dieser zu vernachlässigen sei, ihm seine Geltung abgesprochen hat. Abzielend darauf, in seiner theoretischen Perspektive zu unterweisen und die Wirkmächtigkeit funktionaler Differenzierung herauszustreichen, wählt Luhmann deutliche Worte, um Identitätsklassifikationen und mit ihnen Identität als integrales Element des Sozialen als obsolet für ihre Ordnung zu charakterisieren. In Überlegungen zur Weltgesellschaft, zu den über Nationalstaaten hinausreichenden Funktionssystemen, welche diesen Rahmen unzulänglich werden lassen, trifft Luhmann nachstehende generelle und schwerwiegende Aussage: »Jedenfalls verlieren aber Identitätsklassifikationen nach dem Muster ›wir und alle anderen‹ ihre Bedeutung« (Luhmann 1996: 222). Es wird zwar mit den anschließenden Zeilen der Versuch unternommen, zu beschwichtigen, indem auf die »[...] zeitweilige Hervorhebung bestimmter Unterscheidungen [...]« hingewiesen wird (ebd.), es kann hingegen nicht bezweifelt werden, dass sich in zuvor getroffener Aussage die tatsächliche Haltung gegenüber dem Thema der Identität ausdrückt. Ein Passus, der in der Fülle an provokativen Inhalten untergegangen ist. Zu beanstanden hatte bloß Wolf-Dieter Narr die vorgebrachte These Luhmanns, was ihn zur spöttischen Anmerkung verleitete, dass nur eine mit »[...] Scheuklappen versehene ›Systemtheorie‹ [...]« diese aufstellen konnte (Narr 1996: 250). Aus systemtheoretischer Sicht mit dem Fokus auf funktionaler Differenzierung können Identitätsfragen bedenkenlos ausgeblendet werden, obzwar sie sich dafür von der Erklärung gewisser Phänomene verabschieden muss, wie dies Stichweh hinsichtlich ethnischer Ausgrenzungsprozesse eingesteht (Stichweh 2016c: 57-58), doch ein umfänglicheres Sozialverständnis kommt ohne die Einbeziehung von Identität nicht aus. Entgegen der von Luhmann aufgestellten Hypothese zeichnen sich die funktional differenzierten Gesellschaften der Moderne, in denen der Rang bis zu einem gewissen Grad verhandelbar geworden ist, dadurch aus, dass in ihnen Identitätsarbeit zu einem integralen Bestandteil sozialer Praxis geworden ist. So sehr der kontingente Charakter der Moderne oftmals als Segen erachtet wird, so entspringen ihm gleichfalls seine Tücken, mit denen das Individuum alltäglich konfrontiert

ist und aus denen sich nicht weniger relevante Folgen auf gesamtgesellschaftlicher Ebene ergeben. Identität stellt einen wirkmächtigen, gestaltenden Faktor im Sozialen dar, woraus sich hinlänglich ein Anhaltspunkt ergeben sollte, nach ihrer Bedeutung für die Thematik der Exklusion zu fragen. Hierin liegt nicht nur ein Defizit aufseiten der Systemtheorie, sondern das ungleichheitstheoretische Lager hat sich diesem Sachverhalt ebenso konsequent verschlossen, während man seiner Leitfigur nacheiferte und die Feldtheorie als Richtschnur fungierte. Konfrontiert mit den rezenten Prozessen der Identitätsbildung stieß man allerdings, ohne sich dessen gewahr zu sein, an Grenzen. Innerhalb der Identitäts- und Ethnizitätsforschung ließen sich in den vergangenen Jahrzehnten Bestrebungen ausmachen, diese Leerstelle zu schließen, was sich in einer qualitativen Weiterentwicklung widerspiegelt, deren verdiente Anerkennung durch das ungleichheitstheoretische Lager noch ausständig ist. Fordert Gertenbach im Umgang mit Exklusion, dass die »[...] konkrete[n] sozialstrukturellen Praktiken sichtbar [gemacht] werden« sollen (Gertenbach 2008: 324), die »[...] konkrete und historisch variable gesellschaftliche Praxis des Ausschlusses erkennbar zu machen und, »die Abgrenzungs- und Ausschließungssysteme [zu] verstehen, die wir praktizieren, ohne es zu bemerken« (ebd.: 326), womit er Foucault zitiert, blieb eine analytische Berücksichtigung seither aus. Dieser Forderung nachkommend könnte ein Stimulus aus diesen Forschungsbereichen der speziellen Soziologien übernommen werden, die im Kontext des »Boundary-Turn« den sozialen Praktiken bzw. der sozialen Praxis nachspüren und einen adäquateren Zugang zu Identitätsfragen gefunden haben. Ähnlich der zuvor besprochenen Ergänzung Callies wird hier ein mikrosoziologisches Herangehen angeraten, das jedoch eine andere Akzentuierung setzt und beleuchtet, wie symbolische und soziale Grenzziehungen vollzogen werden. Symbolische Grenzziehungen bilden den Ausgangspunkt für soziale Grenzziehungen, aus denen sich ein Spektrum an Konsequenzen ergeben kann, zu denen auch jene der Exklusion zu zählen ist. Wollen wir die »konkrete und historisch variable gesellschaftliche Praxis des Ausschlusses« unserer Zeit deutend verstehen lernen, kommen wir am Faktor der Identität nicht vorbei, weil ihr gegenwärtig ein immenses Gewicht zukommt. Ein wesentliches Moment von Interaktionen stellen die Aushandlungsprozesse von Identität dar, zwischen Selbst- und Fremdzuschreibung im Ringen um Anerkennung (Jenkins 1997: 52-56). Wie sich daraus entnehmen lässt, ist die Antwort auf die Frage nach der Identität stark kontextuell geprägt (Wimmer 2008: 64-65), woraus sich ergibt, dass das Individuum vielmehr Träger eines Identitätsbündels ist, das aus den vielfältigen Beziehungen, aus dem Erlebten entstanden ist. Facetten dieser treten demnach situativ bedingt hervor. Akkurat beschreibt dies die durch Rosa gewählte Umschreibung der »situativen Identitäten«,

die sich durch die technologischen Mittel und den Grad der Vernetzung von geographischen, zeitlichen Zwängen weitestgehend befreit haben (Rosa 2016: 226, 232). In seiner Identitätsarbeit kann sich das Individuum an einer bisher ungeahnten Fülle an Komponenten und einer enormen Erweiterung potenzieller Interaktionspartner erfreuen, woraus sich eine Fülle an möglichen Identitäten eröffnet, wie dies Elias in einer wenig anders gelagerten Terminologie mit dem Habituskonzept festhält, indem er schreibt: »In komplexeren Gesellschaften ist er vielschichtig. [...] Es hängt von der Anzahl der ineinander verschachtelten Integrationsebenen seiner Gesellschaft ab, wieviel Schichten im sozialen Habitus eines Menschen ineinander verwoben sind« (Elias 2003: 245). Umfänglich wie auch vertiefend können wir dem hier gesetzten Rahmen wegen dieser essenziellen Weiterentwicklung, die von hohem Stellenwert für die Debatte um Exklusion ist, nicht nachgehen, doch ein Gesichtspunkt, der für eine Verknüpfung äußerst relevant wäre, soll hier noch seine Erwähnung finden. Der »Boundary-Turn« stellt einen notwendigen Schritt in der Herausbildung eines umfassenderen Verständnisses des Sozialen dar, doch geprägt durch ein Interesse an schichtspezifischen sowie ethnischen Grenzziehungen richtet sich das Forschungsinteresse überwiegend auf Identitätsbildung in diesen Bezugsrahmen. Keineswegs sollen diese Effekte auf Gruppenebene geleugnet werden, sie sollten weiterhin eine vertiefende Beschäftigung erfahren, weil die Mechanismen symbolischer Delegitimierung wirkmächtig sind (Weiß 2017: 235-237). Wie wir aus dem Diskurs um das neuartige Phänomen der Exklusion entnehmen können, ist jedoch zu beobachten, dass es gehäuft dazu kommt, dass Individuen darum kämpfen müssen, überhaupt berücksichtigt zu werden. Für sie verliert sich der stabile Kontakt zu anderen Individuen, was Stichweh mit »no ties«, der Metapher der Auflösung des sozialen Bandes, beschreibt (Stichweh 2011: 360, 362). Gezwungen, sich ständig aufs Neue zu behaupten, während sich die Grenzen fortwährend verschieben, was sich begründet in Ängsten manifestiert, unvermittelt herauszufallen, sich exkludiert wiederzufinden (Bauman 2016: 119-120, 153). Gebündelt drückt sich dies in der oftmals bemühten Metapher des Sozialen als Spiel aus, in der es nicht mehr nur Gewinner und Verlierer gibt, sondern neuerdings auch die Exkludierten. Hierzu merkt Bauman nachstehendes an.

»Kämpfe um Anerkennung treten an die Stelle von Revolutionen, und sie drehen sich nicht um die Gestaltung der Zukunft, sondern darum, den bestmöglichen Platz in der Gegenwart zu ergattern. Es geht nicht mehr darum, die Spielregeln zu ändern, sondern allein um einen Platz am Spieltisch.« (Bauman 2007: 120)

Ein Ringen um Anerkennung, das an jener basalen Frage der Zugehörigkeit, an die sich ebenjene der Identität knüpft, anschließt. Exklusion vermehrt über Vereinzelung, durch die Aberkennung der Zugehörigkeit und Krise einer Identitätskultur, in der es zu fundamentalen Verschiebungen in den Anerkennungsstrukturen gekommen ist, verständlich zu machen, kann einen konstitutiven Bestandteil in der Erschließung des Phänomens bedeuten. Ansetzend auf mikrosoziologischer Ebene mit dem Konzept der symbolischen Grenzziehungen, das eine reichhaltige Rezeption erfahren hat, könnte jener qualitativen Zäsur des Sozialen nachgespürt werden, welche eine signifikante Facette von Exklusion darstellt. Obgleich hierin unzweifelhaft ein eklatantes Forschungsdesiderat vorliegt, das bisher kaum gesehen wurde, müssen wir dessen Erörterung an dieser Stelle schließen. Trotz einer anderen Akzentuierung, eröffnet sich in der genaueren Prüfung eines solchen Vorgehens eine große Ähnlichkeit zu den Ausführungen Callies. Mit ihnen wird eine theoretische Ausrichtung gewählt, die auf einem expansiven Sozialverständnis beruht, das sich der Komplexität stellt, wodurch sie eine Richtung einschlägt, deren konsequente Einhaltung uns zur Prozesssoziologie führt. Eine separate Besprechung dieses Nahverhältnisses findet sich hier nicht, doch die vorgenommenen Skizzen mit den späteren Überlegungen zur Prozesssoziologie kombiniert, ermöglichen es, ein detailreiches Bild zu gewinnen.

Abseits jener Streitigkeiten bezüglich der theoretischen Superiorität, die sich zwischen ungleichheitstheoretischem und differenzierungstheoretischem Lager ergeben, welche dazu geführt haben, dass man hinsichtlich einer unbefangenen Reflexion des Sozialen und seiner Anteile seit geraumer Zeit eine Stagnation beobachten kann, die weite Teile der Disziplin betrifft, vergegenwärtigen die beiden bisher angeführten Ergänzungen die Dringlichkeit, sich dieser Aufgabe zu stellen. Indessen verlangt es den Perspektiven, welche uns die soziologische Theorie unterbreitet, prüfend zu begegnen, diese hinsichtlich ihres Erklärungsgehalts der sozialen Gegebenheit zu bewerten, worin sich zumindest beim Phänomen der Exklusion, um den gesetzten Rahmen nicht zu verlassen, zeigt, dass diese kläglich scheitern. Es offenbart sich nicht nur eine immense Dringlichkeit darin, Theorie stärker auf den Prüfstand zu stellen, sondern von den kanonisierten Pfaden abzuweichen, den theoretischen Zugang nicht als gegeben hinzunehmen und den Erfordernissen entsprechend eine Flexibilität in der Behandlung von Theorie zu wahren. Mit den beiden bisher angeführten Ergänzungen lassen sich derartige Bemühungen im ungleichheitstheoretischen Lager ausmachen, die sich den tonangebenden Prämissen ihrer Tradition entziehen und ausgehend von der direkten Beobachtung des Sozialen, ohne das Hinzuziehen eines theoretischen Filters,

daher, soweit dies möglich ist, einen ungetrübten Blick anstreben und theoretische Überlegungen anstellen, worin das Spezifikum der Materie liegt. Den Faktizitäten Rechnung tragend, weitet sich die Sicht auf das Soziale. Es konnte nur andeutungsweise das Potenzial dieser Ergänzungen für die weitere Entwicklung besprochen werden, doch durch sie gewinnt die Konzeption schon bei der hier anzutreffenden sporadischen Prüfung deutlich an analytischem Gehalt. Dabei sollte nicht darauf vergessen werden, dass das von Callies unterbreitete Exklusionsverständnis nicht weiter ausgearbeitet wurde sowie noch keine Referenzierung von Inhalten aus dem »Boundary-Turn« stattgefunden hat, so vielversprechend diese Impulse auch sein könnten. Woran alle bisherigen Analysen gescheitert sind, Exklusion als vielschichtiges Phänomen zu behandeln, kann auf diesem Wege überwunden werden. Doch mehr als einen Vorstoß kann man in alldem bisher jedoch nicht sehen, denn das Potenzial einer solch geweiteten Analyse ist nicht annähernd ausgereizt. Neben einer grundlegenden Entwicklung bedarf es darüberhinausgehend einer weiterführenden Synthesearbeit, wenn alle bedeutsamen Elemente und ihr Wirken erfasst werden sollen, welche es uns erst ermöglichen würden, jenen Prozess, jene soziale Verschiebung, welche wir thematisieren, wenn wir von Exklusion sprechen, verständlich sowie deren Verlauf ersichtlich zu machen. Letzteres sollte keineswegs als Kritik an einer solchen begrüßenswerten Neuausrichtung gesehen werden, sondern als Plädoyer für eine weitere Beschäftigung und eine daran anknüpfende theoretische Reflexion der gewonnenen Erkenntnisse.

Bei der dritten Ergänzung handelt es sich um einen Einwand, der nicht mit der bisher geführten Debatte bricht oder auf frappierende Aussparungen hindeutet, die ein gänzlich anderes Bild eröffnen würden, sondern mit kardinalen Ansichten des gängigen ungleichheitstheoretischen Zugangs zur Exklusion d'accord geht. Sie richtet sich vielmehr gegen die längst zur Gepflogenheit erhobene Verfahrensweise der Soziologie, oftmals unbekümmert in ein Containerdenken entsprechend der nationalstaatlichen Grenzen zu verfallen (Nassehi 2011: 188), an das nicht selten Ländervergleiche anschließen, um dieses Manko behelfsmäßig zu schließen. In der Herausbildung der Soziologie als autarker Disziplin, sowie in ihrer externen Behauptung, war es von erheblicher Bedeutung, ihr analytisches Potenzial hervorzuheben, aus dem Wissensbestände generiert werden konnten, die sich andernorts nicht finden ließen. Gewählt wurde in diesem Sinne der nationalstaatliche Ausschnitt freilich auch deswegen, weil dieser noch eine möglichst umfängliche Analyse unter der Bedingung, hinreichend empirisches Material, das nicht selten von staatlicher Seite



zusammengetragen wurde, für eine fundierte Aussage vorzufinden. Es soll jedoch nicht geleugnet werden, dass der Staat hinzukommend eine dispositive Instanz darstellt, einen wirkmächtigen Referenzrahmen, der nicht einfach ausgespart werden kann, weil sich in dessen Grenzen das Soziale partiell ordnet sowie sich das Selbstverständnis der Individuen in diesen formiert. Bemüht um möglichst umfassende Analysen, welche damals noch limitiert waren durch die Grenzziehungen souveräner Staaten, wurde versucht, die neubegründete Disziplin unter den Wissenschaften sowie in der Öffentlichkeit zu behaupten. In diesem Lichte sind nun viele der frühen Schriften des Fachs zu betrachten. Exemplarisch hierfür wäre Durkheims Studie zum Selbstmord zu nennen, die anhand der Selbstmordraten in Frankreich prägnant den Gehalt soziologisch geleiteter Überlegungen aufzeigt, eine genuin soziologische Perspektive verdeutlicht, die durch ihre Neuartigkeit mitunter für Irritationen gesorgt hat. Was bei heutigen Lesern oder jenen, welche mit den Inhalten konfrontiert werden, gelegentlich immer noch zu beobachten ist, da durch diese Perspektive mit der herkömmlichen Sicht auf das Thema gebrochen und dieses ungewohnt nüchtern behandelt wird, um dies nur beiläufig zu erwähnen. Die Ausgangslage für rezente Forschung hat sich jedoch sichtlich geändert. Als Disziplin hat sich die Soziologie etabliert, Nationalstaatlichkeit spielte angesichts der diversen grenzüberschreitenden Entwicklungen zunehmend eine untergeordnete Rolle, nichtsdestotrotz verblieb man vornehmlich dabei, die Grenzen der Gesellschaft mit jenen des Staates gleichzusetzen. Auf diese Weise zu verfahren, erschien bisher als selbstverständlich, was sich beispielhaft anhand der ungleichheitstheoretischen Gewährsleute zeigen lässt, die dies vielfach in ihren Arbeiten replizieren und zu selbem anleiten. Ohne umfänglich auf die Suche gehen zu müssen, reicht es aus, sich die Klassiker dieser Tradition zu vergegenwärtigen, um sich der Permanenz gewahr zu werden, so auch bei Bourdieu, der in seiner Theoriearbeit noch ganz dieser Bemessung folgt (Farzin 2011: 155). Worin eine Problematik liegt, welche sich weit über die Grenzen der Debatte um Exklusion erstreckt. Diese Erblast müsste unterschiedslos, welche Thematik ihre Bearbeitung erfährt, eine stärkere Berücksichtigung erfahren. Versprengt lassen sich parenthetische Beanstandungen dieses Verfahrens finden. Nuancierte Kritiken trifft man, wenn es um Exklusion geht, hingegen bloß bei Zygmunt Bauman und Anja Weiß an. Sie setzten unterschiedliche Akzente, doch das Gemeinsame ihres Standpunktes besteht darin, dass Exklusion gemäß den Verhältnissen in einer »globalisierten«, »vernetzten« Welt betrachtet werden müsse. Bisheriges bündelnd schreibt Weiß zur Dominanz der nationalstaatlichen Parzellierung:

»Nur ein Punkt ist gewiss und über jeden Zweifel erhaben: Die Diskussion findet innerhalb des Nationalstaats statt. Als Erstes wird jeder Mensch einem Nationalstaat zugeordnet. Dann

können Vergleiche in dessen Innenraum erfolgen. Internationale Ungleichheit wird als Mittelwertsvergleich zwischen Nationalstaaten wahrgenommen, nicht als Ungleichheitsrelation von Menschen oder Positionen.« (Weiß 2017: 225)

Weiß spricht in ihrem Beitrag »Raumrelationen als zentraler Aspekt weltweiter Ungleichheiten« durchgängig von Ungleichheit anstelle von Exklusion, ausgespart wird jedoch die Begründung für ihren Entschluss, wenn sie offenkundig bespricht, was dieser thematisieren soll. Explizit muss darauf verwiesen werden, dass ihre Ausführungen, obwohl sie es vermeidet, von Exklusion zu sprechen, nicht minder bedeutsam sind für die besprochene Materie. Vermuten lässt sich, dass gerade wegen seines noch unausgereiften, diffusen Charakters auf das Konzept verzichtet wurde und nicht ohne weiteres auf jenes der »sozialen Ungleichheit«, das bislang überaus dienlich war und das wie kein anderes den Traditionsstrang definierte, verzichtet werden sollte (ebd.: 244). Eine konkrete Benennung aller Gründe wäre in der Sondierungsphase, in der sich das Konzept zumindest hinsichtlich seines theoretischen Gehalts immer noch befindet, von großem Interesse gewesen. Andeutungsweise lassen sich weitere Punkte aus dem Beitrag herauslesen, von nicht ausreichend substantiierten Vermutungen sowie Spekulationen wollen wir jedoch Abstand nehmen. Stattdessen werden wir uns auf inhaltliche Gesichtspunkte konzentrieren. Schlüsselkonzept bildet die »Raumrelation«, mit der neben einer entgrenzten Betrachtung von Exklusion weiters eine Reevaluierung der vorgeblich gesicherten Wissensbestände zu ihrem Vorkommen forciert wird. Uns begegnet bei Weiß eine räumliche Metaphorik, worin noch ein Vermächtnis des systemtheoretischen Zugangs begründet liegt, den Weiß zumindest dahingehend anerkennt und ein Nahverhältnis zu ihrer Sicht ausmacht (ebd.: 231-232). Was nicht sonderlich unkonventionell ist, denn eine über räumliche Aspekte bestimmte Betrachtung wird wiederholt aufgegriffen, speziell in jenen Beiträgen, in denen Exklusion als städtische Problematik behandelt wird – von Letzteren ist Weiß auszuschließen. Exklusion müsse, wie Weiß ausführt, stärker über den »räumlichen Bezugsrahmen« begriffen werden, der sich oftmals, wie sie mittels Pendel- sowie Transmigration veranschaulicht, über Ländergrenzen erstreckt. Ein Urteil zu treffen, wonach jemand exkludiert ist, demnach umfänglich marginalisiert wäre, wenn dieser hingegen Teil eines anderen (»Positions-«)Gefüges ist, stellt einen trügerischen Fehlschluss dar, der beständig unhinterfragt geblieben ist. Entsprechend der neomarxistischen Sicht, die auf Ressourcen und Konvertierungen in der Analyse fokussiert, muss vielmehr darauf verwiesen werden, dass sich deren Wertigkeit ausschließlich durch die »Raumrelation« des Individuums verstehen lässt. Exemplarisch führt Weiß eine osteuropäische Akademikerin an, die in Deutschland als Reinigungskraft arbeitet

und mit ihrem Einkommen ein Wohlstandsniveau in ihrer Heimat erreicht, welches ihr durch ihre akademische Ausbildung und eine entsprechende Anstellung vor Ort verwehrt geblieben wäre. Dieses Beispiel könnte sehr wohl als ressourcenorientiert gelesen werden, wonach indes gefragt wird, ist die Möglichkeit der Teilhabe, die Chance eingebunden zu sein. Als weiteres Beispiel führt sie einen Migranten an, der für eine transnationale Organisation arbeitet, wodurch er über Ländergrenzen hinweg in Interaktion und Austausch mit anderen steht (ebd.: 226-227, 229). Ihre Lebenslagen könnten im engen analytischen Rahmen des Staates fälschlicherweise als Exklusion beschrieben werden, da sie als am Rand der Gesellschaft gesehen werden könnten. Zusätzlich zu dieser Diagnose verleitend wirkt auch die Vermengung der Konzeptionen, die nicht dasselbe beschreiben, was jedoch vielfach unberücksichtigt geblieben ist. Neben einer Kritik am Containerdenken ist der Beitrag von Weiß noch aus einem weiteren Umstand heraus relevant, denn es wird darauf verwiesen, wie das Exklusionskonzept eine stärkere theoretische Konturierung erfahren kann, auch wenn sie den eingeschlagenen Weg nicht bis zum Ende geht. Ohne beträchtlich mehr Aufmerksamkeit auf die Einbindung in das gesellschaftliche Gefüge aufzubringen, daher das relationale Moment stärker berücksichtigend, kann nicht gewinnbringend von Exklusion gesprochen werden, was die Ausführungen von Weiß unweit eines Figurationsverständnisses ansiedelt. Fraglos sind auch andere Konzeptionen relational orientiert, doch bei weitem nicht in jenem Ausmaß, in dem Exklusion erst seinen wahren analytischen Gehalt aufzeigen kann. Während Weiß über weite Strecken Grenzüberschreitungen thematisiert, die vielen verwehrt bleiben, daher berechtigterweise als Chance oder gar als Ressource angesehen werden können (ebd.: 234), drängt sich, wenn man sich die globalen Vernetzungen unserer Zeit vor Augen führt, eine weitere Perspektive auf. Aufgegriffen als auch hervorgehoben wird in dieser der radikale Gehalt des Konzepts, wie er Luhmann vorschwebte, der mit ihm auf umfängliche Ausschlüsse abzielte. Dieses Verständnis einnehmend wird attestiert, dass sich in den »Zentren« keine derartig radikalen Ausformungen von Marginalisierung ausfindig machen lassen. Leisering schreibt hierzu, dass es »[...] zweifelhaft [erscheint], ob es in westeuropäischen Gesellschaften Exklusion überhaupt gibt« (Leisering 2011: 247), wohingegen Lebenslagen, die als exkludiert umschrieben werden können, allgegenwärtig sind, wenn wir an die »peripheren« Regionen dieser Welt denken. Dieser Ansatz weicht von Luhmanns Position ab, in welcher der Ausschluss darin gesehen wird, dass die Individuen gänzlich aus allen Funktionssystemen, die längst global agieren, ausgeschlossen werden, was einer genaueren Prüfung nicht standhält, denn darin enthüllen sich augenscheinlich die limitierten Eindrücke eines Außenstehenden, der mit diesen nicht wirklich umzugehen

wusste. Während dessen skizziertes Bild der Lebensrealität der Bewohner der Favelas diese nur flüchtig touchiert, entgeht Luhmann, dass sie sehr wohl in die Funktionssysteme eingebunden sind. Wenn wir uns des Platzes wegen ausschließlich auf das dominante Funktionssystem unserer Zeit, jenem der Wirtschaft, beschränken, erschließt sich dies mühelos. Stellen die Favelas zugegebenermaßen kriminelle Brennpunkte dar, wobei auch hier Verknüpfungen mit der regulären Wirtschaft auszumachen sind, was jedoch ein anderes Thema darstellt, das wir nicht weiter verfolgen wollen, so geht die Mehrheit der Bewohner diversen, geregelten Beschäftigungen außerhalb ihrer Wohnorte nach, wodurch sie als inkludiert in das ökonomische Funktionssystem gesehen werden müssen. Überzogen ist die Vorstellung, dass es Orte sind, an denen die Menschen wesentlich auf ihre Körperlichkeit reduziert wären, ständig bedroht durch die Bandenkriminalität, mit der sie unvermeidlich in Verbindung stehen oder vor der sie sich ständig verteidigen müssten. Um ein weiteres Exempel zu bemühen: selbes können wir beobachten, wenn wir uns die Situation der vielen Arbeiter im Recycling von Elektroschrott, Schiffen oder sonstigem vor Augen führen, denn das durch sie aufbereitete Material dient in Produktionsprozessen erneut als Ausgangsmaterial, was sie trotz aller Benachteiligung in die systemischen Wertschöpfungsprozesse inkludiert. Offenkundig erschöpft sich das analytische Potenzial der Exklusionskonzeption, wie sie Luhmann vorschwebte, doch dessen radikaler Gehalt wird übernommen und in die ungleichheitstheoretische Sicht überführt. Operiert wird mit einem anderen Exklusionsverständnis. Was ihren Status adäquater beschreibt, ist eine Rechtlosigkeit, das Ausbleiben jeglicher Anerkennung und letztlich mit dem Verweis einhergeht, verzichtbar und austauschbar zu sein. Was uns zurück zum Bild der »Überflüssigen« führt, das, wie wir gesehen haben, bestimmend ist für den ungleichheitstheoretischen Umgang mit Exklusion, doch anders als zuvor wird aus dieser Perspektive nicht mehr nach Exklusionslagen in den »Zentren« gesucht, sondern in der »Peripherie«, wo sie eine höhere Intensität erreichen. Demnach bilden die Ränder einen Gegenentwurf zu den »Zentren«, die als Orte der Inklusion, an denen Lebenslagen augenfällig behaglicher ausfallen, ohne die individuellen und gesellschaftlichen Verwerfungen sowie deren Folgen herunterspielen zu wollen, angesehen werden. Eingebettet, integriert wird die Exklusionskonzeption in dieser Verwendungsform in die globalisierungskritische Tradition des Fachs, wodurch es allerdings zu einer verschärften Argumentation kommt, wenn wir es im Vergleich zur Debatte um globale Ungleichheiten sehen. Fraglos hat Zygmunt Bauman diesen deutlich drastischeren Pfad am weitesten beschritten, was sich in seiner äußerst beißenden Metaphorik widerspiegelt, wenn er trotz aller vermeintlich erbrachten

Hilfeleistungen gegenüber den »Überflüssigen« und »Überzähligen« an den Rändern vom »Abfall« spricht, der realiter bestenfalls gemanagt wird. Sie bilden den Ausschuss eines Prozesses, der nach Bauman in der Debatte gänzlich übersehen wird, doch die wohl umfangreichste Gruppe darstellt (Bauman 2006: 14, 20-22, 42-43, 66, 85). Diese Problematik stellt ein Thema für sich dar, zu dem das Konzept der Exklusion – auch in einer so radikalen Verknüpfung – einen wichtigen Beitrag leisten kann, umso mehr noch, da häufig die Gefahren, welche sich aus einer global steigenden Anzahl an »Überflüssigen« ergibt, übersehen werden (ebd.: 100), während mit großer Aufmerksamkeit die Folgen der sozialen Verschiebungen in den »Zentren« verfolgt werden sowie der Besprechung der damit verbundenen Ängste einer verunsicherten »Mitte« der Gesellschaft reichlich Platz eingeräumt wird (Böhnke 2006: 119-120). Dem emanzipatorischen Anliegen des ungleichheitstheoretischen Lagers folgend, wäre man hier gut beraten, Exklusion über Ländergrenzen hinweg – global – zu sehen, um die gravierendsten Disparitäten in den Blick zu bekommen. An dieser Stelle soll im Speziellen Baumans Werk hervorgehoben werden, welches sich über weite Strecken gerade dieser Aufgabe verschrieben hat; auch in manch einer Schrift, die der Debatte vorangegangen ist und sich scheinbar mit anderen Dingen befasst. Freilich fehlt es nicht an diagnostischen Beschreibungen unserer Epoche, dennoch könnte eine weiterführende Beschäftigung mit dem theoretischen Erschließungsversuch Baumans wichtige Impulse geben im ungleichheitstheoretischen Strang der Debatte, der eher ins Stagnieren geraten ist. Wie dieser festhält, ist die flüchtige Moderne, wie er unsere Epoche charakterisierte, bestimmt durch eine »[...] Zivilisation des Exzesses, des Überflüssigseins, des Abfalls und der Entsorgung von Abfall« (Bauman 2006: 136), die man verstehen lernen muss. Tendenzen zur Exklusion müssen in ihrer vollen Tragweite begriffen werden, doch die Mittel zur Gewinnung dieser Einsichten blieben bisher invariabel. Wohin uns dieser Prozess noch führen wird, sollte nicht unbeleuchtet bleiben, sondern Aufgabe der Soziologie muss es sein, auf dessen Gefahren zu verweisen.

Die in dieser Arbeit als relevant erachteten Entwicklungen im ungleichheitstheoretischen Lager tragen wesentlich zu einem unabhängigen Exklusionsverständnis bei, weshalb ihnen eine ausführlichere Darstellung gebühren würde, der wir hier leider nicht nachkommen können. Anschließend an diese können die zuvor behandelten Defizite ausgebessert werden, wodurch dem Phänomen in seiner Vielgestaltigkeit adäquat begegnet werden könnte. Durch sie ließe sich Exklusion zu einem nuancierten Instrument der soziologischen Analyse entwickeln, das den Gegebenheiten gegenwärtiger Sozialverhältnisse gerecht würde und in

klarer Abgrenzung zu anderen Konzeptionen stünde. Umso bedauerlicher erscheint es, dass diese dringend erforderlichen Impulse nicht oder nur kaum aufgegriffen werden.

### **3.4 Resümee eines ungleichheitstheoretischen Verständnisses von Exklusion**

Nebulös erscheint auch der ungleichheitstheoretische Umgang mit der Thematik der Exklusion, die sich mit den gewählten Mitteln nicht richtig fassen lässt. Der Komplexität des Sozialen zwar eher Rechnung tragend durch einen vorteilhafteren theoretischen Ausgangspunkt, egalisiert sich dieser Vorzug durch eine beschränkte Offenheit gegenüber der Materie. Ein Mangel, der zum einen auf eine unzureichende theoretische Reflexion verweist, wodurch eine stringente Behandlung, die eine eigenständige Konzeption hervorbringen würde und nicht in Sackgassen führt, verhindert wird. Damit verbunden bzw. daran anschließend lassen sich zum anderen die Fehlritte in der Erörterung der Thematik auf das gravierende Manko zurückführen, sich vor der empirischen Erprobung der Konzeption faktisch zu sträuben und sich mit einem nicht ausreichend scharf akzentuierten Begriff zu begnügen. Es genügt nicht, Exklusion als Kampfbegriff, ausschließlich als radikaleres Mittel soziologischer Rhetorik zu nutzen, sondern mit ihm wurden Verwerfungen des Sozialen beschrieben, die ein Ausmaß erreicht haben, wie es sich große Teile des Fachs nicht ausmalen hätten können, was sich deutlich aus den hervorgebrachten Publikationen ablesen lässt, die realiter weniger ihrer diagnostischen Verpflichtung nachkommen, als sie das Entsetzen über die Verhältnisse zum Ausdruck bringen. Dadurch nähern sich soziologische Publikationen zunehmend einer massenmedialen Darlegung der Thematik an. Während ungeklärt geblieben ist, worin denn eigentlich die Besonderheit von Exklusion besteht, wurde nicht davon abgesehen, sie allorts ausfindig zu machen. Uneingeschränkt findet hier Schroers Kommentar zu diesem Sachverhalt, der vor allem den zweiten der zuvor genannten Punkte hervorhebt, seine Zustimmung.

»[...] Der Preis des Verzichts auf Empirie ist eine undifferenziert bleibende Rede über ›die‹ Ausgeschlossenen und ein inflationärer Gebrauch des Exklusionsbegriffs, der keine näheren Spezifikationen enthält und dies gerade als seinen besonderen Charme ausgibt. [...] Doch ganz ohne empirische Arbeit wird es auch nicht gehen.« (Schroer 2017: 185)

Beiden Unzulänglichkeiten muss konsequenter begegnet werden, um ein autarkes Verständnis, das in der Lage dazu wäre, jene Entwicklungen adäquat zu erfassen, zu erringen. Ziel kann es hier nicht sein, diesen Weg im Detail vorzugeben. Orientierung bieten können hingegen freilich die zuvor angesprochenen Anknüpfungspunkte für eine Weiterentwicklung. Anders als bei anderen Marginalisierungsformen, zeichnet sich Exklusion durch ihren äußerst

radikalen Charakter aus, durch die Einsicht, dass die Betroffenen aus den »[...] Wechselbeziehungen ungleicher Abhängigkeitsverhältnisse verstoßen« (Kronauer 2010: 51-52) und entwertet werden. Es handelt sich um einen qualitativen Bruch, der ein neues Intensitätsniveau darstellt (ebd.: 51; Reuter 2008: 180) und sofern wir dies nicht berücksichtigen, können wir getrost auf das Konzept verzichten (Callies 2017: 264), das uns nur als Worthülse dienlich wäre, die bestenfalls noch als Synonym seine Verwendung finden würde. Um über Exklusion gewinnbringend sprechen zu können, müssen Feinheiten, auf die hier hingewiesen wurde, berücksichtigt werden. Bisherigem können wir entnehmen, dass die Konzeption ihr wahres analytisches Potenzial entfalten kann, wenn mit ihr ein subjektives Moment mit eingefangen wird, zudem müssen Exklusionslagen stärker prozessual sowie relational gesehen werden. Essenziell wird es sein, eine Verknüpfung mit der Thematik der Anerkennungsstrukturen und deren Wandel zu erreichen, wofür sorgsamer auf basale Gesichtspunkte des Sozialen geachtet werden muss. Wesentliches behandelt, bleibt abschließend zu sagen, dass uns dies sehr wohl zu einem bereichernden Ansatz führen kann, der sich unweit jenes Verständnisses, dem wir in der Prozesssoziologie erneut begegnen werden, bewegt. Aus der bisherigen Debatte tritt mit aller Deutlichkeit hervor, dass es an einer notwendigen Reflexion im Fach mangelt, was sich allerdings auch weit über die Grenzen dieser Debatte hinweg zeigt, weswegen vorbehaltlos Baeckers Appell beizupflichten ist, wenn er Folgendes festhält: »Wir fragen uns viel zu selten, was können wir und was müssen wir in der Soziologie verändern, um unseren eigenen Beschreibungsapparat flottzuhalten bei dem, was sich abspielt« (Baecker et al. 2017: 48).

## **IV. Synthese und Einbettung**

### **4.1 Versuche der Verbindung von Differenzierungstheorie und Ungleichheitstheorien**

Entgegen der vorherrschenden Tendenz, eine oppositionelle Haltung gegenüber der jeweils anderen theoretischen Tradition zu pflegen, kommt es durch die hier behandelte Materie zu einem Novum, wenn erstmals intensiviert Überlegungen hinsichtlich einer Verknüpfung der beiden theoretischen Linien angestellt werden. Diese wurzeln an der Einsicht Einzelner, für die sich im Diskurs Unzulänglichkeiten manifestiert haben, die nicht ohne weiteres beiseitegeschoben sowie abgestritten werden können, wobei der Grad dieser Einsicht natürlich äußerst verschieden ausfällt. Erreicht werden soll, dass die Mängel der monoperspektivischen Analysen durch die analytische Verbindung zwischen den beiden

Perspektiven überwunden werden. Geteilt wurde dieses Anliegen bisher bloß von dispers anzutreffenden Vertretern, die sich beiderseits ausfindig machen lassen, obgleich es sich vor allem unter den Systemtheoretikern um einen bislang so unverhofften Schritt handelt, mit dem eine so frenetisch eingeübte wie veredelte Oppositionshaltung gegenüber anderen Ansätzen aufgegeben wurde, worin ein begrüßenswerter Schritt zu sehen ist. Befördert wurde diese Entwicklung zweifelsohne durch die ernüchternde Bearbeitung der Exklusionsthematik, die das verfolgte, theoretische Projekt entzaubert hat und die Erwartungen einer Theoriearbeit im Höhenrausch gezügelt hat. Dies zeigt sich insbesondere an der jüngeren Generation von Systemtheoretikern, die sichtlich einen neuen Abschnitt in der Rezeptionsgeschichte des Luhmann'schen Werkes eingeleitet haben und dabei neue Akzente setzen, so auch Nassehi, der zu diesem Anliegen anmerkt:

»Das *Desintegrationstheorem* kann demnach von der *Theorie funktionaler Differenzierung* profitieren, wenn sie ihr zugrunde liegende empirische Ergebnisse an die Diskussion um die strukturelle Verfassung der modernen Gesellschaft ankoppelt. Umgekehrt hat die *Theorie funktionaler Differenzierung* jene Desintegrationsphänomene *als Folgen des modernen Exklusions-/Inklusionsmechanismus der Moderne* zur Kenntnis zu nehmen. Ich halte es des weiteren für notwendig, die Theorie funktionaler Differenzierung an die Soziologie sozialer Ungleichheit anzubinden [...].« (Nassehi 2015: 143)

»[...] [J]e eigene komplementäre blinde Flecke« aufzulösen, stellt demnach das Ziel dar (ebd.). Gelingen soll dies über drei Anknüpfungspunkte, die für sich separat in die Debatte eingeführt und ebenso gesondert besprochen werden. Sie teilen miteinander, dass sie nur bedingt aufgegriffen wurden, keinen größeren Widerhall erfahren haben. Dennoch wollen wir auf sie eingehen, da sich in ihnen in aller Deutlichkeit eine theoretische Inflexibilität offenbart, die der Thematik immer wieder im Wege stand. Konkret handelt es sich bei diesen unterbreiteten Verknüpfungspunkten um eine organisationssoziologische Annäherung, eine über Beruf, Lebenslauf sowie Karriere, und letztlich soll dies durch die Referenzierung des foucault'schen Erbes erreicht werden. Während über Organisation und über Beruf, etc. kommend sichtlich Anleihen an der empirischen Sozialforschung genommen werden, fungiert das foucault'sche Erbe als Scharnier zwischen den bisher behandelten Traditionen. Zumindest soll es als solches dienen, obgleich es sich um eine verzichtbare Verklammerung handelt, wie noch zu sehen sein wird. Zunächst wollen wir uns den beiden Erstgenannten in einer verbundenen Ansicht zuwenden, da sich in ihnen die gleiche Herangehensweise ausdrückt, sie Maßgebliches miteinander teilen. Daran anschließend wollen wir uns bei Letzterem einer offenkundigen Insuffizienz, einer frappierenden, defizitären Dürftigkeit, die uns zuvor bereits öfter begegnet ist, widmen, die hier eine Facette besonders deutlich ersichtlich werden lässt,



nämlich, dass der Umgang mit Theorie alles andere als gekonnt ausfällt. Es wäre nicht zu verhohlen, davon zu sprechen, dass die notwendigen Kompetenzen offenbar nur spärlich vorhanden sind, zumindest, wenn es über ein allseits gegenwärtiges Abklopfen von vorgeblich begriffenen Inhalten hinausgehen soll.

Es bleibt letztlich nebensächlich, für welche dieser Offerten man sich für eine nähere Betrachtung entscheidet. Obwohl sie jeweils aufwendig beworben werden, wird durch den Anschluss an Organisationen, Lebensläufe, Berufe oder Karrieren dasselbe Ziel angestrebt, welches darin besteht, auf die Lebenswelt, an der jegliches soziologische Interesse ansetzt, zu rekurrieren. Sie dient als Basis und in der Annäherung an diese eröffnen sich zwangsläufig Parallelen zwischen den unterschiedlichsten theoretischen Traditionen, weshalb über diese eine Verknüpfung erreicht werden soll. Der Gegenstand und dessen elementare Beobachtung werden zum Verbindungsglied. Beginnen wir bei Organisationen, die präferiert von Systemtheoretikern in diesem Kontext beworben werden. Exklusion lässt sich, der Systemtheorie folgend, einzig durch Ein- und Ausschlüsse aus Organisationen hervorheben, denn sie stellen die eigentlichen operativen Einheiten dar (Nassehi & Nollmann 1997: 399, 402-404; Malowitz 2002: 64; Bora 2005: 24; Kronauer 2010: 241; Nassehi 2011: 182). Ein Sachverhalt, den schon Luhmann in seinen wesentlich abstrakter ausfallenden Grundlagenwerken festhält. In Anlehnung an Nassehi und der nach innen gerichteten Wirkung von Organisationen, die er als »Ungleichheitsregime« beschreibt, können wir sie in ihrer Außenwirkung als »Exklusionsmaschinen« beschreiben (Nassehi 2011: 181). Würden wir den Weg an dieser Stelle weitergehen, was jedoch nicht erneut geschehen soll, da wir diesen an früherer Stelle eingeschlagen haben, so würde es uns zu Mustern von Inklusion bzw. Exklusion führen, die aufbereitet neuerlich zur Konzeption der Inklusionsprofile hinleiten, welche, wie zuvor besprochen, einen bedeutsamen Beitrag leisten könnte, daher zu einem gesetzten Instrument in der Analyse werden sollte (hier 2.1.3). Anders als in der Besprechung der Inklusionsprofile wird hier hingegen äußerst allgemein über Organisationen gesprochen. Bezüglich der Funktion von Organisationen für das behandelte Thema besteht hinlänglich Einigkeit, dennoch sollte, erfreut durch diese, nicht einfach darüber hinweggesehen werden, dass dies auf Kosten des Exklusionsverständnisses geht, das deutlich eingeschränkt ausfällt. Organisationen ins Zentrum des Interesses zu rücken, erlaubt zwar, beide theoretischen Positionen auf geteiltem analytischem Untergrund wirken zu lassen, indes verbleiben wir bei einem Minimalverständnis, das vor allem zulasten der Ungleichheitstheorien wirkt. Ohne sich in detaillierte Besprechungen zu verstricken, die nur

einen geringen Beitrag zur gesetzten Zielsetzung leisten, sollte hinterfragt werden, inwiefern ein solches Vorgehen, welches ausgedehnt das Gemeinsame betont und sich indessen darin übt, Differenzen auszublenken, der Debatte dienlich ist, wenn sich das analytische Potenzial erheblich mindert. Ähnlich verhält es sich bei der Erwähnung von Beruf, Lebenslauf und Karriere, welche durch die Systemtheorie bloß reduziert abgebildet werden, weshalb die Grenzen ihrer verknüpften Behandlung durch diese gesetzt werden. Das subjektive Moment, welches deutlich hervortritt im ungleichheitstheoretischen Zugang, bleibt für die Systemtheorie unzugänglich, insbesondere in ihrer radikalen Spätausformung. Sie begnügt sich mit Allgemeinplätzen des Fachs, wenn erwähnt wird, dass Lohnarbeit einen identitätsprägenden oder -stiftenden Charakter in modernen Gesellschaften besitzt, sich Lebensläufe entlang dieses Gesichtspunkts zwischen Erfolg und Misserfolg konstruieren und in einer solchen Gesellschaft »[...] Karriere zur universellen Lebensform [...]« wird (Luhmann 1993: 233-236), vor der es eben kein Entrinnen gibt. Die Linie von Beruf, Lebenslauf, Karriere bildet ein Pendant gegenüber der Organisation und legt an gleicher Stelle an, doch konträr zu dieser legt sie ihren Fokus stärker auf die Seite des Individuums als auf strukturelle Aspekte bzw. die Gesellschaft, weshalb sie präferiert wird von ungleichheitstheoretischer Seite (exempl. Schwinn 2011a: 18-19; Nassehi 2006: 65; Bude & Willisch 2017: 15; Willisch 2017b: 320-327; Schwinn 2019: 37, 75). Beide Ordnungsprinzipien sollen an den vorgebrachten Verknüpfungen ansetzen und ihr analytisches Potenzial von diesen aus wirken lassen, wie Schwinn für die Lebenslaufdimension in folgendem Zitat festhält:

»Die Verknüpfungen der Ordnungen sind nicht ohne die Lebenslaufdimension zu verstehen. [...] Nur über diese können die einzelnen Ordnungen, die handlungsbezogen zu verstehen sind, in Kontakt miteinander treten. Der Leistungsaustausch und die Verknüpfungen der Ordnungen müssen durch das Nadelöhr individueller Lebensführungen.« (Schwinn 2019: 75)

Terminologische Anknüpfungspunkte zwischen den beiden Lagern reichen indes nicht aus, uns einem Erkenntnisgewinn näherzubringen, diesen zu generieren, was sich in allen vorzufindenden Anstrengungen dieser Art beobachten lässt. Neben der Tendenz der Annäherung und des Herausstreichens analytischer Gemeinsamkeiten erscheinen diese Anknüpfungspunkte aus einem weiteren Grund interessant, denn sie veranschaulichen jene Neigung, angesichts theoretischer Herausforderungen nach Scheinlösungen Ausschau zu halten. Diese werden naturgemäß dort gesucht, wo eine Vertrautheit besteht. Wo, wenn nicht in einer organisationssoziologischen Referenzierung durch die Systemtheorie, die sich an keiner Stelle näher an gelebte soziale Praxis annähert, und eine durch ein biographisches

Moment ausgerichtete qualitative Sozialforschung aufseiten der Ungleichheitstheorien, könnte diese umfänglicher gegeben sein und zugleich die Bedingung der wechselseitigen Akzeptanz gewährleisten, um dieser Annäherung Sinn zu verleihen. Diese Kritik richtet sich nicht generell gegen ein solches annäherndes Vorgehen, das in einem anderen Kontext zu befürworten wäre, sondern sie ergibt sich daraus, dass es in der Bearbeitung der Exklusionsthematik eine Abkehr von der ursprünglichen Zielsetzung darstellt, einen Abzug der Aufmerksamkeit und ein Einrichten mit der Situation. Faktisch stellt es ein Eingeständnis dessen dar, nicht mehr voranzukommen, was jedoch nicht dazu führen sollte, es einfach hinzunehmen.

Vornehmlich durch Vertreter der Systemtheorie wird, nach Orientierung suchend, nach einem theoretischen Anknüpfungspunkt Ausschau gehalten. In Beiträgen bestimmt durch Lobgesänge auf die Systemtheorie, die prädestiniert dazu erscheint, als »Erfinder« des Exklusionsbegriffs gesehen zu werden und die Leistung vollbracht hat, das so bedeutsame Thema stets implizit mitgeführt und bearbeitet zu haben, ohne sich dessen gewahr zu sein (Stichweh 2016c: 48), welche die einzige »[...] derzeit vorliegende Gesellschaftstheorie [sei], die es erlaubt, Prozesse der sozialen Grenzkonstitution konsequent auf die Diskriminierung zwischen inkludierten und exkludierten Personen zu beziehen [...]« und uns von Luhmann geschenkt wurde (Opitz 2018: 177), schließen sich resolute und nicht minder kontradiktorische Aufforderungen nach obligaten Ergänzungen an. Hält Opitz noch fest, dass es sich um »[e]ine Theorie [handelt], deren gesamte Anlage auf die semantische Prägung des Exklusionsbegriffs eingestellt ist [...]« (ebd.: 178), so liest man nur wenige Seiten später, dass es der Theorie »[k]urzum, [...] an begrifflichen Mitteln [mangelt], die Einschreibung von Irrelevanz in die Person und die entsprechende Affizierung ihres Status zu denken« (ebd.: 186-187). Durch den Rückgriff auf das theoretische Erbe Foucaults soll dieses Manko nivelliert werden und wie Stichweh anmerkt, so ist dieser nicht weniger als dazu prädestiniert, denn er stelle ebenso einen plausiblen Kandidaten für den Status des »Erfinders« der Exklusionsthematik dar (Stichweh 2016c: 48). Mangels notwendiger Vertrautheit oder wenn wir es schärfer formulieren möchten, mangels der erforderlichen Expertise fällt dieses Unterfangen jedoch äußerst dürftig aus. Rezipiert werden seine frühen Schriften »Wahnsinn und Gesellschaft« sowie »Überwachen und Strafen«, die scheinbar den anschlussfähigsten Teil seines Werkes darstellen, da diese auf Mechanismen verweisen, die uns in der Exklusionsdebatte unter einschließender Ausschließung bzw. inkludierender Exklusion begegnen und einen leicht auszumachenden Anknüpfungspunkt darstellen (Farzin 2011: 95-

97; Stichweh 2016c: 48; Opitz 2018: 187-188). Gelesen werden diese Schriften in einer Form, die bereits bestehende analytische Darlegungen der Systemtheorie spiegeln, wie dies folgender Ausschnitt, der eine Begründung für das Vorgehen darstellt, deutlich zeigt.

»Damit drängt sich die Frage auf, wie die Einsichten Foucaults am Punkt der Subjektivierung in eine Theorie der Inklusion/Exklusion zu übersetzen sind. [...] Vielmehr legen die Studien Foucaults nahe, daß Exklusion auf einem kontinuierlichen diskursiven Aufwand an personeller Klassifikation und Markierung ruht. Sie sensibilisieren für jene Programme und Bezeichnungsroutinen, die den Ausweis der Irrelevanz einer Kommunikationsofferte ausstellen. Exklusion geht aus dieser Perspektive mit einer systemischen Entwertungspraxis einher: mit der negativen Materialisierung der Normativität des Diskurses in Form des Subjekts.« (Opitz 2018: 188-189)

Ein angemessenes Verständnis seiner Studien weist in dieser Arbeit bloß einen sekundären Charakter auf, doch ohne abzuschweifen, müssen einige Aspekte dennoch hervorgehoben werden, die aufzeigen werden, dass die von den Systemtheoretikern vorgenommene Lektüre ungenügend ausfällt. Ob wir in seinen frühen Publikationen, die sich auch mit Ausschlüssen beschäftigen, doch bestimmt sind durch das Wirken der Disziplinarmacht auf die Subjektbildung, über Exklusion sprechen können, kann berechtigt angezweifelt werden. Inkludierende Exklusion, wie sie uns auch bei Goffman begegnet, stellt eine Sonderform dar, deren Geltung nur eingeschränkt besteht, sich nicht auf jene Phänomene bezieht, denen wir uns entgegengestellt sehen. Wie wir in der Besprechung des systemtheoretischen Umgangs mit der Thematik zudem gesehen haben, kann die dort zu beobachtende Limitierung von Exklusion auf inkludierende Exklusion als bereitwilliger Rückzug angesehen werden, der anschließt an das Vorpreschen ihrer Leitfigur auf systemtheoretisch ungesichertes Terrain und der daraus resultierenden Not, der Behauptung der Position unter unvorteilhaften Bedingungen. Zu verstehen ist dieser Rückzug als abschließender Prozess gegenüber der Thematik, was sich gerade im Ablassen vom Erkenntnisinteresse und der dazugehörigen Zielsetzung offenlegt. Vordergründig besteht in der Einbeziehung anderer theoretischer Inhalte ein affirmatives Interesse, das durch die spezifische Lektüre und Auslegung gedeckt wird. Konzipiert ist die Systemtheorie, worauf nicht vergessen werden sollte, als reine Kommunikationstheorie, wodurch ein Anschluss über diese Dimension des Sozialen angestrebt werden muss. Ausschau wurde nach einer theoretischen Architektur gehalten, die ein feineres Sensorium bereithält, um eine für alle ersichtliche Leerstelle zu schließen. Mit dem Entwurf einer Diskurstheorie legt Foucault gerade ein so hochgradig sensibles Theorieprojekt vor, welches für ein solches Anliegen der Verknüpfung ideal erscheint. Wo die Kerngedanken der »autopoietischen Wende«, des Wirkens binärer Codes, die das Soziale

strukturieren, nicht mehr greifen, soll über das diskursive Moment Aushilfe geleistet werden. Eine solch einseitige Verbindung, in der sich der analytische Gehalt ausschließlich durch die Integration diskurstheoretischer Betrachtungen ergeben soll, macht die Systemtheorie endgültig verzichtbar, wenn wir von Exklusion sprechen wollen. Gleiches gilt fraglos auch für andere Referenzierungen aus dem Feld der Diskursanalyse, so auch für Opitz Überlegungen im Anschluss an Judith Butler, die der häufig anzutreffenden Tendenz erliegen, die Thematik über eine Materialisierung verkürzt zu besprechen. Körperlichkeit ist sowohl bei Foucault als auch bei Butler von großer Bedeutung, doch für die Systemtheorie ist es die Flucht ins Offensichtliche, weil die Theorie keinen Anknüpfungspunkt findet und man nur seinen »Augen trauen müsse«, wie es hier bereits mehrfach angesprochen wurde (Opitz 2008: 240-245). Als umso bedauerlicher muss es angesehen werden, dass Exklusion trotz einer bedingten, wie vorbehaltlichen Reflexion anderer Inhalte lediglich als inkludierende Exklusion begriffen wird, was nur davon zeugt, dass die frei gewählten Anregungen letztlich zu keinem Ertrag geführt haben. Ungeachtet dessen, ob wir es mit diskursiven Theorieelementen unterfüttern oder darauf verzichten, scheint sich kein einträgliches Exklusionsverständnis zu ergeben. Deutlich steht die Bewahrung des theoretischen Erbes im Vordergrund, was das Anliegen, eine vermittelnde Position einzubeziehen, ein theoretisches Scharnier zwischen differenzierungs- und ungleichheitstheoretischem Strang ausfindig zu machen, in seiner Ernsthaftigkeit hinterfragbar macht. Ausgeblendet wird dabei hingegen, dass das Thema der Exklusion beileibe von keiner der beiden Seiten befriedigend behandelt wurde und relevante Dimensionen des Sozialen unbeleuchtet geblieben sind.

Mit »Ein ›Denken des Außen‹. Michel Foucault und die Soziologie der Exklusion« greift auch Gertenbach diesen Lösungsansatz auf, um die beiden Soziologien über das Foucault'sche Erbe aneinander anzunähern (Gertenbach 2008); diesmal von ungleichheitstheoretischer Seite, was zumindest nach Schroer zu begrüßen sei (Schroer 2017: 193). In einer sorgsameren Lektüre, in der ein Vielfaches mehr an Aufmerksamkeit der Intention des Autors und dessen gesamten Werken geschenkt wird, die jedoch erstaunliche Fehldeutungen aufweist, beschäftigt sich dieser mit den von Foucault besprochenen drei Technologien der Macht: Souveränität, Disziplin und Gouvernementalität. Exklusion soll diesen folgend über die wirksamen Machtformen und deren unterschiedliche Ausschlussformen verstanden werden, die jeweils einer historischen Phase zugeschrieben werden, wie es uns an früherer Stelle schon begegnet ist. Gertenbach beschreibt zwar keinen gänzlichen Bedeutungsverlust der beiden Erstgenannten, zieht jedoch aus den Überlegungen

zur gegenwärtig diagnostizierten »Sicherheitsgesellschaft« die Konsequenz, dass ihre Wirkmächtigkeit eine erhebliche Einschränkung erfahren habe, was als Fehlinterpretation angesehen werden muss (Gertenbach 2008: 315). Vielmehr besteht das Charakteristikum moderner Gesellschaften in ihrem simultanen Wirken. Sie basieren auf einer Trias der Technologien der Macht, die sich wechselseitig stützen. Ohne weiteren Einwänden zu diesem Beitrag zu folgen, können wir festhalten, dass dessen Prämisse, Exklusion insbesondere über Gouvernamentalität verständlich zu machen (ebd.: 321, 324), nichts abzurufen ist. Hervorgehoben werden müssen dennoch eine bedeutsame Einsicht, der es ansonsten leider vielfach mangelt, sowie eine Feststellung zum tatsächlichen Verhältnis zwischen den Positionen, welche von Gertenbach unverblümt dargelegt werden, wenn er festhält:

»In kaum einem Bereich innerhalb der Soziologie klappt die Differenz zwischen soziologischer Theoriebildung und Sozialforschung so deutlich auseinander wie in der Exklusionsdebatte. [...] Trotz des zu beobachtenden Versuchs gegenseitiger Annäherungen sowie begrifflicher Differenzierungen stehen beide Perspektiven nach wie vor weitgehend konträr zueinander und schließen sich in wesentlichen Punkten gegenseitig aus.« (ebd.: 312)

Was nicht gelingen will, wenn es um Exklusion geht, ist eine tatsächliche Verbindung zwischen Theoriebildung und empirischer Sozialforschung. Während das systemtheoretische Lager bemüht ist, die Thematik über die Theoriebildung zu erschließen, soll dies aufseiten der Ungleichheitstheorien durch Verweise, die dem Phänomen ebenso wenig habhaft werden, gelingen. Sich davor scheuend, wird großteils darauf verzichtet, sich einem tatsächlichen Resümee zu widmen, welches diese Unzulänglichkeiten offen ansprechen müsste. Doch auch Schwinn stellt dem Fach ein ähnlich schlechtes Zeugnis aus, schlägt in die gleiche Kerbe, wenn er vermerkt: »Theoriearme, empirizistische Forschung einerseits, falsche Theoriebildung andererseits – insgesamt ergibt dies keine sonderlich positive Diagnose des Fachs« (Schwinn 2019: 200). Angesiedelt sind diese Unzulänglichkeiten tief in ihren epistemologischen Programmen, deren Reflexionen weitestgehend ausgeblieben sind, worin ein gravierendes Versäumnis besteht. Obzwar es immer wieder Eingang findet in die Kritik des Gegenübers, wie dies Luhmann exemplarisch vormacht, so gelangt man nicht an jenen Punkt, der zu einer wahren Reevaluierung des Vertrauten führen würde, eine entschiedene Revision anstoßen müsste. Seinen Aufsatz »Individuum, Individualität, Individualismus« leitet Luhmann mit einer harschen Kritik der Ungleichheitstheorien ein, in der festgehalten wird, dass man sich damit eingerichtet hat, nicht über die Gründungsakte hinauszugehen, dass sich seit den Klassikern nichts mehr in der Theorieentwicklung getan hat (Luhmann 1993: 149), welche er neuerlich affirmiert in seinem Hauptwerk »Die Gesellschaft der

Gesellschaft«, in dem er attestiert, dass die durch handlungs- und ungleichheitstheoretische Axiome bestimmte Disziplin der Soziologie in den vergangenen 100 Jahren »[...] keine nennenswerten Fortschritte gemacht« hat, um anschließend dennoch lobende Worte zu äußern, wenn die Leistungen in der »[...] Ansammlung empirischen Wissens [...]« hervorgehoben werden (Luhmann 2021a: 20). Ausdrücklich muss darauf hingewiesen werden, dass es eines schonungsloseren Vorgehens bedarf, dass die Praxis soziologischer Forschung jenseits der zu beobachtenden Lagerbildung hinterfragt und sich dem unliebsamen Thema der subjektiven Komponente zuwendet, die sich in der ein oder anderen Form als konstituierend erweist und deren Aussparung nicht nur hinderlich daran war, die Materie der Exklusion verständlich zu machen, sondern überdies auf Irrwege geleitet hat. Die Annahme, sich dem verschließen zu können und überzeugt zu sein, alle angesprochenen Defizite tilgen zu können, indem man beide Perspektiven zusammenführt, sich dadurch ein Ganzes aus den antithetischen Leerstellen ergibt (Schwinn 2019: 2), ist schlicht ein Irrglaube. Diese Ausflucht beruht auf der Vorstellung, dass sich Differenzierungstheorie und Ungleichheitstheorien komplementär zueinander verhalten (ebd.; Nollmann & Strasser 2011: 288, 293), doch dem ist nicht so (Schwinn 2011a: 13), was beachtet werden muss, obgleich es reizvoll erscheinen mag, sich auf diesem Wege der beiderseitigen Problemlagen – vorgeblich – zu entledigen. Wegen der Kluft, die sich zwischen ihnen auftut, die nicht in jener Leichtigkeit überwunden werden kann, wie es vielfach vermittelt wird, ist ein dahingehendes Engagement großteils zum Erliegen gekommen.

Aus Vorhergehendem lässt sich entnehmen, dass die Frage nach der Sinnhaftigkeit einer Verknüpfung der beiden Perspektiven in dieser Arbeit negiert wird. Der nachdrücklichen Stellungnahme von Esser, die eine abschließende Bilanzierung ihres so ausgiebig thematisierten Verhältnisses darstellt, kann man sich nur anschließen:

»Insbesondere aber wird deutlich, dass es zur Zusammenführung von sozialer Differenzierung und sozialer Ungleichheit nicht nötig (und auch nicht sinnvoll) ist, die bisher so säuberlich getrennten Perspektiven einer ›Systemtheorie‹ und einer ›Handlungstheorie‹ gegeneinander auszuspielen, der einen oder der anderen den Vorzug zu geben oder auch zu meinen, dass in ihrer ›Komplementarität‹ die Lösung liege.« (Esser 2011: 279)

Bislang haben wir uns in diesem Abschnitt mit den vereinzelt auftretenden Überlegungen einer Verknüpfung beschäftigt, gleichwohl werden reichlich Argumente entgegen einer solchen Zielsetzung angeführt, denen wir uns nun zuwenden. Sie zielen bevorzugt darauf ab, zu verdeutlichen, dass sich aus den analytischen Zugängen gänzlich verschiedene Betrachtungen des Sozialen mit je eigenen Akzentuierungen ergeben, die aus

theoriebautechnischen Divergenzen resultieren. Anzutreffen ist eine Reihe an polymorphen Unterscheidungen zwischen system- und ungleichheitstheoretischer Position. Zunächst ist die Differenz zwischen *horizontaler* und *vertikaler* Ungleichheit – die Reihenfolge beibehaltend – zu erwähnen, die sich auch im Kontext der Metapher des sozialen Bandes finden lässt. Obwohl es anders ausgelegt wird, veranschaulicht es dennoch ein Nahverhältnis beider Debatten (Bedorf & Herrmann 2016: 13). Während dem Gedanken folgend Ungleichheit in seiner klassischen Behandlung ein vertikales Phänomen darstellt, macht sich bei dem Phänomen der Exklusion eine horizontale Komponente bemerkbar, die deutlich hervorgehoben wird in der deutschsprachigen Debatte, die, wie schon öfter erwähnt, systemtheoretisch initiiert wurde und signifikante Stimuli durch diese erfahren hat (exempl. Hark 2005: 130; Gertenbach 2008: 311; Burzan 2009: 308-309; Lindemann 2016: 151; Schwinn 2019: 22). Aus ihrer Warte zeichnet sich Exklusion durch multiple Ausschlüsse aus den Funktionssystemen aus, demgemäß tritt eine horizontale Ungleichheit hervor. Eine Differenzierung, von der Nassehi in Reaktion auf Kreckel Abstand nimmt, denn diese sei unbegründet (Nassehi 2015: 143). Konträr dazu kann indes festgehalten werden, dass der Einwand, auf dem diese beruht, sehr wohl als legitim zu erachten ist. Sie beschreiben nicht dasselbe. Ein Umstand, der sich in einer weiteren Unterscheidung ausdrückt, nämlich in der zwischen *System-* sowie *Sozialintegration*, welche die beiden Formen gesellschaftlicher Integration darstellen. Zurückzuführen ist diese auf die maßgebliche Publikation »Social Integration and System Integration« des britischen Soziologen David Lockwood, die vielfach aufgegriffen wurde und zu einer regen Debatte mit unterschiedlichen Auslegungen geführt hat. Für die Charakterisierung der Theorieperspektiven sind die beiden Begrifflichkeiten bestimmend geworden, treten demnach besonders häufig in Erscheinung. So sind, um noch ein weiteres differenzierendes Element hinzuzuziehen, dass Schimank ergänzend hinzufügt, die Theorieanlagen für Unterschiedliches ausgelegt. Während die Systemtheorie die *Ungleichartigkeit*, die sich aus der funktionalen Differenzierung ergibt, betrachtet, führt für das andere Lager alles zur *Ungleichheit*, den Verteilungskonflikten trotz eines verbreiteten, nicht verbürgten Gleichheitspostulats, woraus sich ein normatives Moment ergibt (Schimank 1998: 62-64; siehe auch Schroer 2010: 291). *Ungleichartigkeit* und *Ungleichwertigkeit*, wie sie von Schwinn bezeichnet werden, lassen sich nicht voneinander ableiten, sie sind folglich Produkte zweier wirksamer Ordnungsprinzipien (Schwinn 2019: 2). Als häufig referenzierte Differenzierung von *System-* und *Sozialintegration* greift sogar Luhmann auf diese zurück, legt sie in seinem Spät- und zugleich seinem Hauptwerk »Die Gesellschaft der Gesellschaft« allerdings gänzlich anders aus. Gesehen wird sie von Luhmann als Reaktion auf die



verbreitete Skepsis gegenüber der Systemtheorie, der durch Lockwood auf diesem Wege begegnet werden sollte (Luhmann 2021b: 618). Seine Auslegung dieser Differenz fällt auffällig einseitig aus, notabene erübrigt sie sich dadurch, was folgende Passage veranschaulicht.

»Im einen Fall geht es um den inneren Zusammenhalt differenzierter Systeme, im anderen Falle um das Verhältnis von psychischen Systemen (Individuen) und sozialen Systemen. Die Unterscheidung ist sicherlich berechtigt, hat aber in der vorliegenden Form nicht sehr weit geführt. Sie hat auf den Unterschied aufmerksam gemacht – mehr nicht.« (ebd.: 618-619)

Ganz seiner Linie treu bleibend, erscheint auch hier ein Soziales jenseits der Systeme als irrelevant für jegliche Analyse, weshalb er salopp vorschlägt, die Seite der Sozialintegration einfach durch die Unterscheidung von Inklusion und Exklusion zu ersetzen; was diese auf den Wirkungsbereich der Systeme beschränkt. Möglich sei dies, da er vorgeblich die Gesellschaft seinen Überlegungen zugrunde legt – die Gesamtheit berücksichtigen würde – und nicht an der Differenz zwischen Interaktionen oder Organisationen – Handlung oder Struktur – festhält (ebd.: 619; siehe auch Malowitz 2002: 56-57). Zu Genüge gesagt, stellt dies eine Theoriearbeit dar, die aus einem Eigeninteresse und am Sozialen vorbei betrieben wurde. Denn anderweitig hat diese Differenz nicht weniger Prominenz erfahren, so diente sie auch Habermas als grundlegender Anhaltspunkt in seinen Explikationen zu einer Theorie des kommunikativen Handelns, die beide Dimensionen in einem Gesellschaftskonzept verknüpfen sollte, wie dies Nollmann und Strasser anmerken (Nollmann & Strasser 2011: 294). System- und Sozialintegration gehören zum etablierten begrifflichen Repertoire der Soziologie und dienen als nützliches Mittel der Hervorhebung einer Differenz zwischen den Positionen, die nicht einfach ausgeblendet werden kann – im Speziellen nicht, wenn sich Bemühungen hinsichtlich einer Zusammenführung konkretisieren. Darüberhinausgehend hat sich diese Differenzierung mit einer Vielzahl anschließender theoretischer Überlegungen als hochgradig kompossibel sowie äußerst fertil erwiesen. Ohne ausführlicher darauf einzugehen, uns vom eigentlichen Thema zunehmend wegzubewegen, leitet sie beispielsweise auch Kronauers Studie »Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus« an, worauf direkt verwiesen wird (Kronauer 2010: 148), in der auf dieser basierend einträgliche Gedanken entwickelt werden, welche unbestritten bereichernder Natur sind. Zu allen vorangegangenen Unterscheidungen lässt sich auch jene zwischen *basaler* und *strategischer* Ungleichheit anfügen, welche von Hans-Joachim Giegel in die Debatte eingeführt wurde und die gleichfalls darauf beruht, über den gewählten Fokus zu differenzieren. Was mit dieser verworfen wird, ist die Vorstellung unterschiedlicher Gegenstände, vielmehr kann

Ungleichheit anteilig durch beide Prinzipien erklärt werden. Ein Mindestmaß an Ungleichheit – daher »basal« – besteht demnach immer und ergibt sich schlicht aus funktionalen Gründen, doch zu dieser kommt ein *strategischer* bzw. *sekundärer* Ungleichheitsanteil hinzu, der nicht erforderlich wäre und die Abstände signifikant vergrößert (Giegel 2011: 105-107; siehe auch Schwinn 2011a: 18; 2019: 34). In den Analysen auf den sekundären Anteil abzielend, kann die Zergliederung von Ungleichheit als ungleichheitstheoretisches Zugeständnis in der Konfrontation gesehen werden; wiewohl es eines solchen nicht bedurft hätte, veranschaulicht es eindrücklich, wie beide Dimensionen des Sozialen ineinandergreifen. Auf Gegenständliches konzentrieren sich diese Differenzierungen vordergründig, wohingegen in einer zweiten Argumentationsrichtung epistemologische, methodologische Differenzen betont werden. Exemplarisch können hier die Unterscheidungen zwischen *Sachlogik* und *sozialer Logik* (Lindemann 2011: 152; Rössel 2011: 389; Schwinn 2019: 4), *Zergliederungslogik* und *kumulativer Logik* (Schwinn 2019: 55) oder *logischem* und *historischem* Erklärungsansatz angeführt werden (Gertenbach 2008: 312-313). Es ermangelt, wie man sehen kann, keiner Anstrengungen auf die Differenzen zwischen den Positionen zu verweisen, die einer theoretischen, analytischen Annäherung faktisch im Wege stehen; es eben nicht genüge, wie es sich in den Verknüpfungsversuchen zeigt, davon auszugehen, sich mit der nachträglichen Zusammenführung der Betrachtungen der Insuffizienzen zu entledigen. Unbesorgt können wir uns von diesem theoretischen Intermezzo verabschieden.

#### **4.2 Zum Stellenwert der Debatte der Exklusion im Feld der Soziologie**

Der Kontroverse um diese Thematik kommt eine Sonderstellung zu, der wir anschließend nachgehen wollen. Wie wir bislang gesehen haben, offenbaren sich in ihr vielfältige Unzulänglichkeiten, die sich nicht nur auf den hier besprochenen thematischen Rahmen erstrecken, sondern das Fach beständig heimsuchen. Grundprobleme des Fachs, die eine gesellschaftstheoretische sowie ihr vorgelagerte sozialtheoretische Reflexion verlangen würden, sofern sie nicht fortwährend als Hindernis in Erscheinung treten sollen, werden in der Soziologie nur mehr äußerst spärlich wie lieblos angeschnitten. Das reflexive Moment verliert seine Wirkungskraft durch das eingeübte Festhalten an Traditionssträngen, einem kultivierten Dogmatismus, an dem Luhmann berechtigterweise seine Kritik übt (Luhmann 1993: 149). Von ihren Anfängen an, aus den Umbrüchen der Moderne heraus, trat die Soziologie als Begleitwissenschaft auf, in der sich ein weitestgehend integriertes analytisches Interesse formierte, weswegen jedoch keinesfalls auf einen normativen Anspruch verzichtet wurde (Müller 2021: 11, 347-352). Fokussieren wir die gegenwärtige Ausformung der Disziplin,

reflektieren ihren Weg dorthin und beachten dabei das entstandene Selbstverständnis, dann präsentiert sich uns unverkennbar eine gänzlich andere Konstellation. Von dem alten Glanz, dem Charisma, ist nicht mehr sonderlich viel übriggeblieben und durch externe wie interne Faktoren findet sich die Soziologie eingeeignet wieder. Die Gründe für diesen Wandel können hier nicht erschöpfend erwähnt werden, doch eine Reihe wesentlicher Entwicklungen heben sich hervor. Zu nennen wäre hier zunächst der Gemeinplatz, dass sich das Gefüge der Wissenschaften, entsprechend auch die Soziologie, wie alle gesellschaftlichen Bereiche fortwährend aufgefächert hat – eben durch Differenzierung –, was zu einer umfänglichen Anhäufung von Wissensbeständen geführt hat. Die speziellen Soziologien – Bindestrich-Soziologien, wie sie auch gerne betitelt werden – haben unbestritten äußerst bereichernde Erkenntnisse generiert, ausgeblieben ist hingegen deren weitere, übergreifende Verwertung, ihre Verarbeitung in Synthesen. Worin ein Sachverhalt besteht, den Luhmann, wie wir gesehen haben, dankbar annimmt, um sein Projekt zu begründen, es zu legitimieren (Luhmann 2021a: 20). Analog zu dieser Kritik unterstreicht Hans-Peter Müller die Konsequenzen dieser Entwicklung, wenn er Nachstehendes anmerkt.

»Alles, was sich nur irgendwie messen lässt, wird minutiös untersucht und als Information über die erforschte Gesellschaft bereitgestellt. Noch nie haben wir, auch dank der Soziologie, so viel über uns gewusst wie heute. Nur sieht niemand mehr den Wald vor lauter Bäumen. Die multiplen Analysen verdichten sich nicht mehr zu gesellschaftlichen Synthesen.« (Müller 2021: 363)

Im fehlenden Überblick, der in Gänze, in welcher Gestalt auch immer, gar nicht zu leisten wäre, besteht nicht die eigentliche Problematik, zumal Synthetisieren nicht nur durch Verdichtung, sondern zugleich durch Reduktion neues Wissen hervorbringt. Die eigentliche Schieflage besteht hingegen im zunehmenden Verschwinden gewinnbringender Syntheseveruche. Es sind jedoch nicht alle Bereiche der theoretischen Arbeit in gleicher Weise von diesem Wandel betroffen. Lässt sich bei Simmel noch eine Dreiteilung der Theoriearbeit finden, mit der jedoch keine Zergliederung angestrebt wurde, sondern vielmehr auf die analytischen Anknüpfungsebenen durch das Mittel der Abhebung verwiesen werden sollte (Lindemann 2016: 19), zersplitterte dieser Bereich seit den Klassikern des Fachs in den der Sozialtheorie, der soziologischen Theorie – Theorien begrenzter bzw. mittlerer Reichweite – sowie der Gesellschaftstheorie. Verblieben ist der Soziologie jene Ebene der Theorien mittlerer Reichweite, wohingegen die Sozialtheorie aufgegeben oder vielmehr abgegeben wurde und zum Hoheitsgebiet der Sozialphilosophie gezählt wird, da sie – obwohl es nicht offen ausgesprochen wird – als vorwissenschaftlich angesehen wird, weswegen sie

nicht mehr in Einklang mit dem etablierten Selbstverständnis zu bringen ist, das vorrangig durch seine empirischen Anteile bestimmt ist; womit sich in der Soziologie ein frappierendes Maß an Unwissenheit kundtut. Mit der Ausgliederung der Sozialtheorie fristet die Gesellschaftstheorie nur noch ein Schattendasein in der Soziologie, was auch Hans-Peter Müller beobachtet (Müller 2021: 364-365). Dieser Entwicklung können wir im Detail nicht weiter nachspüren, weshalb wir bei diesem Abriss verbleiben werden. Eine umfänglichere Besprechung würde uns nur unweit der Debatte um die Postmoderne führen, einer Phase, in der eine Intensivierung zu beobachten war, denn mit dem Wandel der kulturellen Szenerie haben sich die Erwartungshaltungen gegenüber den Wissenschaften und ihren analytischen Dienstleistungen verschoben. Um es zu explizieren, haben sich die Erwartungen substantiell reduziert, worin kein Geheimnis bestehen sollte. Seine umfänglichste Ausformung findet das analytische Potenzial der Soziologie gegenwärtig in Zeit- sowie Gesellschaftsdiagnosen, die ein moderates Interesse bedienen und spezifische Elemente des Sozialen hervorheben, die sich durch eine hohe Anschlussfähigkeit bei ihrem Publikum auszeichnen. Aus dem gesellschaftlichen Bedürfnis nach einer gemäßigten Kritik ergibt sich die fachinterne Präferenz für Zeit- wie Gesellschaftsdiagnosen. Per se soll diesem Trend nicht seine Berechtigung abgesprochen werden, auch hier kann die Soziologie nützlich sein, sie sollte sich jedoch nicht zu einer Dienstleistungswissenschaft auf Nachfrage, ganz einer ökonomischen Logik folgend, reduzieren lassen. Eine Rolle, mit der sich die Soziologie keinesfalls begnügen sollte und welche gleichermaßen nicht im Interesse der Allgemeinheit ausfällt, wofür bedauerlicherweise das Bewusstsein fehlt. Wenn wir an diesem Punkt etwas mitnehmen wollen, dann jene Einsicht, dass es einer Revitalisierung der Theoriearbeit bedarf, was bloß erreicht werden kann, wenn sie gleichwertig zur etablierten Praxis der empirischen Sozialforschung behandelt wird. Allzu oft findet sich immer noch jene künstliche Trennlinie zwischen Theorie und Empirie, der sich zwar hinreichend kritische Abhandlungen verschrieben haben, die längst ein eigenes Genre in der soziologischen Literatur bilden, bisher gelang es bedauerlicherweise jedoch nicht, diese auszuräumen. Für einen Wandel muss diese Stoßrichtung wohl noch häufiger eingeschlagen werden. Aufgabe muss es sein, ein umfängliches Verständnis zu etablieren, dass Theoriearbeit nicht nur als ein nettes Beiwerk ansieht, das keiner gesonderten Aufmerksamkeit bedarf und dabei bedenkenlos fragmentiert werden kann. Sofern ihr eigentliches Potenzial erreicht werden soll, sie impulsgebend in Erscheinungen treten soll, muss sie anders betrieben werden. Konstatieren müssen wir, dass Gesellschaftstheorie, wenn sie gedeihlich ausfallen soll, nicht ohne sozialtheoretische

Reflexionen auskommt. Dementsprechend merkt Lindemann im Anschluss an Simmel auch folgendes zu ihrem interdependenten Verhältnis an.

»Diese Differenzierung enthält auch ein Kriterium, was eine vollständige soziologische Theorie auszeichnet. Sie sollte eine ausgearbeitete Sozialtheorie enthalten, auf deren Grundlage einige Theorien begrenzter Reichweite entwickelt worden sind und schließlich eine Gesellschaftstheorie vorweisen können.« (Lindemann 2016: 20)

Bar einer komplettierten, einer kompromisslos abrechnenden Theoriearbeit, die sich nicht mehr mit unzureichenden Mitteln in ihrer Analyse abgibt, werden wir weiterhin vorliebnehmen müssen mit einer unbefriedigenden, ungenügenden Diagnostik, die sich schlussendlich auch am kläglichen Scheitern an der Exklusionsthematik dokumentieren lässt. Was wir aus Vorhergehendem entnehmen können, ist, dass uns der ungemeine Zuwachs spezifischer Wissensbestände, die zusätzlich wenig synthetisiert ausfallen, trotz aller Anstrengungen nicht sonderlich weit geführt haben. »Die Ironie der Geschichte: [...]«, so Müller, besteht darin, dass »[e]xzessive Selbsterforschung und permanente Selbstbeobachtung [...] weder Selbstverständigung noch automatisch Selbstverständnis [garantieren]« (Müller 2021: 26). Aus einer übergreifenden Betrachtung der Lage, in der sich die Disziplin befindet, ihrem Selbstverständnis und dem selbstgesetzten Rahmen erscheint dies nicht erstaunlich. Wiewohl jene bisher so konsequent ausgeblendeten Defizite zumindest einen Hinweis darstellen hätten können, hat sich das Fach überwiegend seinem Tagesgeschäft zugewandt, seinem fakultativ gewählten Kernbereich gewidmet und sich damit begnügt, sich seiner territorialen Integrität in diesem zu versichern. Präsentiert wird eine sonderbare Persistenz in Anbetracht sich umfassend manifestierender Grenzen der gewählten Erklärungsmodelle des Sozialen. Es bleibt nur zu hoffen, dass sich erneut ein Bewusstsein herausbildet, welche signifikante Funktion das Fach – als Begleitwissenschaft – eigentlich einnehmen könnte und müsste. Hier soll nicht die Rede sein von einer Leitwissenschaft für andere oder gar für die Gesellschaft im Ganzen – Bestrebungen, an denen es im Wissenschaftsfeld nicht gemangelt hat –, doch die Soziologie könnte, wenn sie ihr analytisches Potenzial stärker ausreizen würde, einen wesentlichen Beitrag dazu leisten, jene vielfältigen, vielgestaltigen Wandlungen des Sozialen, mit denen wir uns konfrontiert sehen, verständlich zu machen, was die Chance der Orientierung angesichts sich akkumulierender Krisen ermöglichen würde. Zwar fungiert die Soziologie in vielen Belangen als Referenzwissenschaft (Stichweh 2016d: 69), doch dieser Aufgabe wird sie momentan wegen ihrer Unzulänglichkeiten nur beschränkt gerecht. Um dies zu ändern, müsste man sich auf ein unverzichtbares Moment rückbesinnen. Letztlich muss sich die Soziologie ihrer emanzipatorischen Herkunft, ihrer Verpflichtung bewusst

werden; sie muss sich für systematische Diagnosen und schonungslose Kritik öffnen (Wright 2017: 50). Doch den eingeschlagenen Weg fortsetzend, was sich abzeichnet, läuft sie, um dies in aller Prägnanz abschließend festzuhalten, vielmehr Gefahr, bloß als gouvernementales Instrument in der Lenkung dienlich zu sein. Sie wird zu einer verwaltungsdienlichen Wissenschaft, gewissermaßen als Erbe der Policywissenschaft, für die Sonnenfels dies ersonnen hat (Sonnenfels 2003: 20, 35) und an die Foucaults Überlegungen zur herrschenden Rationalität unserer Zeit anschließen (Foucault 2015: 212-213; 2017: 454-455, 458). Eine Kritik, die sich gleichfalls in Elias Beiträgen finden lässt (exempl. Elias 2006c: 509, 528), wobei folgendes Zitat hier angeführt wird, da es den Sachverhalt unmissverständlich ausdrückt und das falsche Verständnis hinsichtlich der Aufgabe der Wissenschaften auf den Punkt bringt: »Heute halten es viele Leute für selbstverständlich, daß die Hauptaufgabe der Wissenschaft darin besteht, Prognosen für die staatliche oder wirtschaftliche Planung zu liefern« (Elias 2005a: 110). Entgegen aller Widrigkeit muss es Zielsetzung sein, als effektive Begleitwissenschaft auf einen erstrebenswerten Wandel des Sozialen hinzuarbeiten und seinen Anteil dazu zu leisten; »begleiten« muss daher in einem positiven, produktiven Sinne ausgelegt werden, nicht in einer limitierten Form, mit der Verhältnisse, bestimmt durch soziale Pathologien, unbehelligt fortbestehen können.

Die Exklusionsthematik zeichnet sich nicht nur dadurch aus, dass sie nachdrücklich auf Fehlentwicklungen soziologischer Theoriearbeit hindeutet, die einem Stillstand gleichkommen, sondern interessant erscheint sie auch, da sie gewissermaßen ein latentes Leitmotiv aktueller zeit- wie gesellschaftsdiagnostischer Beschauungen bildet. Überall »[a]us den Gräben schaut das Gespenst der Überflüssigkeit hervor« (Bude & Willisch 2017: 15), das sich als bedrohlicher erweist, als man es ihm zugetraut hätte. Erstaunt und überwältigt vom Hereinbrechen einer neuen, durch Exklusion zu charakterisierende Realität wird von Castel konstatiert, dass »[w]ir [...] Zeugen eines Prozesses [sind], der nicht aufhört, Wirkungen hervorzubringen, und dessen Ausgang keinesfalls gewiss ist« (Castel 2009: 34). Auch wenn der Ausgang dieses Prozesses ungewiss erscheinen mag, was aus einer Anschauung, die durch ein Unvermögen bestimmt ist, resultiert, zeichnet sich in diesem eine klare Tendenz ab. Facettenreich manifestiert sich diese im Sozialen, weswegen wir sie nur andeutungsweise beleuchten werden können. Zur Veranschaulichung wollen wir uns einigen Facetten zuwenden, welche der Nachvollziehbarkeit halber grob zwei Kategorien zugeordnet werden können, einerseits jene Facetten des subjektiven Erlebens, andererseits Besprechungen struktureller Veränderungen; Basis hierfür bildet, worauf der Blick sich vorrangig richtet. Mit

dem »unternehmerischen Selbst« haben wir eine zeitdiagnostische Kategorie, die, wie es hier zuvor schon erwähnt wurde, als Pendant zur Exklusionsthematik gesehen werden kann, demnach Anforderungen der Inklusion thematisiert. Wir erinnern uns an den systemtheoretischen Grundbegriff der Adressabilität, der nun genutzt wird, um Inklusion näher zu beleuchten.

»Das unternehmerische Selbst bezeichnet überhaupt keine empirisch beobachtbare Entität, sondern die Weise, in der Individuen als Personen adressiert werden, und zugleich die Richtung, in der sie verändert werden und sich verändern sollen. Es handelt sich um eine Realfiktion im Sinne von Hutter und Teubner: ein höchst wirkmächtiges Als-ob, das einen Prozess kontinuierlicher Modifikation und Selbstmodifikation in Gang setzt und in Gang hält, bewegt von dem Wunsch, kommunikativ anschlussfähig zu bleiben, und getrieben von der Angst, ohne diese Anpassungsleistung aus der sich über Marktmechanismen assoziierenden gesellschaftlichen Ordnung herauszufallen. Ein Subjekt im Gerundivum – nicht vorfindbar, sondern hervorzubringend. [...] Anders ausgedrückt: Ein unternehmerisches Selbst ist man nicht, man soll es werden. Und man kann es nur werden, weil man immer schon als solches angesprochen ist.« (Bröckling 2019: 46-47)

Als solches nimmt nun das Konzept des »unternehmerischen Selbst« eine besondere Stellung ein, da es offenkundig den Sachverhalt von der entgegengesetzten Seite her betrachtet, sich auf diese beschränkt. Auch wenn ihre Kehrseite unausgesprochen verbleibt, so verbirgt sich hinter der angeführten ubiquitären Angst, von der sich die Individuen getrieben sehen, indes nichts anderes als das Gespenst der Exklusion. Die Sorge, den Status als legitime Adresse zu verlieren, wird zu einer charakteristischen Sorge unserer Zeit. Vor dem Hintergrund der beiden Konzeptionen, wo uns jene des »unternehmerischen Selbst« als Verbindung zum Bereich rezenter subjektorientierter Zeitdiagnosen dienlich ist, eröffnet sich ein neuer Blick auf die Fülle der entstandenen Beiträge, die detailorientiert, akribisch allen Aspekten nachfühlen. Dieser Fährte nachzugehen, würde den gesetzten Rahmen deutlich sprengen und wäre für das behandelte Thema sekundär, weshalb wir davon absehen wollen, doch einige Bemerkungen sollen hier dennoch Eingang finden. Entsprechende Literatur wird wissenschaftsintern, wie von externen Beobachtern, mit großer Aufmerksamkeit verfolgt. Fündig werden Interessierte vielerorts, sei es bei Bauman, Ehrenberg und vielen weiteren, die große Teile ihrer Werke dieser Thematik widmen; zusätzlich ermangelt es nicht an verschriftlichten Wortmeldungen aus allen nur erdenklichen Winkeln der Soziologie, die diesen Zugang wählen. An den prominentesten Vertretern der deutschsprachigen Soziologie, die sich Zeitdiagnosen gewidmet haben, nämlich Rosa und Reckwitz, lässt sich dies ebenso beobachten. Zwar fokussieren sie unterschiedliche Details und formulieren um diese ihre Leitbegriffe, doch Exklusion findet sich als implizites Thema immer wieder.

Zusammengenommen bilden diese Publikationen ein Mosaik einer heimgesuchten Gesellschaft, in der Exklusion allgegenwärtig ist und das Individuum daher ständig auf der Hut zu sein hat. Obwohl es als unscheinbares Thema unter vielen gesehen wird, tritt es bei genauerer Betrachtung durch seinen bestimmenden Charakter hervor. Angesichts der aufgewendeten, jedoch erwartungsgemäß erschöpflichen Energien, die darin investiert wurden, keine zeitdiagnostischen Lücken offen zu belassen und große Aufmerksamkeit auch den reflexiven Prozessen außerhalb des wissenschaftlichen Apparates geschenkt wurde, erscheint es umso erstaunlicher, dass das latente Einwirken der Exklusion, ihre Funktion als Leitmotiv, bisher unbemerkt geblieben ist; es bloß als ein Thema unter vielen, mitunter auch nur als Neuauflage der Ungleichheitsthematik gesehen wird. Ohne weiteres könnte eingewendet werden, dass zeit- bzw. gesellschaftsdiagnostische Beiträge dieser Art nicht frei von der Bedrohung des Ausschlusses verleben können, zumal das Feld stark poststrukturalistisch geprägt ist, diese daher gleichsam obligatorisch aufgreifen (Moebius & Reckwitz 2018: 13-16), doch dies, so wird hier die Ansicht vertreten, wird der wahren Bedeutung der Exklusionsthematik in ihnen nicht gerecht. Haben Ungleichheiten das Fach über weite Strecken hinweg überwiegend beschäftigt, so wird trotz ihrer unbestreitbaren Verschärfungen der Exklusion gegenwärtig sorgenvoll der Vorrang gegeben. Lückenlos daran anschließend, wenden wir uns ausgewählten strukturellen Veränderungen zu, die veranschaulichen, dass sich auch hier das Einwirken von Exklusion bemerkbar macht und Überlegungen zu Strukturwandlungen in dessen Licht gesehen werden müssen. Ungleichheit hat angesichts des neuen Unheils, das über allem liegt und illustriert, wie zerrüttet das Soziale nicht eigentlich ist, an Bedrohlichkeit eingebüßt, woraus sich jene Tendenz erklären lässt, diese ohne größeres Aufbegehren hinzunehmen. Rosanvallon hält dazu fest, dass sich »[d]er Gleichheitsgedanke [...] in eine ferne Gottheit verwandelt [hat], deren routinierte Verehrung von keinem lebendigen Glauben mehr gespeist wird« und dass »[e]in ganzes Zeitalter [...] im Begriff [steht], zu Ende zu gehen, nämlich das [auf] einer [...] [von] Umverteilung beruhenden Vorstellung sozialer Gerechtigkeit [...]« (Rosanvallon 2017: 16-17). Ein Wandel, der für alle ersichtlich ist und die Stimmungslage aktuell erheblich beeinflusst, wenn nicht bestimmend definiert. In seiner viel beachteten Publikation »Die Abstiegsgesellschaft. Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne« wird dies gleichfalls von Nachtwey thematisiert.

»Aus der Gesellschaft des Aufstiegs und der sozialen Integration ist, so die Hauptthese, eine Gesellschaft des sozialen Abstiegs, der Prekarität und Polarisierung geworden. [...] Unter der



Oberfläche einer scheinbar stabilen Gesellschaft erodieren seit Langem die Pfeiler der sozialen Integration, mehren sich Abstürze und Abstiege.« (Nachtwey 2018: 8)

Gegenüber diesen strukturellen Wandlungen, die das Erleben durch Unsicherheit determinieren, besteht eine gewisse Ohnmacht, der sich Einzelne entgegenzustellen versuchen, doch über die Verdeutlichung der Schwere der Lage gelangen sie hingegen nicht hinaus. Am Werk sind dermaßen weitreichende, wirkmächtige Dynamiken, dass sich gegen diese keine nennenswerten Ideen formieren konnten. Obgleich dem so ist, so merkt auch Nachtwey an, dass wir an einem Scheideweg stehen, wenn uns die bisher akkumulierten Krisenmomente, deren zerstörerische Kräfte sich unentwegt potenzieren, zu einem neuen Zyklus sozialer Auseinandersetzungen führen, welche dazu zwingen werden, um eine egalitärere Gesellschaft zu ringen, zu kämpfen (ebd.: 7, 12-13, 15). Die Spannungen im sozialen Gewebe, um an diese Metaphorik anzuschließen, haben sich in so beträchtlichem Ausmaß vergrößert, dass es sichtlich für Schwierigkeiten sorgt, diesen gebührend nachzugehen. So fehlt es den Sozialwissenschaften, der Soziologie – unter einem ernüchternden Status quo einer eingehegten Wissenschaft – derzeit an den Kapazitäten, den Mitteln dieser Aufgabe nachzukommen. Was von ihnen ausgespart geblieben ist, kann nicht in einer einzelnen Arbeit wettgemacht werden, sondern würde ein langwieriges Projekt darstellen, das noch mit vielen Anstrengungen verbunden wäre. In dieser Arbeit müssen wir uns auf einen kleinen Kreis ausgewählter Diagnosen beschränken, die auf Aspekte abzielen, welche die übergeordneten Tendenzen sichtbar machen. Von Habermas entlehnt, doch keine Neuschöpfung von ihm, verhalf Neckel in den vergangenen Jahren dem Begriff der »Refeudalisierung« zu einer gewissen Popularität (Neckel 2013: 39-40; Kaltmeier 2020: 11); anführen wollen wir ihn, da er ein solch gewichtiges Moment beleuchtet. Er beschreibt differenzierte strukturelle Veränderungen, welche einer Revolution der Reichen gleichkommen, die unter den veränderten Bedingungen gegenwärtiger Gesellschaften Verhältnisse etablieren, deren Essenz jener feudaler Gesellschaften entspricht, derer man sich in langwierigen, leidvollen wie blutigen Kämpfen um Gleichberechtigung, um Anerkennung zu entledigen versuchte. Mit ihm werden Entwicklungen zusammengeführt, deren Vermittlung wesentlich ist, da sie eine Vielzahl an Individuen verwundbarer machen. Sie sind durch diese nicht nur stärker von Ungleichheit bedroht, wie dies häufig besprochen wird, sondern die Risiken für Exklusion nehmen zu; was gesehen werden kann ungeachtet des theoretischen Hintergrunds, vor dem Exklusion verständlich gemacht werden soll. Wo von »Refeudalisierung« die Rede ist, mag es so erscheinen, als würde das Hauptaugenmerk auf ökonomische Verschiebungen gelegt werden, der Begriff dient jedoch als nützliches

Instrument in der Ansicht von verflochtenen Phänomenen, die sich über das Soziale im Ganzen erstrecken. Nicht nur die Etablierung des Finanzmarktkapitalismus (Neckel 2010: 3, 5-7; 2013: 40), einer neuen innerstaatlichen wie globalen Schichtenbildung mit allen daraus resultierenden Konsequenzen, so auch der daran anschließenden Ausbeutung jener Länder, die wir zum »Globalen-Süden« zählen (Neckel 2010: 13; 2013: 43; Kaltmeier 2020: 116), sind hier zu erwähnen, sondern auch der Abbau von Demokratie – anschließend an das Konzept der »Postdemokratie« – (Neckel 2013: 42; Kaltmeier 2020: 117, 124-126), die Polarisierung der Gesellschaft (Neckel 2010: 13; Kaltmeier 2020: 10, 12, 17), wie weitere Entwicklungen. Sie nebeneinander sowie verknüpft zu betrachten, lässt Wesentliches hervortreten, nämlich gravierende Veränderungen des Beziehungsgefüges und damit auch der Machtverhältnisse. Auf Strukturelles achtend präsentiert sich dasselbe Bild wie bei subjektorientierten Diagnosen unserer Zeit. Vonseiten des Individuums ist es die Sorge, zu einer defekten Adresse zu werden, in Interaktion und Kommunikation außen vor gelassen zu werden bzw. herauszufallen und somit aus den Anerkennungsstrukturen freigesetzt zu werden, wohingegen auf Übergreifendes abzielend, derselbe Sachverhalt als Aufkündigung des symmetrisch Verbindenden, das ausgiebig aus kontraktualistischer Perspektive erörtert wurde, begriffen werden muss, was sich aus einem Prozess speist, der weit über die Verabschiedung des Gleichheitspostulats hinausgeht, wie hier noch zu sehen sein wird. Ein letztes Beispiel soll dies abschließend illustrieren, bevor wir zur Prozesssoziologie und ihrer Perspektive übergehen. Während Verwundbarkeit das gesellschaftsdiagnostische Feld beherrscht, erweist es sich auch hier als ausgesprochen erhellend, weitere Aspekte zu fokussieren. Denn was sich im Sozialen zeigt, ist nicht nur ein diesbezüglicher Zuwachs, sondern zugleich nimmt die Streitbarkeit zu. Ein Sachverhalt, der von Axel Honneth in einem hochinteressanten Diskussionspapier aus dem Jahr 2011 mit dem Leitbegriff der »Verwilderung« umschrieben wird. Außer Zweifel steht, dass sich die Bedrohung, aus den Anerkennungsstrukturen herauszufallen, immens vergrößert hat, scheinbar Zufälle über die einzelnen Schicksale bestimmend seien, was den Verlust der Nachvollziehbarkeit zur Folge hat – Maßstäbe sowie Prinzipien, auf denen Ausschlüsse beruhen, sich verdunkelt haben –, doch synchron zu diesem Wandel ist eine Intensivierung der Kämpfe zu sehen (Honneth 2011: 13). Sich mit Verwundbarkeit in den Analysen zu begnügen, veranschaulicht die Präferenz, sich der Thematik in ihren Tiefen zu entziehen. Suggestiert wird indessen, dass Exklusion nicht über den individuellen Beitrag der Interaktion zu begreifen ist, sondern eine Bürde oder ihre Androhung darstellt, mit der sich Individuen konfrontiert sehen, worin eine unangebrachte Simplifizierung besteht. Bezeichnend für diese Perspektive, die auch durch die

Soziologie und ihre Analysen getragen wird, ist offenkundig eine Naivität, welche ein weiteres Hindernis für das Fach, die Diagnostik sowie im Speziellen auch die Exklusionsthematik darstellt. So reicht es nicht aus, zu sehen, was dem Einzelnen verwehrt wird, sondern unter normalen Voraussetzungen und erst recht in verwilderten Verhältnissen werden durch ein jedes Individuum verwehrende Handlungen gesetzt, selbst wenn diese nicht so gefasst werden. Oder wie Elias dies noch etwas schärfer formuliert: »Besonders schwierig ist zu begreifen, daß nicht nur die anderen eine Gefahr für uns sind, sondern auch wir eine Gefahr für die anderen« (Elias 2006e: 241). Den eigenen Interessen Geltung zu verleihen, hat augenfällig zugenommen, was Honneth unter der Dominanz des Werts der »individuellen« Freiheit in seinen Werken bespricht, worauf wir noch zurückkommen werden. An Beispielen aus dem Alltäglichen fehlt es nicht, sei es die Geräuschkulisse einer Geburtstagsfeier, spielende Kinder im Freien, so auch in Kindergärten, die in einem ungeahnten Ausmaß als störend empfunden werden und in Konflikten resultieren, die nicht selten vor Gericht ausgetragen werden, bis hin zum Phänomen, das sich immer seltener Kandidaten für das Bürgermeisteramt in Dörfern und kleineren Gemeinden finden lassen – zu vernehmend aus Österreich und Deutschland –, da ihnen in diesen auf gleiche Weise begegnet werden würde, wenn Einzelne ihre Rechte, ob diese nun bestehen oder auch nicht, übergeordneten Interessen voranstellen und damit über die Gemeinschaften. Woraus sich eine missliche Lage ergibt, die Honneth wie folgt resümiert:

»Wo wir daher auch hinschauen, welche Sektoren des gesellschaftlichen Lebens wir auch immer zur Kenntnis nehmen, überall beginnen sich Tendenzen einer Verwilderung des sozialen Konflikts breit zu machen. Die institutionalisierten Sphären der wechselseitigen Anerkennung scheinen an ihren Rändern wie zugemauert und in ihrem Inneren jedes allgemeinen, achtungssichernden Prinzips beraubt; immer mehr Gesellschaftsmitglieder sind auf kompensatorische, nicht-öffentliche Wege des Erwerbs der Selbstachtung angewiesen, immer weniger können für ihre Bestrebungen und Verrichtungen eine intersubjektiv geteilte Anerkennung reklamieren. Verwildert ist heute der soziale Konflikt demnach, weil der Kampf um Anerkennung in den vergangenen Jahrzehnten seiner moralischen Grundlagen so stark verlustig gegangen ist, dass er sich in einen Schauplatz unkontrolliert wuchernder Selbstbehauptung verwandelt hat.« (Honneth 2011: 17)

Vieles ließe sich hier noch erwähnen, betreffend der multiplen Krisen, der Polykrisen oder wie auch immer die präferierte Bezeichnung lauten mag, doch vorläufig wollen wir es dabei belassen. An späterer Stelle, sobald wir uns einem Verständnis von Exklusion vonseiten der Prozesssoziologie annähern wollen, wird uns das eine oder andere Moment beschäftigen. Das diagnostische Feld vermehrt hinsichtlich seiner bestimmenden Motive zu durchleuchten, stellt zweifelsohne ein weiteres Forschungsdesiderat dar, dem nachzugehen wäre. Seine Relevanz

würde jenes Unterfangen nicht nur aus einem tieferen Verständnis des Feldes und seiner Debatten gewinnen, vielmehr noch könnte es dazu dienlich sein, ganze Problemkomplexe zum Vorschein zu bringen, die Maßgebliches hervortreten ließen, wie eben die Thematik der Exklusion, die, neben anderen, keinesfalls so gut beleuchtet ausfällt, wie es gemeinhin angenommen wird. Diskursive Grenzen gehören überschritten, Gemeinplätze reflektiert, um zu verhindern, dass man sich mit schmäleren Einsichten zufriedengibt. Mit der Verabschiedung einer lebendigen gesellschaftstheoretischen Praxis lässt sich ein schwerwiegender Bruch ausmachen, woraus sich eine Leerstelle ergibt, die nicht ohne Weiteres durch Zeit- und Gesellschaftsdiagnosen geschlossen oder wettgemacht werden kann. Ihnen ermangelt es der Komplexität, dem Sozialen in all seinen Dimensionen sowie Facetten adäquat nachzuspüren, was nicht verwunderlich erscheinen sollte, da sie für eine solche Aufgabe gar nicht ausgelegt sind. Eine wiederbelebte gesellschaftstheoretische Praxis, die anders als Zeit- und Gesellschaftsdiagnosen, welche sich vornehmlich einer Beschreibung eines Ist-Zustandes verschreiben, könnte einen ansehnlichen Beitrag in der Bewältigung gegenwärtiger Krisen leisten, indem sie umfängliche Dynamiken einer Reflexion zugänglich machen könnte und Überlegungen zu begrüßenswerten Ausrichtungen anstellen könnte. Natürlich wird hier keine Fähigkeit, diese Prozesse zu lenken, unterstellt, doch »[...] die moderne Gesellschaftstheorie als Theorie des Konflikts [war] gleichzeitig eine Theorie der Konfliktbewältigung und des durch Konflikt vorangetriebenen gesellschaftlichen Fortschritts« (Giegel 1998: 10). Was im Sammelband »Das Chaos verstehen. Welche Zukunft in Zeiten von Zivilisationskrise und Corona?« als noch anstehende Aufgabe der Linken formuliert wird und so prägnant ausfällt, kann hier als Zielsetzung für die Soziologie herangezogen werden, wenn darauf hingewiesen wird, dass es darum gehen muss, »[...] das Ganze neu zu denken, die Krisenprozesse in ihrem Gesamtzusammenhang zu erfassen und so zu einer Veränderungsperspektive der Gesamtgesellschaft beizutragen«. Demnach »[...] genügt [es] nicht, die Welt verändern zu wollen, man muss sie auch richtig interpretieren« (Demirović et al. 2021: 41).

## **V. Exklusion aus einer prozesssoziologischen Sicht**

### **5.1 Eine problematische Rezeption**

Kaum eine prozesssoziologische Publikation scheint ohne eine Erwiderung auf die Rezeption des Elias'schen Werkes auszukommen, deren bestimmender Inhalt zweifelsfrei polemischer

Natur ist. Mit dem Hinweis auf die Unsachlichkeit vieler Einwände könnte diese fragwürdige Rezeption einfach abgetan werden, doch ein näherer Blick lohnt sich, denn aus der Weise, in der Elias Beiträge aufgegriffen werden, offenbaren sich gravierende Schieflagen des Fachs, denen er einen Entwurf eines neuartigen soziologischen Zugangs entgegenstellt. Üblicherweise werden die harschen Kritiken von prozessoziologischer Seite als Missverständnis resultierend aus einem Nicht-Verständnis eingestuft, dem deswegen jedoch nicht weniger schroff begegnet wird, doch dass es viel eher aus einem Nicht-Verstehenwollen herrührt, wird nur ein einziges Mal zögerlich angedeutet (Gleichmann et al. 2016: 15), allerdings liegt darin wohl eine adäquatere Einschätzung der Situation. Wie es nun mal mit verschriftlichten Inhalten der Fall ist, die keinen unmittelbaren Austausch ermöglichen, wodurch sich vor allem für Autoren eine nachteilige Situation ergibt, wenn sie ihre Überlegungen, ihre Ideen mit der Welt teilen und nur in begrenztem Maße die Chance dazu haben, Unklarheiten sowie Meinungsverschiedenheit auszuräumen, bevor sie leider allzu oft in schonungslose wie unabänderliche Urteile münden. Zu diesen müsste es nicht kommen, wiewohl sie einer bedenklichen Rezeptionskultur entspringen, die hier nicht weiter Thema sein wird. Als Autor muss man das Glück nachsichtiger wie wohlwollender Leser haben, was Elias großteils verwehrt geblieben ist. Ein gewissenhafter Umgang mit der Lektüre verlangt ein Verständnis dafür, dass der Vorgang des Schreibens nicht ohne Aussparungen auskommt und eine Notwendigkeit zur Akzentuierung besteht, was sich der Leser auch in der Reflexion des Textes ständig vergegenwärtigen muss. Als Leser wird man den Texten und ihren Autoren erst dadurch gerecht, wenn man sich diesen mit der Absicht annähert, diese Auswahlprozesse und deren Hintergründe, so gut es nun mal möglich ist, nachzuvollziehen. Aus diesen lassen sich Einblicke gewinnen, die nicht minder bedeutsam sind für ein Verständnis des eigentlichen Vorhabens. Neben dieser Barriere finden sich in seiner Rezeption viele weitere, die einem unsachgemäßen Umgang mit der Lektüre zu verschulden sind, der aus einem Unwillen herrührt, unvoreingenommen an die Materie heranzutreten und sich erst nach einer intensiven Beschäftigung mit dieser sowie Inhalte prüfend zu einem Urteil zu finden. Ein weiteres Hindernis besteht darin, Texte losgelöst aus ihrem Entstehungszusammenhang zu lesen sowie gänzlich davon abzusehen, wie sich die Autoren mit ihnen in den Debatten ihrer Zeit positionieren. Ein Großteil der polemischen Rezeption Elias Werkes resultiert hieraus, wenn in der Argumentation bloß mit falschen Zuschreibungen operiert wird, doch der eigentliche Gehalt seiner Publikationen, die sich jenen Tendenzen, die ihnen angekreidet werden, faktisch widersetzt, wenn nicht sogar offen attackiert, wird gänzlich übersehen. Derartige Kritiken fallen nicht nützlich aus, sondern sie hängen sich an

Details in den Ausführungen, den Analysen auf und vernachlässigen gänzlich das Gesamtbild, welches sie vermitteln sollten. Anstatt das theoretische Bestreben auszumachen, die Neuartigkeit des Zugangs zu sehen, richten sich diese wenig dienlichen Kritiken gegen die Nutzung von Begrifflichkeiten, wodurch dem ganzen Projekt seine Legitimität aberkannt werden soll. Reichlich Begriffe tragen einen historischen Ballast mit sich, doch sollten die Wissenschaften nicht dadurch limitiert sein, stattdessen sind sie dazu angehalten, auch diese einer Reflexion zu unterziehen und wenn sich nach reichlichem Abwegen keine vergleichbaren Alternativen anbieten, so sollten sie nicht davor zurückschrecken, aus dem sprachlichen Repertoire zu schöpfen, das ihnen zur Verfügung steht; was damit verbunden ist, ist auch jene gängige Praxis, Begriffe aus dieser allgemeinen Sprachverwendung herauszuheben, sie in einer individuellen Auslegung von gewissen Aspekten zu separieren und wiederum mit neuen Vorstellungen zu verknüpfen – in diesem Kapitel soll uns dieser Gedanke in Erinnerung bleiben. Aus dem wissenschaftlichen Betrieb und seiner Umwelt kommende Aufschreie, welche vehemente Forderungen vorbringen, von gewissen Begriffen Abstand zu nehmen, da sie gänzlich durch ihre problematischen Anteile bestimmt wären, was auch die Möglichkeit jeder individuellen Verwendung gänzlich ausschließt, demnach tabuisiert werden sollten, kann nur attestiert werden, dass sie auf keinem Verständnis für die kulturellen Prozesse der Wissensgenerierung und ihrer sprachlichen Dimension beruhen. Aufgrund des fehlenden Grundverständnisses und einer autoritären Sprachpolitik delegitimieren sich diese Stimmen selbst. Wie Goudsblom anmerkt, ist der Umgang mit Worten – der Sprache, der Sprachmittel – in den Sozialwissenschaften, obwohl sie keinesfalls von geringerer Bedeutung sind als Daten, deutlich weniger entwickelt als die Techniken der Datenverarbeitung (Goudsblom 1979: 43). Konfrontiert mit grundlegenden Verschiebungen – wie dem Phänomen der Exklusion als einem Symptom dieser – gelangt man nicht zur erforderlichen Perspektive, um diese wirklich begreiflich zu machen, ohne sich auch einer Terminologie zu bedienen, die dem dynamischen Zug des Sozialen gerecht wird. Beispielhaft hierfür kann der Begriff der »Entwicklung« herangezogen werden, der einst eine wichtige Stellung in der soziologischen Theoriearbeit eingenommen hat, doch von der allgemeinen Soziologie durch Vorwürfe, die auch Elias entgegnet worden sind, aus dem Repertoire und der Vorstellungswelt entfernt wurden (Endruweit 2014: 96). Verworfen wurden diese nicht aus einer Mode heraus, sondern man entledigte sich ihrer bewusst – zumindest wurden sie als Kernbegriffe einer Theoriebildung disqualifiziert. All dies aus einem unbeholfenen Umgang mit den Worten heraus, so kann man diesen Gedanken von Goudsblom deutlich ausweiten und zur Erläuterung des Rezeptionsschicksals Elias fruchtbar machen. Bei dieser

allgemeineren Betrachtung von Barrieren, die sich rein aus der eingenommenen Haltung ergeben, daher Inhaltliches noch außen vor lassen, wollen wir es nun belassen.

In den anschließenden Absätzen werden wir drei bedeutsamen Achsen der Kritik in der Behandlung seines Werkes knapp nachgehen. Auf der Grundlage, dass sie die bisher vordringlichen Hemmnisse in der Rezeption darstellen, sind sie ausgewählt. Zur Erläuterung kann man sie auf drei Fragen herunterbrechen. Stellt die Prozesssoziologie ein Projekt einer kritischen Soziologie dar? Anfänglich mag diese Frage eher nebensächlich erscheinen, was sie allerdings berührt, ist die Intention, welche hinter Elias Erarbeitung eines neuartigen Zugangs steht und nicht minder bedeutsam für die Einordnung aufseiten der Rezipienten ausfällt. Unbestritten bestand im Feld der soziologischen Theorien ein gewisses Bedürfnis nach Ansätzen, welche ein Verständnis für die Zäsuren des vergangenen Jahrhunderts anbieten konnten, wo sich jene verständlicherweise deutlich besser positionieren konnten, die nicht zu weit von den Traditionen, den verbreiteten Erklärungsmodellen abwichen. Dabei bildeten die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges – dieses zeitlichen Abschnittes – einen normativen Gradmesser, an dem sich Theorien zu beweisen hatten. Zaghaft gestaltet sich die Rezeption, weil in ihr, von Vorbehalten durchdrungen, dementiert wird, dass die prozesssoziologische Position dem nachkommen kann. Direkt daran schließt unsere zweite Frage an. Ist das prozesssoziologische Vorhaben durch fragwürdige normative Annahmen belastet? Daran knüpft sich jene an, ob sie sich nicht durch ihre Befangenheit selbst in Verruf bringt und als solche niemals eine kritische Soziologie darstellen könnte. Vielfach erscheinen diese, wenn man Stimmen zu dem Thema hört, bereits beantwortet, doch auch hier verlangt es eindeutig mehr Sorgfalt, bevor ein fälschliches Urteil getroffen wird. Die anfängliche Nutzung des Begriffs der »Zivilisation« und das Festhalten an der »Entwicklung« waren maßgebliche Inhalte der Rezeption, in der echauffiert von ihrem Vorkommen von jeder ernst zu nehmenden Besprechung abgesehen wurde. Bedauerlicherweise ist es vor allem jene Achse der Kritik, die nicht selten von Studierenden aufgegriffen wird, wenn in Lehrveranstaltungen die »Zivilisationstheorie« als Thema behandelt wird. Ohne anekdotisch abzudriften, verlieren sich Diskussionen zu ihr jenseits jedes Bemühens um ein hermeneutisches Verstehen, das durch eine Empörung ersetzt wird, welche in ihrer Schärfe nur möglich ist durch ein fehlendes Bewusstsein vom Sprachgebrauch und seinem Wandel – worin sich eine bedenkliche Tendenz offenbart. Sofern sich die Möglichkeit einer Beschäftigung im universitären Bereich, den Lehrveranstaltungen ergibt, stellt dies eine äußerst schwierige Ausgangslage dar, die auch nicht dadurch entschärft wird, dass sie als

nette Einstiegsliteratur in die Soziologie, so auch für Studienanfänger, aufgefasst wird (König 2016: 156). Eine Situation, welche sich daraus ergibt, dass ihr Gehalt nicht hinlänglich gesehen wird, weswegen sich auf absehbare Zeit wohl nichts an ihrer Rezeption ändern wird. Es fehlt bedauerlicherweise gegenüber der Prozesssoziologie an der angemessenen Haltung. Schließen wollen wir die Ansicht der prozesssoziologischen Rezeptionsgeschichte mit einer für die Soziologie elementaren Frage, deren situationsabhängige Beantwortung meistens über eine flüchtige Randbemerkung nicht hinauskommt. Wie fällt der Geltungsanspruch und -bereich, somit die Reichweite, der prozesssoziologischen Analysen aus? Einschätzung dieser entbehrten stets eines Verständnisses des Vorhabens als solchem und der dahinterliegenden Intention. Vorab lässt sich hierzu sagen, dass darin am ehesten ein Missverständnis ausgemacht werden kann, denn was nicht realisiert wird aus einer Lektüre seiner Texte, ist, dass es vordergründlich um eine neue Perspektive, eine neue Methodik soziologischer Forschung geht und nicht um die Erarbeitung starrer Gesetzmäßigkeiten. Anleitend werden uns dabei die Fragen beschäftigen, wie Reichweite im Unterschied zu anderen theoretischen Gebäuden aufgefasst werden muss und welchen Einfluss dies auf die Einordnung seiner gewählten Fallbeispiele hat.

Obwohl es wohlwollender Leser ermangelte, nimmt Elias eine kurios ambivalente Stellung ein. Um es in seinen Worten auszudrücken, ist er zugleich Etablierter, wie er auch Außenseiter ist. Eine Einschätzung, die er auch bestätigte (siehe auch Fröhlich 1991: 95), als er danach gefragt wurde, weshalb er sich denn mit dem Thema des Außenseiters befasst habe, ob nicht ein persönliches Element hineinspielt, woraufhin er antwortete: »Oh ja, das kann durchaus sein. Ja, das ist sehr gut möglich. Und ich war ganz gewiß ein Außenseiter in Beziehung zum soziologischen Establishment« (Elias 2005d: 159). Es fehlt nicht an Bekundungen, die einen positiven Trend in seiner Rezeption auszumachen glauben, doch bei genauerem Hinsehen eröffnet sich ein gänzlich anderes Bild. Zwar halten Kuzmics und Mörth fest, es würde für einen Soziologen im deutschsprachigen Raum eine relative große Bildungslücke darstellen, wenn er von Elias noch nie etwas gehört hätte (Kuzmics & Mörth 1991: 7), doch von jemandem gehört zu haben, heißt bekanntlich noch nicht mit dessen Arbeiten vertraut zu sein. Einen höchst aufschlussreichen Beitrag hierzu hat Oliver König verfasst, der die Erkenntnisse von Interviews mit fünf Hochschullehrern und einer Hochschullehrerin aus dem Wintersemester 1990/91 – mit »[...] 3 Soziologen, 2 PädagogInnen, 1 Politologen [...]« – zusammenfasst. Befragt wurden sie von Studierenden, welche die Interviews instruiert aus der Rolle des »Naiven« und mit offenen, auch eher



persönlich orientierten Fragen führen sollten. Was nach König gleichermaßen verwirrt wie fasziniert sind die Widersprüchlichkeiten der Aussagen und deren emotionale Aufgeladenheit (König 2016: 151). Liest man nun ihre Antworten, so spricht aus ihnen jene so weit verbreitete Unwissenheit über die eigentlichen Inhalte des prozesssoziologischen Werkes von Elias. Was sie jedoch nicht davon abhielt, sie am beherrschenden Wertmesser ihrer Zeit zu prüfen, der bis heute noch nicht ganz seine Geltung verloren hat. Ausgehend von der Erfahrung des Zweiten Weltkrieges mussten Theorien ihre Dienlichkeit in der Erklärung des Aufkommens des Nationalsozialismus und der mit ihm einhergehenden Katastrophen, natürlich allen voran die entsetzlichen Geschehnisse des Holocaust, unter Beweis stellen; so musste und muss Theorie ihren Beitrag zur »Vergangenheitsbewältigung« leisten, die im folgenden Zitat, das eine Erklärung für Elias späte Entdeckung geben soll, die nicht selten von denen, die sich durch ihn beeinflusst sehen, vorgebracht wird, jedoch eine weitverbreitete Ansicht darstellt, die seine Rezeptionsgeschichte zweifelsohne geprägt hat. »Vergangenheitsbewältigung« wird in diesem Ausschnitt noch durch die zeitliche Nähe als »Gegenwartsbewältigung« bezeichnet: »»Der Eliassche universalhistorische Entwurf eignet sich nicht zur Gegenwartsbewältigung«« (ebd.: 154). Abgesehen davon, dass sein Werk nicht als »universalhistorisch« einzuordnen ist, da es die Zielsetzung gänzlich falsch einordnet, handelt es sich um einen haltlosen Vorwurf, wenn behauptet wird, es würde nichts zur Aufarbeitung des Geschehenen beitragen. Aus einem Sachverhalt, der eigentlich für ihn sprechen sollte und ein Alleinstellungsmerkmal seiner Arbeit darstellt, also einer kompromisslosen Sachlichkeit, die Analysen unkompromittiert belässt, bis ein Punkt erreicht wird, der es zulässt, eine engagierte Haltung einzunehmen, formt sich eine konfuse Kritik einer übermäßigen Distanzierung zu den relevanten Themen und einer im Wesentlichen zu optimistischen Sicht (ebd.: 154-155). Wie Rehberg anmerkt, gehört »Elias [...] nicht in die Generation der ›Betroffenheits‹-Autoren« und »[s]ein Involvement wurde argumentativ sublimiert, höher gelegt, weggeschoben, zuweilen verleugnet« (Rehberg 2016b: 34), was ihn mitunter ins Abseits beförderte, da seine Positionierung, sein Umgang mit den Themen und deren Verarbeitung in seiner Theorie schlicht nicht verstanden wurde und wird. Elias ließ sich trotz seiner Betroffenheit nicht von den Ereignissen beirren, ließ sich nicht zu kurzsichtigen Analysen sowie Erklärungsversuchen verleiten, wie so manch ein Intellektueller seiner Zeit sie vornahm, so auch die Vertreter der ersten Generation der Frankfurter Schule, was sich rezeptionsgeschichtlich nicht als nachteilig für sie erwies. Stattdessen richteten sich seine Bemühungen auf die Entwicklung eines soziologischen Modells, das sich nicht nur auf diese Ereignisse und den engen historischen Rahmen beschränkt, sondern ein umfängliches

Verständnis des Sozialen und dessen Bewegungen offenlegen will (Elias 2005e: 168). Obwohl seine Theorie eben »höher gelegt« bzw. gelagert ist, was fälschlicherweise als wegschiebende, verleugnende Haltung aufgefasst werden könnte – was Rehberg übersieht –, darf es nicht dazu kommen, dass sich eine gleichmütige Ahnungslosigkeit einstellt, welche dazu führt, die Beweggründe hinter seinen Anstrengungen auszusparen, wodurch die Zielsetzung im Dunkeln bleibt. Die Themen der Gewalt, des Krieges und der Gedanke einer sozialen Welt, die friedlicher ausfallen könnte, wenn wir *sie* und *uns selbst* nur endlich besser verstehen würden, sind elementar für Elias. In einem vorbehaltlosen, paradigmatisch ungetrübten Theorievergleich zeigt sich rasch, dass seine holistische Haltung in der Soziologie ohnegleichen ist, sie zielt auf ein so umfängliches Verstehen ab, wie es kein anderes Mal vorzufinden ist. Was Elias mit der Forderung nach einer »Menschenwissenschaft« zu einem generell anzustrebenden Forschungsvorhaben erhebt, das eine Analyse des dynamischen Werdungsprozesses von Individuum und Gesellschaft in all seinen Facetten beleuchten soll; damit vermengt sich bei ihm auch stets eine Kritik der einzelwissenschaftlichen Zergliederung, wie sie heute mit ihren Nach- wie auch Vorteilen nun mal existiert. Weswegen es sowohl Forschung verlangt, die von vornherein disziplinäre Grenzen überschreitet, als auch eine nachträgliche, von disziplinären Allüren befreite Zusammenführung der gewonnenen Einsichten verlangt. Der Einrichtung einer »Menschenwissenschaft« folgend muss ein Denken in Prozessen etabliert werden, deren soziologische Ausformung mit der Prozesssoziologie vorliegt (Elias 2003: 60, 249, 258). Ein Bewusstsein für die Notwendigkeit eines extensiven Verständnisses beschränkt sich nicht auf Elias, sondern wurde vielfach von den Intellektuellen seiner Zeit geteilt, auch hier kann die Frankfurter Schule und explizit ihre Besprechung des »autoritären Charakters« angeführt werden, der es jedoch, ohne es zu weit ausführen zu wollen, nicht gelungen war, einen hieb- und stichfesten Beitrag zu liefern, da sie sich verrannten, nicht sorgsam genug vorgingen, damals bereits altertümliche Ansichten als gedankliche Stützen heranzogen sowie reichlich methodologische Defizite hervorbrachten. Ganz davon abgesehen, dass sie ihre Analysen unter dem Primat der Philosophie betrieben, die gelinde gesagt, im hoch spezialisierten Wissenschaftsbereich, mit einem Übermaß an Distanz und dem festen Glauben an die philosophische Methode nur mehr selten Beachtenswertes hervorbringt, das in den Spezialgebieten für Aufsehen sorgen würde. Nichtsdestotrotz erwiesen sich diese und weitere Defizite nicht als hinderlich für ihre Rezeption. Wohingegen das neuartige Programm der Prozesssoziologie, das diesen geteilten Ansprüchen de facto nachkommt, anders als andere theoretische Angebote gänzlich ungesehen blieb. Sich dies zu vergegenwärtigen mit dem

Wissen über die Bedingungen, in denen Elias dies umsetzte, macht seine Leistungen umso eindrucksvoller. Seine Laufbahn im universitären Betrieb war die eines Außenseiters, dem die Anerkennung für seine Arbeit über weite Strecken verwehrt geblieben ist, bis er schlussendlich im hohen Alter mit polemischen, unüberlegten Vorwürfen konfrontiert wurde. In einem Fazit zur bisherigen Rezeption müsste festgehalten werden, dass das prozessoziologische Forschungsvorhaben im Grunde übergangen wurde, was es nicht davor bewahrt hat, als Zielscheibe für Kritiken zu fungieren, die sich an Details aufhängen, vereinzelte Fehler in sorgfältig und gewissenhaft betriebenen Untersuchungen auszumachen versuchen, worin sich das anrühige Profil dieser vielen polemischen Einwürfe spiegelt. Den Inhalt seiner Arbeit vernehmend und begreifend, was darin begründet liegt, bestünde immer noch die Möglichkeit, nachsichtig über diese Schnitzer hinwegzusehen, allerdings dienen sie immer wieder als Grundlage für groß angelegte Frontalangriffe, zu denen sich auch noch reichlich Fehldeutungen hinzugesellen. Mit diesem Exkurs abschließend kehren wir zum Wertmesser dieser Zeit zurück, der »Vergangenheits-« bzw. »Gegenwartsbewältigung«. Worum es ihm vordergründig ging, war jene Thematik des Verhältnisses zwischen Individuum und Gesellschaft, das in dieser vagen Formulierung ein soziologisches Grundproblem darstellt, welches das Fach seit seinen Anfängen begleitet und grundlegend für den theoretischen Umgang mit dem Sozialen ist. Präzisiert ging es Elias um die Genese der Individuen – ihres Affekt- wie Seelenhaushalts – sowie der Ausgestaltung der Gesellschaft – demnach die figurativen Gebilde und ihrer Dynamiken – und deren Ineinandergreifen, von dem ausgehend sich erst ein Verständnis etablieren kann, welches mit der dichotomen Sicht bricht und alles als unter einem umfänglichen wie vielen kleineren Prozessen begreiflich machen will. Nachlässig wurde bzw. wird ihm eine kritische Betrachtung des damaligen Zeitgeschehens – des Nationalsozialismus – abgesprochen und zu einem Vorwurf gemacht, dabei erstrecken sich seine Betrachtungen auf einen erweiterten Zeitabschnitt, worin sich sein Ansatz deutlich unterscheidet. Diese erweiterte Sicht erlaubt Einsichten zu Momenten, Tendenzen des Sozialen – zu Prozessen –, die von der Soziologie bisher unzureichend behandelt wurden. Exemplarisch kann dies an Elias Aufsatz »Zivilisation und Gewalt« gezeigt werden (Elias 2006d), in dem ausgehend von der figurativen Anordnung der deutschen Gesellschaft in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg nachgezeichnet wird, wie bestimmte Tendenzen zu diesem führten. So beispielsweise auch ein kriegerisches Ethos, das weit verbreitet und anerkannt war, angesichts der historischen Erfahrung in Konflikten im Nachteil gewesen zu sein sowie dem Beitrag des kriegerischen Adels zur Bildung einer Nation, wodurch Gewalt als ein legitimes Mittel erschien, was schließlich zu jenem

entsetzlichen Krieg geführt hat. Elias verbleibt jedoch nicht dabei, sondern zeichnet diesen Prozess, der gesehen werden muss, für die Zwischenkriegszeit nach, in der für die kampferprobten Rückkehrer kein Platz in der Gesellschaft gewesen war, was Raum für radikale Anschauungen und Handlungen gab, die schließlich zum Erfolgslauf des Nationalsozialismus beigetragen haben (ebd.: 57-66). Dabei sind es keine bloßen geschichtswissenschaftlichen Rekonstruktionen, sondern Synthesen der Prozesssoziologie, die hier einen interessanten Beitrag leisten, wie auch in seiner umfänglicheren Behandlung des Themas in der Publikation »Studien über die Deutschen«, die auch ein Schattendasein fristet. Wie bereits erwähnt, sind Gewalt und Krieg in all seinen Schriften von großem Belang. In einem Interview mit Didier Eribon aus dem Jahre 1981 spricht Elias an einer Stelle, an der es um seine Forschung im Kontext seiner Habilitationsschrift »Die höfische Gesellschaft« geht, die noch der nationalsozialistischen Machtergreifung voranging, vorangehendes selbst an.

»Die Frage des Zivilisationsprozesses war für mich sehr wichtig geworden, weil das Hitlertum im Begriffe war, die zivilisierten Verhaltensmodelle zu zerschlagen. Und um zu begreifen, warum die menschlichen Gesellschaften in manchen Situationen weniger zivilisiert werden, mußte ich genauer untersuchen, wie sie zivilisiert werden.« (Elias 2005c: 146)

In der Spätphase seines Lebens war Elias sichtlich bemüht, sich dieses Vorwurfes zu erwehren und darauf hinzuweisen, dass seine Arbeit letztlich nicht gesehen wurde. Einstimmen wollte er nicht in die Klagelieder zu den geschehenen Katastrophen, sondern seine Forschung sollte frei von diesen einen Beitrag dazu leisten, womöglich zukünftig auftretenden Grausamkeiten durch ein Verständnis unserer selbst entgegenzuwirken. Eine Haltung, die Elias mit einem ausgewogenen Verhältnis zwischen Engagement und Distanzierung zu beschreiben pflegte, die sich nur sporadisch antreffen lässt, wo ihm zuzustimmen ist. Dies erkennend und von Waldhoff darauf angesprochen reagiert Elias ganz verzückt.

»Ja, ich danke Ihnen schön für das, was Sie sagen. So ist es sicherlich! Mir liegt am Herzen und ich bin aufs höchste engagiert in meiner Forschungsarbeit, aufs höchste betroffen, wenn ich so sagen darf, bei der Unfähigkeit der Gesellschaftswissenschaften heute, dabei zu helfen, solche Gefahren, wie die Gefahren der Gewalttat oder des Krieges oder der großen Wirtschaftskrise, zu bewältigen.« (Elias 2005e: 168)

Seine Konturen sowie essenziellen Motive erhielt seine Theorie bereits in seiner Studienzeit, demnach vor der Zäsur des Zweiten Weltkriegs. Ohne zu weit auszuholen, war die Weimarer Zeit prägend für ihn, wobei den wichtigsten Einfluss nach seiner Abkehr von der Philosophie sicherlich Karl Mannheim, der Begründer der Wissenssoziologie, auf ihn hatte (Elias 2005f: 225-226). Reichlich Beiträge haben sich mit dem Verhältnis zwischen ihnen befasst und

aufgezeigt, dass sie trotz vielfach bestehender Unterschiede, ob es um den analytischen Ausschnitt, die theoretische Erschließung oder die Rolle der Soziologie geht, sie doch auch vieles teilten. Da seine Theorie von dort ihren Anfang nahm, sind die Beiträge der Aufarbeitung des Elias'schen Werkes, die sich diesem zeitlichen Abschnitt zuwenden, hochinteressant und führen einen nach Heidelberg zu Zeiten der Weimarer Republik, der vormaligen Wirkungsstätte Max Webers, der vor seinem Ableben die intellektuelle Szene der Stadt prägte, wie in dessen Nachfolge seine Frau Marianne Weber mit ihrem Salon und seinem Bruder Alfred Weber, wobei Elias Letztgenannte noch erlebte sowie auf die Bedeutung dieser Zeit für ihn hinwies (exempl. Elias 2016: 21-24). Das, was noch bevorstand, wurde in diesen Kreisen damals erahnt und bestimmte ihre Überlegungen, was sich in ihren Publikationen widerspiegelt, ungeachtet dessen, ob es sich um »Ideologie und Utopie« von Mannheim oder »Über den Prozeß der Zivilisation«, der an »Die höfische Gesellschaft« anschließt, handelt.

»Elias' Theorie des Zivilisationsprozesses war eine Version der deutschen Wissenssoziologie, die auf ein sehr ernstes Lebensproblem antwortete: die Zunahme von inner- und interstaatlichen Konflikten in den 30er Jahren und das ›Treiben auf einen Krieg zu‹ (eine von Elias und Mannheim gern gebrauchte Phrase). Sie wollten beide ein soziologisch-wissenschaftliches Gegengewicht gegen diesen eskalierenden Prozeß bilden.« (Kilminster 2016: 372)

Ersichtlich war ihnen, dass die Sicherheit, die sie zu dieser Zeit erlebten, eine fragile Errungenschaft gewesen war, die durch einen sich anbahnenden Krieg, den eigentlich niemand haben wollte, bedroht war. Mannheim bedient sich auch der Metaphorik des Vulkans und seiner letzten Eruption, des Ersten Weltkriegs, bei der jeder, der sie erfahren hatte, ihre tiefen Abgründe kennengelernt hatte, vor denen sie erneut standen (ebd.: 372-373, 376). Hiermit wollen wir enden und wie man sehen kann, ist jener Einwand gegenüber der Prozesssoziologie, dass sie nicht auf die zeitgenössischen Verwerfungen reagiert hätte, nicht haltbar. Anstatt sich zu unausgegorenen Analysen verleiten zu lassen, die mannigfach in Erscheinung treten, wenn man sich mit der Theoriebildung dieser Zeit befasst, baute Elias Distanz zum Gegenstand auf, um diesen ungetrübt sehen zu können. Verstanden werden muss, dass das prozesssoziologische Theorieprojekt kritisch angelegt ist, in ihm drückt sich ein Streben danach aus, ein besser gelingendes Zusammenleben zu erreichen, doch um dies zu verwirklichen, verlangt es zunächst nach einem sachlichen Herangehen.

Verwehrt bleibt es uns, allen Einwänden gegenüber der Prozesssoziologie zu folgen, die aus verschiedensten Richtungen, aus jeder nur erdenklichen Warte vorgebracht wurden – aus

marxistischer, feministischer oder auch geschichtswissenschaftlicher (siehe auch König 2016: 155) –, bar eines Verständnisses, worin die eigentliche Zielsetzung liegt und bestimmt durch die unzutreffende Annahme, die Unternehmung wäre bereits abgeschlossen. In aller Deutlichkeit muss vorab erwähnt werden, dass Elias nirgends die Auffassung vertritt, dass er bereits alles Relevante gesagt habe, den gesamten Weg bereits beschritten hätte, sondern wo sich ihm die Gelegenheit bot, strich er heraus, dass sein Werk erste Schritte auf dem Weg zu einer neuartigen Soziologie darstellen. Neben verschiedenen von ihm genutzten Metaphern ist wohl jene, die am häufigsten in diesem Zusammenhang aufgegriffen wird, die des »Fackellaufs«, weil sie am eindrucklichsten seine Sicht vermittelt. Sinnbildhaft stellen die Läufer und deren Übergabe der Fackel jenen Verlauf des Lebens über Generationen dar, wo Ältere durch Jüngere abgelöst werden und stets nur einige Schritte in einem Prozess machen (exempl. Elias 2005h: 370; 2006b: 507; siehe auch Korte 1990: 14). Erwähnt wird es hier, ehe wir uns der Kritik gegenüber seinem Werk durch eine Kritik an seinen Kernbegriffen zuwenden, wegen des Einflusses, welchen diese irrige Vorstellung einer abgeschlossenen Forschungsunternehmung auf den Umgang mit seiner Theorie hat. Auskundschaftend suchte Elias nach geeigneten Begrifflichkeiten, die seine Überlegungen tragen würden und wechselte sie nicht selten aus. Davon blieben auch nicht seine vielversprechendsten Termini verschont, so auch jener der »Figuration«, um ein Beispiel zu nennen, von dem wir gegenwärtig absehend jene näher beleuchten wollen, die besonders im Schlaglicht standen und immer noch stehen. Fokussieren werden wir uns dabei auf zwei Begriffe, die unter einem gesonderten Verdacht, einem Generalverdacht stehen, weil sie Ausdruck seiner eurozentrischen und teleologischen Haltung sein sollen; die Rede ist hier von den Begriffen der »Zivilisation« und der »Entwicklung«. Obgleich der Zivilisationsbegriff in seiner als Hauptwerk angesehenen Publikation »Über den Prozeß der Zivilisation« unverkennbar eine prominente Stellung einnimmt, büßt er diese nach 1939 ein und findet sich danach immer seltener in seinen Beiträgen wieder (Wilterdink 2016: 282); folglich lange, bevor eine breite Rezeption seiner Werke einsetzte, die einen Sinneswandel hinsichtlich des angedichteten normativen Ballasts bewirken hätte können. In seiner Erwiderung gegenüber Hans Peter Duerr aus dem Jahre 1988 erläutert er jene Situation, in der er sich wiederfand, während er sein Prozess- bzw. Zivilisationsbuch verfasste, welche eine Wahl über die zu nutzenden Termini verlangte.

»Ich konnte nach ideologisch weniger belasteten Begriffen für langfristige Veränderungen der Verhaltensstandarde Umschau halten oder aber versuchen, den Zivilisationsbegriff von seinen ideologischen Belastungen loszulösen und mit Hilfe von sachdienlichen Belegen in einen ideologisch neutralen Begriff zu verwandeln. Ich schaute mich nach anderen möglichen

Schlüsselbegriffen um, fand keinen geeigneteren und entschloß mich endlich dazu, den Zivilisationsbegriff im engsten Zusammenhang mit reichlich empirischen Belegen als ideologisch neutralen Sachbegriff und zugleich als Schlüsselbegriff einer Theorie zivilisatorischer Prozesse weiterzuentwickeln.« (Elias 2006h: 334-335)

Durch seine negative Besetzung wird übersehen, dass der Begriff der »Zivilisation« in seiner ideologisch bereinigten Fassung sehr viel fruchtbar miteinander verbindet, was ihn zu einer Besonderheit macht. Ein Tatbestand, den Goudsblom gleichfalls pointiert, indem er auf dessen »entscheidende Vorteile« eingeht. Der Zivilisationsbegriff erlaubt es, die Grundtatsachen referenziert zueinander zu betrachten und lässt keine Leerstellen übrig (Goudsblom 2016a: 83). Mit ihm wird ein spezifisches Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft aggregiert. In einem Beitrag, der sich seinen Grundbegriffen widmet, beginnend mit »Figuration« über »Prozess« hin zur »Zivilisation«, strebt Elias bereits in seinen einleitenden Worten des Abschnitts zur »Zivilisation« eine unmissverständliche Erläuterung seiner Auffassung an. Was von ihm in dieser Klarstellung angesprochen wird, ist, dass der Mensch zwar aus seiner Natur heraus weltoffen ist, wie es ausgiebig durch die philosophische Anthropologie behandelt wurde, doch was den Menschen vor allem auszeichnet, ist die damit verbundene Lernfähigkeit. So weit stellt dies nichts Neuartiges dar, doch richtet sich die Aufmerksamkeit auf die Frage des Umfangs, inwieweit sich das Individuum aus den sozialen, figurativen Gegebenheiten modelliert, dann sticht der genuine Zugang der Prozesssoziologie hervor, der in der Frühphase seines Schaffens im Begriff der »Zivilisation« ein äußerst dienliches Instrument gefunden hat. Disziplinäre Grenzen überschreitend und nach der Trieb- und Affektregelung fragend, die zum Gegenstand soziologischen Interesses wird, erwähnt Elias die Patenschaft seines Ansatzes durch Sigmund und Anna Freud. Blindlings folgt er ihnen dabei allerdings nicht, es fehlt auch nicht an distanzierenden Worten, insbesondere zu Sigmund Freud, doch an sie anschließend entwickelt Elias in seinem Prozessbuch ein Konzept einer verknüpften Entwicklung von Individuum und Gesellschaft. Psycho- sowie Soziogenese sollen und können dieser Grundlagenarbeit folgend, nicht getrennt voneinander besprochen werden (Elias 2006g: 112). Diese basale Einsicht, der sich die Soziologie Grenzen während verwehrt hat, stellt die Kernthese der Publikation dar –, trägt sie doch den Untertitel »Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen« –, welche ungetrübt bleibt durch kleinere Fehler, die ihm nicht selten als große ausgelegt werden. Während Freud noch großteils ahistorisch, blind für die Prozessdimension war, wenn es um die sublimatorische Umgestaltung der Psyche ging, legt Elias eine soziologische Ergänzung vor, die aufgefasst werden kann, als eine Historisierung von Verdrängungsprozess und Sublimationsvorgang

(Blomert 1990: 33-34) – ohne deren schwere Erblast. Kehren wir zum Begriff der »Zivilisation« zurück und explizieren in diesem Licht seinen Gehalt. Für die Bestandsaufnahme der Lernfähigkeit des Menschen, seiner Abhängigkeit von anderen in allen Lebenslagen, seiner Entwicklung in diesem Lichte, finden sich reichlich andere Begriffe in der Soziologie, so auch jene durch Goudsblom aufgezählte der Sozialisation, der Enkulturation sowie der Persönlichkeitsbildung (Goudsblom 2016a: 83-85), aber, so wird hier die These vertreten, exponiert kein anderer Begriff das prozessuale Moment dermaßen nachdrücklich, so wie kein anderer so umfängliche Verflechtungen impliziert, die auch vor dem Innersten des Individuums nicht halt machen. Elias verharret nicht bei einem limitierten Interdependenzverständnis, sondern zielt auf eine extensive, dabei nicht auf das Detail verzichtende Analyse ab. Ein weiterer Aspekt, der daran anschließt, spricht im Vergleich mit anderen Konzepten ebenso für eine Nutzung eines ideologisch bereinigten Zivilisationsbegriffs. Etabliert hat sich ein ausgebildetes Sensorium für Themen der Macht, das sich allorts bemerkbar macht, weswegen die eklatanten Wahrnehmungsausfälle und Verständnisprobleme, wenn ein Autor diesen abseits der gewohnten Erklärungspfade nachzugehen gewillt ist, verwunderlich erscheinen. Sein gesamtes Werk ist mitbestimmt durch das Anliegen, Macht analytisch zugänglich zu machen, weil die eigenommenen Perspektiven dafür unzureichend waren; bis zuletzt hat Elias darauf hingewiesen, dass die soziologische Theorie der Macht unzureichend ausfällt (Elias 2005b: 142). Eine der vielen Parallelen, die Elias' mit Foucaults Werk aufweist, allerdings kann er zeitlich wie in vielen weiteren Vergleichen als ein Vorläufer gesehen werden. Mit dem Substantiv der »Zivilisation« wird unausweichlich Macht und dessen Wirken angesprochen, was sich in seiner Rezeption durch den aufgeladenen Gehalt indessen verliert. Sehen wir vom Substantiv daher ab und vergegenwärtigen uns das zugehörige Verb »zivilisieren«. Während das Substantiv durch ein schimärisches Strahlen assoziiert wird, kulturelle Errungenschaften und eine Hierarchie der Kulturen assoziativ vermittelt, führt uns »zivilisieren« zu einem weniger belasteten, analytischeren Blick. »Zivilisieren« als Akt der Verfeinerung, mit einem Zwangsmoment und seinen Folgeerscheinungen, stellt den Kerngegenstand seiner Arbeiten dar; so gesehen bewegen wir uns nur unweit des von Foucault genutzten Terminus der »Disziplin«. Doch was in »Disziplin« subsumiert wird, findet sich bei Elias als Fremd- und Selbstzwänge wieder, deren Folgen für den Seelenhaushalt des Individuums ausführlich thematisiert werden. Nach Elias besteht hier, wo ihm zuzustimmen ist, ein Forschungsdesiderat, dem sich die Soziologie nicht ausreichend gewidmet hat (Elias 2005a:



105). In diesem Sinne fasst Elias auch zusammen, worum es ihm in der Beschreibung des Zivilisationsprozesses ging.

»Von einem Zivilisationsprozeß zu sprechen, das heißt einerseits, auf die besondere Richtung hinzuweisen, in welche sich im Laufe der Zeit die Veränderung der Balance zwischen Trieb und Selbstkontrolle, repräsentiert durch soziale Verhaltensmodelle, vollzieht; und andererseits auf die Veränderungen in der Art und Weise der Ausarbeitung der Zwänge.« (Elias 2005c: 144)

Rehberg merkt diesbezüglich an, dass der Zivilisationsbegriff als dynamisierte Fassung von Begriffen wie »Norm« oder »Geltung« fungiert (Rehberg 1991: 72), dem partiell beizupflichten ist, akkurater fällt diese Analyse hingegen aus, wenn es als Fragment eines komplexeren Konzepts verstanden wird. Es spricht Grundtatsachen des Sozialen an, die mit Sozialisation und anderen Begrifflichkeiten thematisiert werden, geht dabei jedoch über diese hinaus sowie mit ihm auch die Machtdimension angesprochen wird, was ihn unweit von »Disziplin«, »Norm« und »Geltung« ansiedelt.

Nachdem wir uns die Gründe für dessen Verwendung in Elias früher Schaffensphase vergegenwärtigt haben, lässt sich dennoch die Frage aufwerfen, ob seine Nutzung zweckdienlich erscheint. Festhalten können wir, dass er nach wie vor einen Beitrag leisten kann, dennoch sollte der Widerstand gegenüber dem Zivilisationsbegriff nicht ausgeblendet werden, insbesondere, da Elias in seinen Sondierungen weitere Angebote unterbreitet hat, wo jenes der »Figuration«, von dem er sich später distanziert hatte (Elias 2005h: 373-374; siehe auch Schröter 2016: 109), ein Äquivalent frei vom angesprochenen Ballast darstellt. Es bedarf des Zivilisationsbegriffs demnach nicht notwendigerweise. Ähnlich sieht es Wilterdink, der darauf hinweist, dass man auf ihn verzichten könne und lakonisch seinen Beitrag mit den Worten schließt: »Ob die Zivilisationstheorie dann immer noch Zivilisationstheorie heißen muß, ist dabei nebensächlich« (Wilterdink 2016: 299). Bei der hypothetischen Frage ist es hingegen nicht geblieben, sondern die Prozesssoziologie hat sich längst vom Zivilisationsbegriff verabschiedet, sieht sich indes regelmäßig dazu genötigt, einer Fehllektüre ihres initiierenden Referenzwerkes »Über den Prozeß der Zivilisation« entgegenzuwirken. Vorwürfe einer teleologischen, eurozentrischen Sicht, die sich ausschließlich aus einer fragwürdigen Lesart des Leitbegriffs ergeben, können in seiner auf das Grundgerüst reduzierten Form getrost zurückgewiesen werden. Wiederholt hat sich Elias des Vorwurfs der Teleologie erwehrt (exempl. Elias 2005b: 141; Elias 2006c: 558-559), entschiedenster Auszug liegt mit folgendem Zitat vor: »Die Vorstellung einer naturnotwendigen sozialen Entwicklung in die Richtung auf ein glücklicheres Zusammenleben der Menschen ist mir völlig fremd«

(Elias 2006h: 337). Anstatt zu sehen, dass sein Werk nicht eurozentrisch, sondern emanzipatorisch ausfällt, dabei jedoch nicht die geringste interessenbasierte Kompromittierung seiner Analysen zulässt, wird ihm übereilt derselbe Vorwurf gemacht, der sich an die Begründergeneration der Soziologie richtet, in der zielgerichtete, geradlinige Prozesse beschrieben wurden; beispielhaft bei Marx oder Comte. Trotz einer ablehnenden Haltung gegenüber diesen frühen Verirrungen des Fachs, die auch einfach als solche hingenommen werden könnten, liegt zweifelsohne der falsche Weg darin, gleichfalls triviale wie belangreiche Grundeinsichten nicht nur infrage zu stellen, sondern sich ihrer in scheinbarer Ahnungslosigkeit wiegend zu entledigen. Weniger affektiv vorgeprescht, näher beschen, muss letztlich registriert werden, dass, wenn wir davon ausgehen, dass es Prozesse wie auch immer sie schließlich gefasst werden, gibt, diese per se eine Tendenz bzw. Tendenzen aufweisen, daher nicht gänzlich ungerichtet sein können, ansonsten würden sie als solche gar nicht bestehen. Sozialer Wandel resultiert nicht aus der Unbestimmtheit eines Chaos, vollzieht sich nicht im Chaos und führt auch nicht zu diesem; er weist Strukturierungen auf, Tendenzen, drückt Machtverhältnisse aus, wie sich noch vieles weiteres aus ihm herauslesen lässt. Leugnen wir dies, dann verliert eine grundlegende Einsicht nicht nur der Soziologie, sondern der Sozial-, Geschichts- sowie Geisteswissenschaften seine Geltung. Wenigstens darin sollte ein Konsens bestehen, spätestens in dieser Hinsicht müssten Kritiker innehalten, nachsinnen, sonst stünde man davor, jeglicher Seriosität zu entbehren und in die Lächerlichkeit abzudriften. Der feine Unterschied zur Begründergeneration der Soziologie besteht in Elias Auslegung darin, dass er kein teleologisches Moment, häufig durch externe Vorstellungen geleitet, als Antrieb des Sozialen ansieht, sondern Prozesse als figurative Dynamiken begreiflich machen will, die unbestreitbar Tendenzen aufweisen. Die Vorstellung eines einheitlichen, quasi »autopoietischen« Prozesses widerstrebt seinem historischen, detailorientierten Vorgehen, in dem nicht nur ein Prozess gesehen wird, sondern vielfältige Prozesse und deren Gegenprozesse (Elias 2006g: 104-106). Ein Sachverhalt, der leider aufgrund der Zielsetzung des Prozessbuches, die darin besteht, vorzuführen, wie Prozesse soziologisch herausgearbeitet werden sollten, untergeht; mit der Hervorhebung dieses mehrsträngigen Prozesses geraten mögliche Gegenprozesse ins Hintertreffen. Auch hier verlangt es nach einer wohlgesonnenen Lektüre, in der die Lage reflektiert wird, in der Neues initiiert, zunächst diesem der Vorrang gegeben wird. Dies sehend und der Prozesssoziologie unvoreingenommen begegnend, zeigt sich rasch, dass sie ein beachtliches analytisches Potenzial an den Tag legt, das auch nicht von vermeintlichen Brüchen wie einer in manchen Bereichen anzutreffenden Informalisierung erschüttert wird, was einem raschen

Blick entgeht. Was naheliegend ausfällt, doch nicht selten ausgeblendet wird, sind auch Gegenprozesse aus den gesellschaftlichen Dynamiken nachzuvollziehen. Der daran anschließenden Frage der Reichweite werden wir uns noch zuwenden, doch eines ist gewiss, nämlich, dass jeglicher Vorwurf des Eurozentrismus, die unterstellte Absicht, fremde Kulturen als »wild« zu brandmarken, haltlos ist (Elias 2005g: 351; Goudsblom 2016a: 93). Zusammenfassend ging es Elias um den Einbau von Fremd- und Selbstzwängen in den Affekt- sowie Seelenhaushalt und den Grad der Regulierung und dessen Konsequenzen im Sozialen, die gänzlich ungesehen bleiben, so auch durch die soziologische Praxis unserer Zeit, die sich der Notwendigkeit einer Neuausrichtung, um Themen wie jenes der Exklusion begreiflich zu machen, nicht gewahr ist. Was Elias hinsichtlich psychogenetischer und soziogenetischer Entwicklung bespricht, gilt für alle Gesellschaften, alle Kulturen, wobei auch keinesfalls von einem Nullpunkt, einem Zustand des »Wilden«, ausgegangen werden kann. Deutliche Worte findet Elias demnach auch für den Stellenwert von Fremd- und Selbstzwängen für das Soziale an sich, das auch viel stärker aus diesen heraus verstanden werden muss: »Aber es gibt keine Gesellschaft, wo sie nicht da sind. Und eine solche Gesellschaft könnte ohne solche Muster nicht überleben. Wir haben nur Gesellschaften, in denen es gelungen ist, Trieb- und Affektimpulse zu regulieren, alle anderen sind untergegangen« (Elias 2005g: 351). Das Fehlen eines Nullpunktes und die Differenz zu Menschen aus anderen Epochen der Menschheitsgeschichte erläutert Elias ausführlicher an anderer Stelle, mithilfe des historischen Verweises auf die indigenen Einwohner Nordamerikas und ihr Ertragen von Folterqualen als auch der mittelalterlichen Selbstkasteiungen.

»Aber auf früheren Stufen gingen häufig extrem starke Selbstzwänge auf der einen Seite mit dem Vermögen zu einem extrem unkontrollierten Ausleben von Trieb- und Affektimpulsen oder mit extrem starken, vielleicht gewalttätigen Zwängen auf andere Menschen Hand in Hand.« (Elias 2006g: 116)

So besteht der relevante Unterschied zwischen Individuen früherer Gesellschaften zu jenen unserer Zeit in einer geringeren Persistenz des Selbstzwangs und nicht in dessen gänzlichem Ausbleiben; etwas anders formuliert, kam es situativ eher zu Brüchen, was sie jedoch zu keinen Wilden machte. Den hervorgebrachten Gegebenheiten sowie Erfordernissen ihrer Figurationen trägt Elias Rechnung, denn anders als heute, wo innerstaatliche Beziehungen unter dem Gewaltmonopol des Staates überwiegend pazifiziert sind, waren diese durch Gewalt bestimmt. Kurz angesprochen, weil es einen ebenso häufig anzutreffenden Einwand darstellt, finden sich fraglos Gegenprozesse, die gegenwärtig in manchen Regionen der Welt

das Gewaltmonopol des Staates außer Kraft setzen, dessen Souveränität entwerten, daher berechtigterweise als besorgniserregend aufgefasst werden, ihr Geltungsbereich fällt dementsprechend reduziert aus. Was nicht ausschließen kann, dass sich dies ändert; Figurationen sind in Bewegung und das geballte Krisenpotenzial könnte einiges verändern. Halt machend verzichten wir, dieser Spur weiter zu folgen. Erwähntes genügt, um nachzuweisen, dass es Elias nicht um eine wissenschaftliche Legitimation derlei eurozentrischer, rassistischer Ressentiments ging; etliches ließe sich noch vorbringen, um dies zu bekräftigen, wovon wir an dieser Stelle absehen wollen. Sich der Einsicht divergierender Ausformung des Seelenhaushalts verwehrend, so werden wir noch sehen, versperrt sich der Debatte um die Exklusion eine konstitutive Komponente des Phänomens.

Inhaltlich nahtlos anschließend an den Begriff der »Zivilisation«, wollen wir noch einige Anmerkungen zu jenem der »Entwicklung« verlieren. Zum begrifflichen Kernbestand des einst weit verbreiteten Fortschrittsglaubens zählend und mit diesem weiterhin assoziiert, hat er gleichfalls eine Tabuisierung erfahren (Elias 2006h: 335). Findet »Entwicklung« seine Erwähnung, wird ebenso wenig wie beim Zivilisationsbegriff auf den Kontext geachtet, stattdessen wird vorliegende Position abrupt mit jenen fortschrittsgläubigen Verirrungen des 19. Jahrhunderts gleichgesetzt (Goudsblom 1979: 148). Durch dessen Ausschluss geht Essenzielles verloren. Begutachten wir vergleichsweise den mit ihm konkurrierenden Begriff des »Wandels«, dann präsentiert sich in ihm eine andere Vorstellung von Veränderung, die noch lose und für sich dasteht. »Entwicklung« in seiner Minimaldefinition, die hier den Gegenstand darstellt, suggeriert hingegen Entwicklungsrichtungen, Kontinuitäten und hebt das Prozesshafte hervor; ohne dabei einer Teleologie zu verfallen (Elias 2005h: 375-376). Wenn die Soziologie aufhört, nach diesen bedingt gerichteten Aspekten Ausschau zu halten, eben nur noch nach dem »sozialen Wandel« fragt, verliert sie immens an analytischer Tiefe. Eine Leseempfehlung kann in dieser Hinsicht gegenüber der Einleitung des Prozessbuches ausgesprochen werden, denn dort geht Elias vertiefend auf die schwergängige Handhabung der Soziologie mit Prozessen ein, deren Ausläufer sich eben auch auf Begriffe, welche Dynamisches in sich spiegeln, erstrecken. Richtet sich die Kritik überwiegend an die Systemtheorie, so steht diese als radikalste Ausformung einer theoretischen Enge gesondert im Kreuzfeuer, denn sie lässt für Veränderungen nur extern einen Platz jenseits des theoretischen Erklärungsrahmens, worauf Elias anspielt, in dem er spöttisch anmerkt, dass diese nur in abgekapselten Kapiteln unter dem Titel »Sozialer Wandel« abgehandelt werden (Elias 2017a: 24). Gekonnt wird fachintern über die Auslagerung hinweggesehen, denn würde

sie konsequenter in den Reflexionen der gewählten Position verfolgt werden, so würden die Unternehmungen in die Bredouille geraten, wären alle Anstrengungen zunichtegemacht. Diese Tendenz zur Zustandsreduktion, die dynamischen Modellen des Sozialen im Wege steht (Elias 2005a: 98), ist natürlich in geringerem Ausmaß, als wir es bei der Systemtheorie vorfinden, über weite Teile des Fachs dominant.

»Begriffe, wie ›Struktur‹, ›Funktion‹, ›Norm‹, ›Integration‹, ›Rolle‹, sie alle stellen in ihrer gegenwärtig vorherrschenden Form eine gedankliche Verwandlung von Aspekten menschlicher Gesellschaften mit Hilfe einer Abstraktion von deren Werden, deren Genese, deren Prozeßcharakter, deren Entwicklung dar.« (Elias 2017a: 44)

Gleiches lässt sich festhalten, wenn von »Exklusion« die Rede ist, doch darauf gehen wir an späterer Stelle ein. Statuiert ist das soziologische Repertoire durch eine Distanznahme zu dynamischen Begrifflichkeiten sowie einem Rückzug auf statische Denkmodelle, deren Vorherrschaft ungebrochen fortbesteht. Erneut müssen wir feststellen, dass ein Urteil über die Nützlichkeit eines Begriffs getroffen wird, ohne dabei diesen wirklich in den Blick zu nehmen. Doch anders als beim Begriff der »Zivilisation« stellt jener der »Entwicklung« zweifelsfrei einen Grundbegriff der Soziologie dar. »Entwicklung« einem getrübbten Alltagsverständnis, das Spannungen durch eine Tabuisierung zu entgehen versucht, was ein fragwürdiges Vorgehen darstellt, folgend auszusortieren, sorgt bloß dafür, dass man sich gewiss auf dem Holzweg befindet. Oder wie Elias dies zum Ausdruck bringt: »Man schüttet, mit einem Wort, das Kind mit dem Bade aus« (ebd.: 45).

Berechtigt wird dem Fortschrittsglauben eine Abfuhr erteilt, doch eines muss allen Kritikern zuwider in aller Vehemenz richtiggestellt werden, und zwar, dass das prozessoziologische Vorhaben durch keine fragwürdigen normativen Annahmen belastet ist. Die eigentliche Krux liegt darin begründet, dass sich aus heterogen Gründen eine derart fragwürdige Lesart seiner Werke etabliert hat, wie sie sich in ähnlicher Weise anderweitig im Fach nicht vorfinden lässt. Nur beiläufig erwähnt, stellt Elias Werk quasi ein Prüfmaß für die Bereitschaft, sich mit einem Werk ernsthaft auseinanderzusetzen dar. Ungeachtet der Nutzung von Begriffen, die für viele einen bitteren Beigeschmack mit sich bringen sowie davon absehend, wie sie in diesen Schriften zu verstehen sind, lässt sich bei mäßiger Reflexion dank Elias Anspruchs, verständliche Texte zu produzieren, ohne weiteres das wahre Anliegen herauslesen, sofern dies beabsichtigt wird. Allzu oft scheitert es daran, Distanz zu den Texten zu gewinnen, sie im Spiegel ihrer Zeit zu sehen. Von einer anachronistischen Einordnung von Äußerungen bleiben Klassiker nur schwerlich verschont. So hat exemplarisch der Satz, »[e]s ist irrelevant für mich, wie mir meine Frau mein Lieblingsgulasch kocht, solange es mir

schmeckt« (Berger & Luckmann 2013: 46), der heute berechtigt aneckt, dazu geführt, dass eine ganze Einheit eines Lektüreseminars eine neue Ausrichtung und das Thema des Abschnitts seine Vernachlässigung fand. Dergleichen unvoreilhaft gewählte Bilder, Analogien finden sich bei Elias indessen nicht, was derartige Reaktionen ihm und seinem Werk gegenüber wenig nachvollziehbar macht.

Kommen wir zum dritten und letzten Abschnitt dieses Kapitels, der sich des intendierten Geltungsanspruchs und -bereichs der prozesssoziologischen Analysen, damit verbunden der Prozesssoziologie als solcher, widmet. Unter dem Begriff der Reichweite behandelt, ist dieser Gesichtspunkt für die Soziologie von vitaler Bedeutung, auch wenn ihr dies immer weniger präsent ist. Ihm nicht ausreichend Relevanz zukommen lassend, klafft eine auffällige Leerstelle, der sich jedoch niemand wirklich zuwenden will. Auf das Ausbleiben einer hinreichenden Beschäftigung mit der Frage der Reichweite weist auch Goudsblom hin, wiewohl er es ein wenig anders bespricht und die Lage den Eindrücken jener Zeit entsprechend noch milder einstuft (Goudsblom 1979: 11, 13). Jene Neigung, der Frage der Reichweite mit einem Unwillen zu begegnen, hat sich seither jedoch nicht gemindert, sondern erheblich ausgeweitet. Um es nicht in seiner ganzen Breite zu besprechen, sollen hier zwei Punkte dieser Insuffizienz hervorgehoben werden. Sie drängen sich in der Beschäftigung mit der theoretischen Praxis und ihrer Rekapitulation auf, so fehlt zum einen wiederholt ein wirkliches Verständnis bezüglich der Reichweite und Erklärungskraft des selbst gewählten theoretischen Ansatzes, zum anderen ermangelt es eines Feingefühls in der Gewinnung eines Verständnisses anderer, neuer Positionen. »Intern« können sich die Eingeweihten eines theoretischen Debattenstrangs an ihren Diskussionen erfreuen, während andere Stimmen und Sichtweisen, die sich legitimerweise an den Unwegsamkeiten eines weitverbreiteten Spezialistentums stoßen und dieses als Irritation auffassen, gekonnt durch den Vermerk »extern«, womit ihnen attestiert wird, unbedeutsam zu sein, ausgegliedert werden (ebd.: 11). Obzwar dies beileibe keine Neuheit darstellt, sollte erneut ein größeres Augenmerk auf die strukturierende Funktion von divergierenden Denkmodellen und ihren Relationen im wissenschaftlichen Betrieb gelegt werden; selbstredend müssten in einer solchen Ansicht des soziologischen Feldes auch die vielfältigen Praktiken der Isolation einer Kritik unterzogen werden. Anfangend bei Aspekten, die vernachlässigt werden, sich jedoch merklich auswirken, wie auch jene Praxis »zerebralen Hygiene«, jener anzutreffenden Neigung von Theoretikern nach einer großen Aufnahme von Bildungswissen, insbesondere in der Erarbeitung einer gesonderten Position, nichts oder nur mehr äußerst selektiv zu lesen (Claessens 2016: 143);

damit das eigene Gedankenkonstrukt nicht gefährdet wird. Kommt es zu gelegentlichen Abstechern in unbekannte theoretische Lande, nicht selten, um den eigenen Standpunkt zu untermauern, demnach aus keinem unbefangenen Anliegen heraus, tut sich jener Missstand auf, die dort anzutreffenden Feinstrukturen theoretischer Architektur grobschlächtig, reduktionistisch zu deformieren. Gewiss führt ein solcher Zugang dazu, dass Andersartigkeiten unter den Tisch fallen, was zu verzerrten Einschätzungen führt, die erst gar keine erwähnenswerten Aussagen zur Reichweite und Relevanz eines Forschungsvorhabens zulassen. Von diesen destruktiven Tendenzen in der Soziologie ist Elias theoretische Position besonders stark betroffen. Angefangen bei jenen noch eher unbeholfenen Kritiken, die in seiner Soziologie nichts anderes sehen wollen als eine Soziologie der Manieren und deren Entwicklung sowie über jene, die in ihr nichts anderes sehen wollen als eine Entwicklungssoziologie, die sich unter so viele andere reiht, dabei aber fälschlicherweise der Vormoderne verhaftet bleibt, bis zu jenen, die seine Theorie durch und durch von Vorurteilen bestimmt sehen wollen, was als Leistung ihrer Imagination zu bewerten ist. Was nicht realisiert wird, ist, dass Elias mit der Prozesssoziologie das mit Abstand ambitionierteste Theorieprojekt der Soziologie auf den Weg gebracht hat, das sich der Tendenz der Einhegung des Fachs, dem seines Potenziales wegen alles zum Gegenstand einer Analyse werden könnte, entgegenstemmt. Die Reichweite verliert nicht nur als wichtiger Anhaltspunkt in der Bewertung seine Stellung, sondern ohne ihm Beachtung zu schenken, wurde die Reichweite soziologischer Untersuchungen fortwährend reduziert, wie dies auch Goudsblom ausführt.

»Die Bewegung zur Einschränkung der Reichweite schreitet seit mindestens einem halben Jahrhundert voran. Seit Rudolf Steinmetz (1927) das Fehlen von Grenzen als den Fluch der Soziologie bezeichnete, haben sich die Soziologen immer wieder gezwungen gesehen, jenen Fluch aufzuheben, wenn nicht für das Feld als Ganzes, dann wenigstens für sich selbst, und ihre Kompetenz auf jene Bereiche zu beschränken, wo sie sich sicher fühlen können, mit leidlich soliden Fakten und leidlich konsistenten Begriffen zu arbeiten. Zusammen haben diese individuellen Soziologen die Entwicklung der Soziologie zu ihrem jetzigen Zustand der Zersplitterung herbeigeführt.« (Goudsblom 1979: 139)

Daher rührt ein gehöriger Teil des Unbehagens, sich mit einer derart geweiteten theoretischen Position wie der von Elias ernsthaft zu beschäftigen. Allerdings verbirgt sich in der Rezeption seiner Werke noch ein wesentlicher Aspekt, der die Einschätzung der Reichweite und das analytische Potenzial betrifft. Obschon sich Kritiker darin einig sind, wie der neue Zugang einzustufen wäre, blieb die Frage konsequent unberührt, welchen Aspekten seiner Gesellschaftstheorie er eine allgemeine Gültigkeit zugesprochen hat. Das Gros der ihm begegnenden Kritik hängt sich nicht ausschließlich, doch in einem nennenswerten Anteil an

der Hervorhebung spezifischer Prozesse auf. Attestiert werden muss diesen Beanstandungen, dass sie gänzlich darüber hinwegsehen, dass die von Elias besprochenen Prozesse, ohne ihre Bedeutung zu schmälern, gegenüber einer Methode, Prozesse herauszuarbeiten, eher sekundärer Natur sind; ausschlaggebend ist das prozesssoziologische Moment, das eigene Arrangements erlaubt, wie sie andernorts nicht zu finden sind. Fraglos lässt sich dies nur schwer für viele seiner Rezipienten voneinander separieren, doch diese Zweiteilung sollte sich eine Leserin oder ein Leser vor Augen führen. Anstatt dies zu erkennen, wird darüber spekuliert, ob die besprochenen Prozesse nicht verallgemeinert von Elias verstanden würden. Mutmaßend, ob er den Anspruch vertritt, dass diese sich in gleicher Form in allen Regionen und Zeitabschnitten autark vollziehen würden. Weshalb gestaltet es sich im Falle der Prozesssoziologie so schwierig, Theorie und veranschaulichende Beispiele in deren Rezeption voneinander zu trennen? Das Prozessbuch, das vornehmlich in der Kritik stand, weil zu ihm am ehesten gegriffen wurde, zeigt in der Wahl der Prozesse die Entwicklungsschritte für eine historische Gesellschaftsformation (Blomert 1991: 229); worauf nicht abgezielt wurde, ist eine prinzipiell gültige, daher gesetzmäßige Modellerklärung für Entwicklungsschritte über alle Räume und Zeiten hinaus (Elias 2003: 233). Dennoch werden im Prozessbuch für den Staatsbildungsprozess wesentliche Entwicklungen hervorgehoben, die sich sehr wohl durch einen historischen sowie globalen Blick bestätigt sehen, wie es beispielhaft an der einhergehenden Herausbildung eines Gewalt- sowie eines Geldmonopols veranschaulicht werden kann. In der Staatsbildung hat Elias in der Illustration des prozesssoziologischen Zugangs ein Thema gewählt, bei dem über alle disziplinären Schranken das Potenzial der Prozesssoziologie aufgezeigt werden konnte, doch keinesfalls beschränkt sich das Projekt darauf. Ein Vorwurf, der Elias nur schwerlich gemacht werden kann, der sich hingegen immer wieder finden lässt, ist es, alle Prozesse, die mitunter erst aus heutiger Sicht interessant erscheinen, in seinen Arbeiten unberücksichtigt zu belassen. Mit der Rolle der Kirche und der »Verkirchlichung der Welt« im Mittelalter hätte er sich intensiver befassen können, mit der Säkularisierung, die ihr folgte, ebenso, wie er sich gleichfalls moderneren Themen wie dem Konsumismus, Tourismus oder neuen Formen der Familienbildung zuwenden hätte sollen (siehe auch Rehberg 1991: 73; Wilterdink 2016: 285-286), doch was all diese Einwände unbehelligt belassen, ist nun mal, dass eine Wahl zu treffen war. Seine weithin bekanntesten Publikationen, zumindest namentlich, sind in seinen frühen Jahren entstanden. Anders als bei den prominenten Größen des Fachs, die sich um die nötigen Mittel und Sicherheiten nicht zu sorgen hatten, war diese frühe Schaffensphase für Elias von einer ungemein langen Durststrecke gefolgt, in der er vergleichsweise zurückgezogen an seiner Theorie feilte und mit



Begrifflichkeiten experimentierte. In seinen letzten Lebensjahren wandelte sich dies, er konnte sich befreier, so auch von Selbstzwängen, seinem Anliegen widmen (Schröter 2016: 92). Wichtige Ergänzungen konnte Elias noch vornehmen, doch wie sich aus seinen Texten, Interviews und Aufsätzen entnehmen lässt, hätte er dennoch mehr beitragen wollen. Mit dem Schicksal eines unvollendeten Werkes, wie es auch nicht anders sein könnte, bei einem solch umfangreichen Anliegen und dem Ausbleiben einer ebenso nahtlos anschließenden Folgegeneration an Forschenden; ein Schicksal, mit dem Elias keineswegs allein ist. In vielem Ähnliches aufgreifend und sich damit auch gegenseitig beglaubigend, erging es Foucault trotz seines großen Erfolges und einer umfangreichen Rezeption, die sich indes auf Fragmente fokussierte, nicht anders. Noch einige abschließende Worte zu dem hier besprochenen Punkt. Das Problem der Reichweite in all seinen Facetten verbleibt eines, dem sich die Soziologie in aller Dringlichkeit zuwenden sollte. Ohne alle erwähnten Aspekte erneut anzuführen, so wollen wir den bedeutsamsten, wenn es um eine Einschätzung von Elias Werk und seiner Reichweite geht, nochmals aufgreifen. Die prozesssoziologische Theorie ist mit allem Nachdruck hier festhaltend, nicht nomothetisch, also gesetzeswissenschaftlich, ausgelegt (Bogner 1991: 34; Fröhlich 1991: 98-99; Elias 2003: 233). Sondern bei Elias lässt sich eine idiografische Theoriebildung vorfinden (Bogner 1991: 34-36), was ersichtlich wird, wenn die Texte für sich sprechen dürfen und nicht mit Vorurteilen operiert wird. Die Prozesssoziologie ist eine durch und durch flexibel konzipierte Theorie, sie wendet keine Raster, keine Denkschablonen an, sondern mit ihr bleibt der Detailreichtum des Sozialen erhalten. Nicht nur das, dieser wird zum Grundstein von Analysen, die sich auf anderem Wege nicht eröffnet hätten. Als umfanglichste Verbindungstheorie des Fachs, die sich aller künstlichen theoretischen Probleme entledigt, indessen jedoch ein Instrumentarium bereitstellt, um das Soziale und den Menschen gänzlich anders zu betrachten und sich zugleich von hinderlichen und engen Menschenbildern verabschiedet, weiß sie zu überzeugen. Ein ungemein großes Potenzial zeigt sich in ihr, das sie auch über die Grenzen der Disziplin sichtlich unter Beweis stellen kann. All dem hat sich die Soziologie bisher jedoch verschlossen. Zersplittert und jedes Fach mit seinem Zuständigkeitsbereich beschäftigt, liegt in Elias neuem Entwurf ein gewagter Schritt, denn das Vergangene und seine Details, durch die sich erst Prozesse sichtbar machen lassen, fallen nicht mehr ins Interessengebiet der Soziologie, die sich in ihrem täglichen Geschäft, sofern sie sich nicht auf die Gegenwart beschränkt, so nur mehr auf einen höchstens eingeschränkten historischen Rahmen einlässt. Prozesse nachzuvollziehen, ihre Tendenzen und Gegenteilstendenzen sowie das Zusammenspiel verschiedenster Prozesse zusammen zu analysieren, darin liegt das Potenzial der Prozesssoziologie, die Aspekte

zusammenführt, welche von verschiedenen Disziplinen gänzlich voneinander entkoppelt behandelt werden, wie wir im anschließenden Kapitel besprechen werden. Angesichts jener Fülle an Krisen und Konflikten, mit denen wir uns konfrontiert sehen, erscheint es äußerst verwunderlich, dass es keine ernsthaften Suchbewegungen im Fach gegeben hat, um ihnen zumindest in der Theorie habhaft zu werden. Momentan beobachtet und staunt der wissenschaftliche Betrieb nicht anders als die Öffentlichkeit, so auch beim Thema der Exklusion.

Reichlich ließe sich noch zu seiner Rezeptionsgeschichte erwähnen, doch mit den drei angesprochenen Punkten werden drei Achsen abgebildet, welche sie fundamental prägen. Vieles fällt demnach in diese hinein, so beispielhaft auch die äußerst einseitige »Debatte« mit Hans Peter Duerr, der sich seit Jahrzehnten verständnislos an der Prozesssoziologie abarbeitet, eben nicht nachvollziehend, dass es um keine Gesetzmäßigkeiten geht und sie keinesfalls normativ aufgeladen sind. Gleichfalls hätte jene Kritik gegenüber einzelnen Konzepten, an der es nicht fehlt, noch deutlich ausgeweitet werden. Es hätte natürlich auch noch detaillierter über die Kritik aus den Lagern soziologischer Tradition eingegangen werden können. Für Interessierte ist in diesem Kontext aus der Menge derartiger Beiträge ausdrücklich jener äußerst eigenwillige Aufsatz »Systemtheorie oder Figurationssoziologie – was leistet die Figurationsforschung?« von Gabor Kiss mit seiner Aneinanderstellung von Interpenetration und Interdependenz zu empfehlen (Kiss 1991); falls man sich diesen Irrungen stellen will, gar ein Vergnügen darin finden kann. Um diesen Abschnitt nicht noch weiter auszubauen, wurde von diesen abgesehen, obwohl sie noch einiges offenlegen in der mehr als nur erschwerten Rezeption von Elias Werk. In beträchtlichem Ausmaß versperren dergleichen Vorbehalte den Weg zu einer soziologischen Perspektive, deren unvoreingenommene Rezeption gerade jene analytischen Leerstellen schließen könnte, deren Konsequenz in einem unzureichenden Exklusionsverständnis liegt. Eingegangen in die Geschichte des Fachs ist Elias unzweifelhaft als Klassiker, dennoch weiß niemand so recht mit seiner soziologischen Position und Theorie etwas anzufangen, die sich nicht den gewohnten Kategorisierungen beugt, wenn sie Historisches in den Blick rückt, in ihr psychologischen Strukturen ein großes Gewicht zukommt und sie sich die Form betreffend, dem Duktus der Soziologie verwehrt (Goudsblom 1979: 157). Es lag ihm nicht daran, einer Tradition zu folgen, so wenig wie er versuchte, seine eigene Position als eine solche zu verankern. Vielmehr kann er als Vorbild dienen für eine soziologische Forschung, die unprätentiös richtige Einsichten, gänzlich ungeachtet dessen, woher sie kommen, als solche in die eigenen Überlegungen integriert und sie in Synthesen

einarbeitet. Sein Erbe hat in den Niederlanden den größten Einfluss hinterlassen, während sein Beitrag zu einer deutlich vielversprechender aufgestellten Soziologie andernorts ungesehen bleibt; so auch im deutschsprachigen Raum. Diesen Abschnitt zu einem Ende bringend, noch ein Hinweis auf die wohl treffendste Metaphorik zu Elias Schicksal in der Soziologie, womit freilich auch der Rang der Prozesssoziologie verbunden ist, was König mit dem Bild des »erratischen Blocks«, eines Findlings in der disziplinären Landschaft, eines großen Gesteinsblocks, von dem niemand so genau weiß, wie er dort hingekommen ist, wo er nun steht und was genau mit ihm anzufangen sei, zum Ausdruck bringt (König 2016: 156). In der Soziologie herrscht kein ausgeprägtes Verständnis für das Werden der Disziplin vor. Wie sie ausgeformt ist und wie sie es einmal war, erscheint vielfach als nebensächlich, was sich hinlänglich an der Stellung der Soziologiegeschichte veranschaulichen lässt, welche sich dieser Aufgabe verschrieben hat und ein randständiges Schicksal fristet; der großteils mit Desinteresse begegnet wird. Wie bereits besprochen, sieht sich das Fach großteils eingehengt vor. Wegen ihrer spezifischen Ausgestaltung und einer Ferne zu einer regen Theoriearbeit ergibt sich, dass die Soziologie kaum noch Orientierung bieten kann, obwohl sie, um es erneut ins Gedächtnis zu rufen, als Begleitwissenschaft angelegt ist. Es verlangt eine Neuorientierung, die bei den grundlegendsten Fragen ansetzt und sich verabschiedet vom präventösen Gebaren, das uns daran hindert, voranzukommen. Erfreulicherweise befinden wir uns in der vorteilhaften Situation, dass mit Elias Arbeiten ein Grundstein bereits vorliegt, sich hieran anschließend Anstrengungen der zahlreichen Leerstellen und Defizite entledigen können und dem Fach zu einer vor Langem abhandengekommenen Manövrierfähigkeit in der Theoriearbeit verhelfen könnten. Um sich den Klassiker Elias erstmals wahrhaftig zu eigen zu machen, muss endlich ein unbefangener Umgang etabliert werden, es müssen die irrigen Andichtungen ihr Ende finden. Seine Rezeption wurde bisher durch die wenigen Stimmen getragen, die ihm auch zu seinen Lebzeiten nahe waren, bemüht darin, die ersten Schritte in der Rezeptionsgeschichte zu gehen, nämlich sein Werk aufzubereiten, es in einer Gesamtausgabe herauszubringen, den Entstehungskontext zu erarbeiten sowie die Einflüsse auf seine Theorie herauszuarbeiten. Vieles wurde bereits in diesen Belangen geleistet, dennoch muss es als unabgeschlossenes Projekt angesehen werden. Überdies ist bis dato eine faktische Weiterführung seiner Arbeit gänzlich ausgeblieben, worin eine drängende Aufgabe bestünde.

## 5.2 Ein theoretischer Abriss der Prozesssoziologie

Bevor wir uns Elementen der Prozesssoziologie zuwenden, noch eine Vorbemerkung. Dazu geneigt, eine ausführlichere Besprechung vorzunehmen, geleitet von einem Interesse, einen bescheidenen Beitrag dahingehend zu leisten, einer verkannten soziologischen Theorie zu mehr Beachtung zu verhelfen, muss einem solchen Vorhaben in diesem beschränkten Rahmen eine Abfuhr erteilt werden, zumal es nicht einträglich wäre für das in dieser Arbeit bestimmende Thema der Exklusion. Daher zielen folgende Ausführungen darauf ab, vorzubereiten auf das nachfolgend unterbreitete Exklusionsverständnis, welches neue Akzente aufweist, die sich erst durch ein elementares Verständnis der Prozesssoziologie und ihrer Einsichten erschließen. Im ersten Schritt beleuchten wir mittels des Dualismus von Individuum und Gesellschaft die Sonderstellung der von Elias erarbeiteten Position und führen hin zum Schlüsselbegriff der Figuration. Weiter konturiert wird das Bild der Prozesssoziologie durch seine disziplinären Grenzüberschreitungen, aus denen vor allem jene hin zur Geschichtswissenschaft sowie zur Psychologie bzw. Psychoanalyse zu erwähnen sind. Entlang dieser formt Elias eine Auffassung von Soziologie und ihrer Aufgabe, welche das übliche Verständnis offenkundig übersteigt und dabei den Anspruch aufstellt, das Soziale so getreu wie nur möglich in der Theoriearbeit widerzuspiegeln, worin ein Alleinstellungsmerkmal besteht.

»Von allen Gegensätzen, die die Sozialwissenschaften künstlich spalten, ist der grundlegendste und verderblichste der zwischen Subjektivismus und Objektivismus« (Bourdieu 2018: 49), wie Bourdieu in seiner Publikation »Sozialer Sinn« festhält. Es stellt das Fundamentalproblem soziologischer Theoriearbeit dar, das uns vielfältig entgegentritt. Unter Subjektivismus und Objektivismus, so auch in der Theoriebildung selbst, in der jeweiligen Fokussierung auf eine der Seiten, Handlung oder Struktur, oder auch in der Aufforderung, das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft zu reflektieren, weil es den verschiedenen Ansätzen nur unzufriedenstellend gelingt, das Ganze in den Blick zu bekommen. Selten wirklich bestrebt, diesem Fundamentalproblem zu entgegnen, wird die Spaltung der Theorielandschaft großteils hingenommen. Unterschlagen werden soll hier nicht, dass es spärliche Bestrebungen einer Aufhebung gibt, so bei Bourdieu oder auch Giddens, doch wie Marchart berechtigt anmerkt, fügen sie sich nicht in ein Modell zusammen, sondern sie weisen eine Schlagseite auf. Überwindungsbestrebungen aus dem Dualismus heraus, erweisen sich als wenig vielversprechend, weil sie allzu oft reproduzieren, was sie hinter sich lassen wollten (Marchart 2018: 45-46). In diesen Belangen kann sich das hier behandelte

Theorieprojekt, das einen neuen Pfad einschlägt, als äußerst dienlich erweisen. Jenseits von Handlung und Struktur hat Elias einen Entwurf einer dritten Soziologie vorgebracht (Albert 2013), die sich den Beziehungen, Valenzen sowie Interdependenzen zuwendet. Zuvor fand bereits die Formulierung der relationalen Soziologie ihre Erwähnung, der auch Simmel zuzuordnen ist (Koenig 2008: 2896, 2900), der die Voraussetzungen für diese neue soziologische Sicht bereitet hat. Es bestehen zwar Differenzen wie in der Bewertung der Formalsoziologie durch Simmel und Elias, dennoch handelt es sich um eine jener geistesgeschichtlichen Linien, die in die Prozesssoziologie hineinspielen, weswegen Elias berechtigt als geistiger Nachfolger Simmels angesehen werden kann. Eine Anmerkung von Mongardini sowie eine kurze Fußnote, die jene Linie noch weiter zurückführen lässt, erscheint, bevor wir uns dem Begriff bei Elias annähern, äußerst interessant, denn Nietzsche sprach bereits in einem Aufsatz zum griechischen Staat aus dem Jahre 1872 von der »socialen Configuration« (Mongardini 2016: 291-295). Befassen wir uns zunächst mit dem Begriff der Figuration, wie ihn Elias verstand und von dem er sich später durch eine vermeintliche Nähe zum alten Systembegriff distanzierte (Elias 2005h: 373), worin unzweifelhaft ein Fehlentschluss liegt. Wenn es um die Benennung seines theoretischen Programms geht, so wird hier die Ansicht vertreten, dass präferiert von Prozesssoziologie die Rede sein sollte, allerdings sollte Figuration einen Leitbegriff darstellen, denn in ihm werden die Grundlagen verdichtet. Er wird zum Ansatzpunkt prozesssoziologischer Forschung und löst den Gesellschaftsbegriff ab, mit dem eine eigene soziologische Misere verbunden ist, weil er niemals dafür bestimmt war, jene umfängliche Bedeutung zu erlangen, die ihm zuteilwurde, obzwar es an kritischen Stimmen zu ihm keinesfalls fehlte, die dessen Defizite von allen nur erdenklichen Seiten her beleuchtet und dabei stets gewichtige Einwände vorgebracht haben. In Elias Publikationen, aus denen eine, nämlich »Die Gesellschaft der Individuen«, hervorsticht, deren erster Abschnitt ursprünglich als Teil des Prozessbuches geplant war, das Elias auf Zuraten seines Vaters, da die Unternehmung bereits viel zu lange und teuer ausfiel, zu einem Ende bringen sollte (Schröter 2016: 95-96), nimmt der Dualismus von Individuum und Gesellschaft in all seinen Gestalten einen breiten Raum ein. Längst hat sich, wie Elias dies unmissverständlich vorbrachte, wo auch immer sich ihm die Gelegenheit bot, das Wort »Gesellschaft« zu einer Worthülse entwickelt, bei der ein jeder vermeintlich genau zu bestimmen vermag, worum es sich bei ihr handeln würde und was denn genau mit ihr beschrieben werden soll, während es vielmehr eine Übung in Vagheit darstellt (Elias 2003: 101), so auch durch die Soziologie, in der sich dergestalt eine Krise offenbart, die sich in dem erklärenden Fetisch um ihn zeigt. Begnügt, einen Universalbegriff vorbringen zu können,

gerät der Erklärungsgehalt in Vergessenheit (Mongardini 2016: 300-301). Denk- und Sprachmittel, wie sie der Soziologie momentan zur Verfügung stehen, stoßen angesichts der Aufgaben, mit denen sie sich konfrontiert sehen, an ihre Grenzen; sie sind diesen schlicht nicht gewachsen (Elias 2014: 129). Sich der sprachlichen Mittel der Zeit in seinen Erläuterungen bedienend, auf Individuum und Gesellschaft zurückgreifend, strebt Elias in seinen Arbeiten die Etablierung eines anderen Verständnisses an, welches diese gedankliche Zweiteilung, die nichts anderes als ein Behelfsmittel darstellt, aufzulösen sucht (Elias 2003: 210). Die gängige Sicht auf das Soziale erweist sich als verzerrt, und wie Elias dies zu Beginn seines Prozessbuches anmerkt, stehen die darum kreisenden Vorstellungen einem tieferen, adäquateren Verständnis im Wege sowie sie sich blockierend gegenüber seinen Ausführungen auswirken.

»Aber um die Blockierung zu verstehen, die die herrschende Denk- und Fühlorientierung der Erforschung langfristiger gesellschaftlicher und individueller Strukturwandlungen – und damit auch dem Verständnis dieses Buches – entgegensetzt, genügt es nicht, die Entwicklungslinie des Bildes von Menschen als Gesellschaften, des Gesellschaftsbildes, zu verfolgen, es ist nötig, gleichzeitig auch die Entwicklungslinie des Bildes von Menschen als Individuen, des Persönlichkeitsbildes im Auge zu behalten. Es gehört, wie schon erwähnt, zu den Eigentümlichkeiten des herkömmlichen Menschenbildes, daß Menschen sich selbst, als Einzelne und als Gesellschaften betrachtet, im Sprechen und Denken oft behandeln, als ob es sich um zwei getrennt existierende Erscheinungen handle, von denen die eine überdies noch oft als ›real‹ und die andere als ›unreal‹ betrachtet wird, statt um zwei verschiedene Perspektiven auf die gleichen Menschen.« (Elias 2017a: 46)

Es mag trivial erscheinen, doch gerade die Fähigkeit, jene Zweiteilung hinter sich zu lassen, das Soziale als prozessuale, dynamische Konfiguration zu erkennen, die eine Trennung dieser Art eigentlich nicht erlaubt, stellt den entscheidenden Punkt auf dem Weg zu einem ausgereiften soziologischen Verständnis dar. Frei von Reduktionen muss es Ziel sein, die Theorie der Komplexität zu öffnen, die Menschen und deren Verflechtungen umfänglich zu sehen. Erst dann kann jener Teil, den wir mit der Gesellschaft zu beschreiben versuchen, zureichend behandelt werden, denn wie sich momentan zeigt, so scheitern unsere einstudierten Erklärungsversuche und eingeübten Perspektiven an den gegenwärtigen Problemlagen. Bislang spielen Verflechtungen in der Soziologie bestenfalls eine Nebenrolle. Ein bei Elias wiederkehrendes Beispiel, um die Verflechtungen zu veranschaulichen, entgegen jenes verzerrte Bild vom geschlossenen, einzelnen Individuum einerseits und der Gesellschaft auf der anderen Seite sind die Personalpronomina, die in ihrer Vielgestaltigkeit das figurative Gefüge sprachlich ausdrücken; ausdrücken, dass es ein und dasselbe Individuum ist, das in diversen Beziehungen zu anderen Individuen steht, sich diese

fundamental voneinander unterscheiden, sie jedoch nur zusammen gedacht werden können (Elias 2006a: 314).

»Die Gesellschaft und ihre Gesetzmäßigkeit ist nichts außerhalb der Individuen; sie ist auch nicht einfach ein ›Objekt‹, dem einzelnen Menschen ›gegenüber‹; sie ist das, wovon jeder Einzelne ›Wir‹ sagt. Dieses ›Wir‹ aber kommt nicht dadurch zustande, daß viele einzelne Menschen, die zu sich ›Ich‹ sagen, nachträglich zueinander treten und sich entschließen, einen Verband zu bilden. Die zwischenmenschlichen Funktionen und Beziehungen, die wir durch grammatische Partikel wie ›ich‹, ›du‹, ›er‹ und ›sie‹, wie ›wir‹, ›ihr‹ und ›sie‹ wiedergeben, sind interdependent. Keine von ihnen hat einen Bestand ohne die anderen. Und die ›Wir-Funktion‹ schließt alle übrigen in sich ein. Gemessen an dem, was sie bezeichnet, ist jedes ›Ich‹, ist selbst alles das, was man ›Ihr‹ oder ›Sie‹ nennen kann, nur ein Teil.« (Elias 2003: 92-93)

Zwar müssen die essenziellen Verflechtungen stets bedacht werden, doch neben einer Gesamtfiguration einer Gesellschaft lassen sich auch kleinere figurative Beziehungsgeflechte wie Familien oder auch Organisationen untersuchen, worauf die gewählte Metaphorik der Personalpronomina hindeuten soll – als praktischer Hinweis. Auch wenn Elias die Ansicht vertritt, dass es uns der Denkmodelle auf dem Weg zu einer Gesamtvision des Menschen und seiner Verflechtungen, beide Perspektiven auf den Menschen wählend, fehlt (ebd.: 109), so hat seine Arbeit Wesentliches dazu beigetragen, erste Schritte gesetzt und Grundlegendes bereitgestellt. Mit dem Begriff der Figuration liegt ein außerordentlich nützliches Instrument vor, mit dem jene limitierende Zweiteilung überwunden wird und sich ein neues analytisches Potenzial zum bereits Bestehenden hinzufügt. Trotz seines späteren Sinneswandels und der Distanzierung zu ihm, behielten seine früheren Worte zum Begriff der Figuration ihre Gültigkeit.

»Der hier eingeführte Begriff der ›Figuration‹ hat aber beim gegenwärtigen Stand der soziologischen Diskussion eine ganz spezifische Aufgabe zu erfüllen. Er macht es möglich, den gesellschaftlich bedingten Zwang zu einer gedanklichen Spaltung und Polarisierung des Menschenbildes, der uns immer von neuem dazu anhält, ein Bild von Menschen als Individuen und ein Bild von Menschen als Gesellschaften nebeneinander zu stellen, aufzuheben. [...] Der Begriff der ›Figuration‹ dient dazu, ein einfaches begriffliches Werkzeug zu schaffen, mit dessen Hilfe man den gesellschaftlichen Zwang, so zu sprechen und zu denken, als ob ›Individuum‹ und ›Gesellschaft‹ zwei verschiedene und überdies auch noch antagonistische Figuren seien, zu lockern.« (Elias 2014: 153-154)

Hierin liegt eine konstitutive Bestimmung der prozesssoziologischen Position, aufgrund derer sich ein gänzlich unabhängiger Zugang eröffnet, der Analysen neuer Art zulässt. Kombiniert mit den anschließenden Ausführungen verdeutlicht sich dies noch. Um dies beiläufig noch erwähnt zu haben, so weist der Begriff der Figuration eine hochgradige Komplexität auf,

indem er nicht nur auf die vielfältigen Verbindungen verweist, sondern in seiner Nutzung durch Elias werden Interdependenzen, offene wie geschlossene Valenzen und nicht zuletzt auch Machtaspekte angesprochen (ebd.: 13); noch ein weitestgehend ungenütztes Potenzial, welches angesichts auszumachender Suchbewegungen nach Instrumenten, die genau diesen Erfordernissen nachkommen, stärker berücksichtigt werden sollte. Mit dem Begriff des »Netzwerks« liegt beispielhaft einer dieser alternativen Begriffe vor, welche zunehmend an Prominenz gewonnen haben. Bröckling formuliert gegenüber dem Bild des sozialen Bandes, das auf einer unterkomplexen Metaphorik beruht, eine Kritik und erklärt die Prominenz der Netzwerk-Metapher durch ihren ausgefeilteren Charakter (Bröckling 2016: 395), doch in einer vergleichenden Ansicht, die ein gesondertes Thema darstellen würde, dem in dieser Arbeit kein Platz eingeräumt werden kann, würde sich indes das Konzept der Figuration als dienlicher erweisen, weswegen es gegenüber der Netzwerkmetapher vorzuziehen wäre.

Sich der Zergliederung des Sozialen zur Wehr setzend, eben nicht die Trennung von Individuum und Gesellschaft übernehmend, alles entweder durch Handlung oder Struktur verstehend, bietet die Prozesssoziologie einen dritten Weg, dessen es dringend bedarf. Um die prozesssoziologische Position ausreichend nachvollziehbar zu machen, reicht es nicht aus, darauf hinzuweisen, dass sie jenen unzweifelhaft gewinnbringenden Schritt macht, das Soziale über dynamische Konfigurationen begreiflich zu machen, sondern es ist vonnöten, darauf einzugehen, was sie denn alles in den Zuständigkeitsbereich der Soziologie rückt. Anders formuliert werden wir uns an diesem Punkt näher ansehen, wo nach Elias die Grenzen der Soziologie liegen. Wiewohl dies für unterschiedliche disziplinäre Grenzbereiche abgehandelt werden könnte, so sind für die Positionierung der Prozesssoziologie jene Bereiche zwischen Soziologie und Geschichtswissenschaft sowie zur Psychologie bzw. Psychoanalyse essenziell. Der Nachvollziehbarkeit halber, worin eigentlich die Differenz zu anderen soziologischen Theorien besteht, gehen wir dem zuvor bereits sporadisch angesprochenen Verhältnis zur Geschichtswissenschaft vertiefend nach. Als prozesssoziologisches Axiom, dem in der Soziologie ansonsten wenig Beachtung geschenkt wird, können wir folgende Feststellung ansehen: »Was geworden und immer im Werden ist, kann auch theoretisch nur als solches, als Gewordenes und Werdendes, erfaßt werden« (Elias 2006f: 393; siehe auch 2005d: 155). Von den Klassikern des Fachs bzw. der Sozialwissenschaften, von Turgot über Marx und Engels, Durkheim, Simmel oder auch Weber noch verbürgt, obwohl sie an diese Einsicht anknüpfend divergierend mit ihr verfahren sind, hat sich die Soziologie seither in der sich mehr und mehr ausdifferenzierenden



disziplinären Landschaft von ihr verabschiedet. Instituiert hat sich eine Trennung, aus der die Soziologie allenfalls als ein gegenwartsbezogener sowie die Geschichte zu einem vergangenheitsbezogenen Forschungsbereich deklassiert wird. Um deutlich voneinander abgegrenzte, abgesteckte Arbeitsbereiche zu schaffen, wird der zu analysierende Gegenstand in der wissenschaftlichen Praxis zergliedert, während unterdessen Argumentationen für dieses Vorgehen zurechtgelegt werden, die bloß als wissenschaftsideologische Mythen bezeichnet werden können. Die breite Akzeptanz dieser Unterteilung lässt sich aus der alltäglichen Verwendung von »historisch« als bereits vergangen und »soziologisch« als gegenwärtig ablesen. Dem Zuwiderlaufendes gerät in Gefahr, für nichtig erklärt zu werden. Für jene Positionen, die sich historischen Ansichten nicht verschließen, hat sich in der Soziologie die stigmatisierende Klassifizierung als »historische Soziologie« eingebürgert, mit der Unliebsames an den Rand des Fachs gedrängt wird, damit dieses nicht weiter stört. Einem Stigma, dem sich die Prozesssoziologie, Grenzziehungen nicht wahrend, ausgesetzt sieht (Elias 2006c: 525-530). Als Folge der damit verbundenen Machtkämpfe im wissenschaftlichen Betrieb sah sich Elias ins Abseits befördert, wie er es selbst ausführt und mitteilt, dass er damit beschäftigt war, über sein Anliegen fortwährend aufzuklären (Elias 2005d: 155). Darauf hinweisend, dass sein Vorgehen nicht jenem in der Geschichtswissenschaft gängigen entspricht, sondern ein anderer, synthetisierender Zugang gewählt wird, dem folgend nicht einzelne Ereignisse oder chronologische Erzählungen im Mittelpunkt stehen, wie er in folgender Bemerkung festhält.

»Und bis heute kostet es mich eine enorme Mühe, deutlich zu machen, daß die Geschichtswissenschaft auf einer sehr niedrigen Syntheseebene vorgeht. Und ich gehe auf einer relativ hohen Syntheseebene vor. Das ist etwas ganz anderes als das, was wir Geschichte nennen. Ich weiß nicht, ob ich mich klar genug ausdrücke.« (ebd.)

Aus dem Material, das von Historikern, den »Hütern der Quellen«, bearbeitet wird (Elias 2006f: 402), ließe sich durch eine soziologische Aufbereitung noch vieles extrahieren, wodurch figurative Attribute, die bisher größtenteils im Dunkeln geblieben sind, ans Licht kommen könnten; sich *unbewusste* Komponenten offenbaren, wodurch sich ein besseres Verständnis unserer Selbst als auch der Interdependenzen ergeben würde. Darin besteht ein Programm, das einen eigenen geistesgeschichtlichen Strang mit äußerst prominenten Vertretern darstellt, zu dem sich auch Foucault bekennt, dem es zwar gelang, in der Geschichtswissenschaft zu einer regen Debatte anzuleiten, welche immer noch anhält, jedoch keinesfalls die Grundfeste disziplinärer Praxis umfänglich ins Wanken bringen konnte. Unter dem Kernbegriff der »Genealogie«, dessen Anfänge uns ohne tieferes Nachforschen

immerhin bis zu Nietzsche zurückführen, wird diese Neuorientierung seit Längerem besprochen. Übersehen wurde, dass Elias vom selben Interesse angeleitet wurde, jenem Bestreben, die Geschichte auf neue Weise aufzubereiten und Gewichtiges sichtbar zu machen. Ohne uns in größeren Spekulationen über die Gründe zu verlieren, bleibt festzuhalten, dass Elias trotz dieser Nähe überwiegend ungesehen blieb, weil seine bedeutsamsten Texte und deren Publikationen zeitlich so angesiedelt sind, dass sie angesichts der zeitgeschichtlichen Geschehnisse untergingen. Doch ein weiterer Grund liegt zweifelsohne darin, dass er eine Gesellschaftstheorie vorlegen wollte, die diverse Prozesse auf unterschiedlichen Ebenen zu beschreiben trachtete und in eine Gesamtansicht der Gesellschaft zu integrieren suchte. Foucaults sezierendes, stets gewisse Entwicklungen hervorhebendes, separat begutachtendes Vorgehen und der richtige Zeitpunkt für das Erscheinen seiner Publikationen haben unzweifelhaft zu dessen Erfolgslauf beigetragen. Sie gegeneinander auszuspielen wäre verfehlt. Es kann nicht behauptet werden, eine Position sei gehaltvoller als die andere, trotzdem müsste genauer betrachtet werden, wie sie es erlauben, Verschiedenes in den Blick zu nehmen. Ihnen kommt im Grenzbereich zwischen den beiden Disziplinen eine besondere Stellung zu, welche allzu oft ungesehen bleibt. Der Historiker van Dülmen hebt neben kleineren Kritikpunkten einige Leistungen Elias hervor, die in diversen Bereichen zu einer neuen Sicht in der Geschichtswissenschaft geführt haben. Elias Arbeiten haben zu einer Sensibilisierung für mentalitätsgeschichtliche Fragen beigetragen, ohne theoretische Ansprüche aufzugeben, in ihnen rückt Kultur in einer weiten Auslegung ins Zentrum des Interesses bzw. der Betrachtungen, wo Ökonomisches nur als Teil angesehen wird, sie dienen anstoßgebend für die Herausbildung der Alltagsgeschichte – demnach fungierte er hier als Initiator –, die Zivilisationstheorie regte zu differenzierten Überlegungen über den Übergang von feudal-ständischen zu bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaften an und Elias hatte einen Blick für das Nebeneinander von traditionellen und modernen Elementen, an dem sich Historiker ein Vorbild nehmen können (van Dülmen 2016: 268-270). Verleitet sah sich der Historiker Paul Veyne zu einem Loblied auf Foucault, das analog für Norbert Elias vorgetragen werden könnte – gewiss ist es trotz eines wahren Kerns als überzogen anzusehen, was vorweg festzuhalten ist.

»Foucault ist der vollendete Historiker, ist die Vollendung der Historie. Daß dieser Philosoph einer der sehr großen Historiker unserer Zeit ist, daran zweifelt niemand, er könnte jedoch auch der Urheber der wissenschaftlichen Revolution sein, um die alle Historiker bis jetzt nur herumgeschlichen sind.« (Veyne 2015: 7-8)

So unangefochten, wie dies Veyne vermitteln will, waren Foucaults historische Analysen keineswegs. Doch dass in der Debatte um Exklusion die prozesssoziologische Position als qualifizierter Referenzpunkt unbemerkt geblieben ist, wohingegen auf Foucault Bezug genommen wird, erscheint als äußerst aussagekräftig hinsichtlich der faktischen Stellung von Elias Werk. Da in ihm keine Anhaltspunkte zur Orientierung in unseren unübersichtlichen Zeiten vermutet werden, macht sich niemand die Mühe, in ihm etwas zu suchen. Bei besprochenem Anliegen, das sie miteinander teilten, soll jedoch das Gemeinsame in den Vordergrund gerückt werden, allem voran die Notwendigkeit, sich über die künstlichen Grenzen zwischen den Disziplinen hinwegzusetzen und eine prozessuale Sicht zu etablieren; worin für beide Größen des Fachs ein unumgänglicher Schritt bestand, der nicht ausgelassen werden kann. Doch verbundene Unternehmungen, die großteils zum Erliegen gekommen sind, mit dem Dahinscheiden von Foucault, der vorhatte, an seinem Todestag noch an einer Tagung zur »Theorie der Zivilisation« teilzunehmen, wo die Nachricht über dessen Tod eine große Enttäuschung für Elias darstellte, der sich bereits auf dieses Treffen gefreut hatte (Sprenger 2004: 94), als auch durch das Ableben von Elias, sollten nicht aufgegeben werden.

Vertiefen wir das Verhältnis zwischen Prozesssoziologie und Psychologie bzw. Psychoanalyse. Erwähnen ließe sich auch hier eine Parallele zu Foucault, denn er teilte das Interesse, diese Grenze zu überschreiten, doch abweichend zu ihm zeichnet Elias ein detailreicheres Bild des Menschen in figurativen Arrangements. Seine Verknüpfung von Psycho- und Soziogenese reicht um ein Vielfaches weiter und zielt auf das Innerste des Individuums ab, das von diesem als unabänderlicher Bestandteil seiner selbst angesehen wird, doch zutiefst durch seine Beziehungen, durch Interdependenzen bestimmt ist.

»Was wir die ›Individualität‹ eines Menschen nennen, das ist in erster Linie eine Eigentümlichkeit seiner *psychischen* Funktionen, eine Gestaltqualität seiner Selbststeuerung in Beziehungen zu anderen Menschen und Dingen. ›Individualität‹, das ist ein Ausdruck für die besondere Art und den besonderen Grad, in dem sich die Gestaltqualität der psychischen Steuerung des einen Menschen von der anderer Menschen unterscheidet.« (Elias 2003: 87)

Heruntergebrochen auf ein weiteres prozesssoziologisches Axiom lautet dieses wie folgt: »Die Gesellschaft ist nicht nur das Gleichmachende und Typisierende, sondern auch das Individualisierende« (ebd.: 90). In zweierlei Form macht sich dies in den Analysen bemerkbar. Zunächst wenden wir uns der rigoroseren Auslegung zu. Während in der Soziologie in der Regel die Züge des Individuums bestenfalls unter dem vereinheitlichten Schlagwort der Individualisierung behandelt werden, mit dem seit seinen Anfängen zwar eine zeitdiagnostische, kritische Konnotation verbunden ist, derweil jedoch Abstand genommen

wird von Detailansichten, zielt Elias darauf ab, das Individuum und dessen Innenleben durch figurative Gegebenheiten verständlich zu machen. Für die prozessoziologische Position ist dieses Axiom konstitutiv, doch in seiner extensiven Auslegung nimmt es in seinem Werk wegen jener Widerstände, die ihm begegnet sind, und allen Anstrengungen, sich zu behaupten, eine untergeordnete Rolle ein. Wiederholt benennt er es als essenziellen Bestandteil seiner Theorie, doch die einzige Arbeit, die dieser erweiterten Auslegung vollumfänglich folgt, ist seine postum erschienene Publikation zu Mozart. In jener noch unfertigen, aus Fragmenten bestehenden, daher von Wiederholungen durchzogenen Publikation befasst sich Elias mit der Genese von Wolfgang Amadeus Mozart aus seiner Umwelt, aus dem figurativen Geflecht, welches er mit anderen bildete. Aus einer frühen Verunsicherung seines Liebesbedürfnisses, wie Elias dies deutet, hat sich in Mozart ein starkes Verlangen nach Anerkennung herausgebildet, das ihn zunächst nach der seines Vaters ringen ließ, ihn niemals losließ und in Folge seine Zeit insbesondere am Hof des österreichischen Kaisers in Wien und der zugehörigen höhergestellten Gesellschaft, die ihm als alleiniger Bezugsrahmen diente, bestimmte. Ersehnte Anerkennung in der Wiener Gesellschaft blieb ihm verwehrt, seine Wünsche fanden keine Erfüllung. Wiewohl seine große Begabung ihm in diesen schweren Zeiten Halt gab, vermochte dies nichts daran zu ändern, dass Mozart sich aufgab sowie verlassen von seinem Lebensmut seiner Verzweiflung nachging und schließlich mit noch nicht ganz 36 Jahren verstarb (Elias 2017c: 9, 11-12, 16, 51, 57, 92-94, 139, 160-161). Ohne in diesem Zusammenhang gleich von Exklusion zu sprechen, kann die Publikation zu Mozart sensibilisieren und für jene rezenten Ereignisse, welche, wie wir auf ungleichheitstheoretischer Seite gesehen haben, über den Ausschluss aus Anerkennungsstrukturen um einiges detailreicher, doch nicht erschöpfend beschrieben werden können, das Bewusstsein schärfen. Im Gegenstand der Anerkennung liegt ein gewichtiges Moment der Exklusionsthematik, dessen Einwirken nur bedingt Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Zurückkehrend zu den individuellen Zügen des Individuums, gegenüber denen die Ansicht verbreitet ist, diese seien nicht Gegenstand soziologischer Untersuchungen, wird aus prozessoziologischer Sicht demgegenüber ein gravierendes Defizit gesehen. Mit seiner Publikation zu Mozart strebte Elias an, vorzuführen, wie dieses aus seiner theoretischen Warte zu überwinden sei, wie »individuelle Zivilisationsprozesse« nachgezeichnet werden können (ebd.: 159). Vor allem in den kritischen Theorien ein Thema und unter Subjektwerdung debattiert, handelt es sich um ein reichlich reflektiertes Thema, zu dem seine Rezeption dennoch einiges beitragen könnte. Ein prozessualer Zugang, der Raum bietet für Nuancen, der feingliedrige, ineinander verwobene Prozesse in den Blick nimmt, erlaubt eine

analytische Tiefe, der sich die Soziologie groÙteils verschlossen hat. Goudsblom benennt in diesem Kontext drei mögliche Ebenen der Analyse, jene der ganzen Menschheit, bestimmter Gesellschaften und schließlich der einzelnen Menschen (Goudsblom 2016b: 143; siehe auch Wilterdink 2016: 282). Darin besteht eine grobe, provisorische Systematik, die auf die Anknüpfungsfähigkeit der Prozesssoziologie hinweisen soll, natürlich lieÙen sich auch weitere Figurationen in einer Analyse fokussieren, wie dies Elias beispielhaft an der Familie Mozarts oder der Wiener Gesellschaft vorführt. Was uns zum Potenzial der Prozesssoziologie führt, welches darin besteht, die verschiedensten Ebenen in einer Analyse gewinnbringend miteinander zu verbinden und gleichermaÙen zu verhindern, dass sich durch die Festlegung auf einen Ausschnitt Verzerrungen ergeben. Das Prinzip der Offenheit, das kontextuell ein wenig anders zu sehen ist als in der qualitativen Sozialforschung, nimmt in der Theoriearbeit eine nicht minder relevante Stellung ein, denn erst diesem folgend eröffnen sich Zusammenhänge, die durch eine starre Theoriebildung verschlossen bleiben. Sofern es gelingt, ihr Potenzial auszuspielen, wenn sich das Fach endlich auf sie einlässt, kann die Prozesssoziologie einen entscheidenden Dienst darin leisten, ein neues Kapitel in der soziologischen Forschung einzuläuten. Goudsblom streicht dies ebenso heraus.

»Wenn die soziologische Zivilisationsforschung den an sie gestellten Erwartungen entspricht, wird sie zu einer Synthese führen, die es ermöglicht, die drei grob unterschiedenen Spielarten des Zivilisationsprozesses in ihrem Zusammenhang zu sehen: wie der ZivilisationsprozeÙ, den jeder Mensch durchläuft, Teil ist eines Zivilisationsprozesses der Gruppen und der Gesellschaft, deren Mitglied er ist, und wie diese Zivilisationsprozesse ihrerseits verbunden sind mit den Zivilisationsprozessen anderer Gruppen und Gesellschaften.« (Goudsblom 2016b: 143)

Damit verbunden ist ein Großprojekt, das mehr Zusammenarbeit verlangen würde und die selbstgesetzten Grenzen in der Soziologie für nichtig erklären müsste. So sollen sich die Vertreter der Einzelwissenschaften, die jeweils ausgewählte Ebenen als ihren Arbeitsbereich abstecken, »[...] unter die breiten Flügel der Zivilisationstheorie [...] scharen und diese zum Ausgangspunkt für ihre Forschung [...] nehmen« und bereits verfügbares Wissen zusammenführen (Wilterdink 2016: 282), worin das Projekt einer »Menschenwissenschaft«, wie sie Elias vorschwebte, bestünde (Elias 2003: 60, 204, 249). An diesem Punkt erwähnt, wollen wir es damit belassen, bevor wir uns zu weit vom eigentlichen Thema abwenden. Stattdessen kehren wir zum Axiom zurück, verfolgen jedoch eine moderatere Auslegung, die uns zum Gemeinsamen im vermeintlich Individuellen führt. Dazu greifen wir auf zwei Konzepte zurück, welche nebeneinandergestellt verdeutlichen, wie auf zwei verschiedene Weisen mit dem Psychischen verfahren wird. Mit dem längst zu einem unumstößlichen Teil

des soziologischen Kanons gewordenen Konzept des Habitus, dem Bourdieu zur Popularität verholfen hat, beginnen wir. Weil es in dieser Arbeit nur angeschnitten werden kann, ist ein Beitrag von Schumacher mit einer ausführlicheren Besprechung zu empfehlen, wiewohl Einzelheiten debattiert werden könnten. Nun zur Materie. Verwendung fand der Begriff des Habitus bereits in Elias Prozessbuch, doch dort nahm er eine untergeordnete Rolle ein, was sich in seinem Gesamtwerk erst mit dem dritten Abschnitt – »Wandlungen der Wir-Ich-Balance« –, der erst 1987 entstanden ist und in der Publikation »Die Gesellschaft der Individuen« publiziert wurde, änderte. Bekanntermaßen widmete sich Bourdieu der Lektüre von Elias' Schriften und griff ihn dort auf, akzentuierte ihn jedoch gänzlich anders (Schumacher 2013: 131-133; siehe auch Elias 2003: 243-245, 270, 279-280; 2017b: 326, 344, 346, 398-399). Es bei einer Bemerkung belassend, führt uns das Habituskonzept in seiner frühesten Rückführung aus der für diese Arbeit recherchierten Literatur zu Elias' Heidelberger Zeit zurück, genauer den Seminaren bei Karl Mannheim, in denen dieses rege besprochen wurde (Blomert 1990: 24). Einer Zeit, in der die Fundamente der Prozesssoziologie gelegt wurden, wie eine Fülle an Beiträgen dies herausarbeitete. Während Bourdieu ihn mit der Positionierung des Individuums im sozialen Feld verknüpft, womit ein bindendes Moment entsteht, was in der neueren Rezeptionsgeschichte der Feldtheorie hinreichend mit Kritik versehen wurde, ist er in der Prozesssoziologie offener ausgelegt und rückt eine psychische Verfasstheit stärker ins Zentrum des Interesses (Elias 2017b: 326, 346, 398). Eine Offenheit, an der auch in jenem Abschnitt aus seiner Publikation »Die Gesellschaft der Individuen« aus dem Jahre 1987 festgehalten wird, wenn vom Habitus als »Mutterboden« der persönlichen Merkmale gesprochen wird, durch die sich die Individuen voneinander unterscheiden. Erkennbar vertritt Elias mit ihm noch stärker ein rigoroseres Verständnis seines Axioms, durch eine genuine Sicht auf das Soziale bestimmt wird keine Ebene der anderen übergeordnet; sie greifen ineinander. Diese Version des Habituskonzepts widersetzt sich dem Dualismus von Individuum und Gesellschaft und fungiert als ein Instrument darin, das Verhältnis begreiflich zu machen, was, wie Marchart hervorhebt, bei Bourdieu durch die objektivistische Schlagseite der Feldtheorie verloren geht (Marchart 2018: 46). Ist die Konzeption des Habitus durch Bourdieu überwiegend soziologisch konnotiert, so rückt die psychische Dimension weitestgehend aus der Ansicht heraus. In jener Modifikation, wie sie bei Bourdieu vorliegt, hat sie sich unzweifelhaft als nützlich erwiesen, doch der nicht unwichtige Verlust aus der Verschiebung ihrer Bedeutung erweist sich für die Soziologie gleichermaßen als Nachteil. Zu Genüge zur Differenz gesagt, erwähnt Elias an gleicher Stelle, an der hervorgehoben wird, dass es sich beim Habituskonzept um einen Schlüsselbegriff der

Soziologie handelt, einen weiteren solchen. Die Metapher des »Mutterbodens« trägt, obwohl sie natürlich den individuellen Entwicklungsprozess hervorheben soll, gleichfalls das Geteilte, das Gemeinsame in sich, doch zum zweiten Schlüsselbegriff gelangend, nämlich jenem der sozialen Persönlichkeitsstruktur, wird diesem erheblich mehr Geltung verliehen (Elias 2003: 244). Für die anschließenden Ausführungen zur Exklusion nimmt die Konzeption der sozialen Persönlichkeitsstruktur eine federführende Rolle ein. Anders als jene des Habitus hat sie keinen Eingang in das soziologische Vokabular genommen, ist der disziplinären Zergliederung sowie anderen Bestrebungen der sozialen Bedingtheit des Psychischen nachzuspüren, die sich als wenig fruchtbar erwiesen haben, zum Opfer gefallen. Insbesondere hervorzuheben sind die Arbeiten der Frankfurter Schule zum »autoritären Charakter«, die sich durch empirische und analytische Unsauberkeiten auszeichneten und einem Todesstoß für jene Forschungsvorhaben gleichkamen, deren Interessen ähnlich gelagert waren, die auf Ähnliches abzielten. Vielfach rezipiert, wiederholt gelobt, doch auch umfangreicher Kritik ausgesetzt, haben ihre Publikationen alle Aufmerksamkeit auf sich gezogen, sind den Ansprüchen nicht gerecht geworden und haben schlussendlich das Interesse verspielt. Die Notwendigkeit einer umfänglichen Öffnung der Sozialwissenschaften hin zum Individuum war seither kein ernstliches Thema mehr, was ermöglicht wurde durch das konsequente Hinwegsehen über dessen dringlichen Charakter. Interessant erscheint diesbezüglich, dass das Genre autosozilogischer Texte, die in den letzten Jahren große Beliebtheit erfahren haben, an der eingeübten soziologischen Perspektive festhält, Grenzen während eine nicht tragbare Aussparung bedenkenlos hinnimmt. Ausdrücklich muss berichtigt werden, dass das *Unbewusste* ungeachtet seiner heutigen Fachfremdheit einen fundamentalen Untersuchungsgegenstand der Soziologie darstellt, ohne den soziologische Analysen eines elementaren Bestandteils beraubt sind. Was es in der Soziologie doch auch über sie hinaus im Feld jener Disziplinen, die sich die Psyche als Gegenstand wählten, verlangt, ist ein Bewusstsein dafür, dass sich dieses nur in seiner sozialen Einbettung, als Teil verbundener soziogenetischer wie psychogenetischer Prozesse wirklich verständlich machen lässt. Im gängigen Repertoire der Soziologie, das maßgeblich durch ihr materialistisches Erbe geprägt ist, fehlt es neben den benötigten Instrumenten zuvorderst am benötigten Sensorium für diese Belange. So fachfremd, wie es mitunter aus heutiger Sicht erscheinen mag, war die Thematik des *Unbewussten* der Soziologie jedoch keinesfalls, denn bei genauerem Hinsehen sind im Feld der soziologischen Theorien vielfältige Ansätze, die zumindest Anteile in den Fokus rücken, auszumachen. Mit vermehrtem Interesse sollte diesem Traditionsstrang und den Einsichten, die durch ihn gewonnen wurden, nachgespürt werden, doch mit der

Prozessoziologie liegt ein bemerkenswerter theoretischer Zugang vor, der eine Synthese verschiedenster Perspektiven darstellt und die Psyche auf ganz ergiebige Weise in die Analysen integriert. Immer wieder verweist Elias darauf, dass die für ihn relevanteste Figur dieser geistesgeschichtlichen Linie in Freud liegt, über dessen Arbeiten er mit seiner Theorie hinausgehen möchte; dabei sichtbar machen will, dass die Psyche und ihre Gestalt interdependent ausfallen. Ausdrücklich wird von ihm auch betont, dass jene Instanz des »Über-Ich« nicht immer identisch verbleibt, wie sie von Freud behandelt wurde, gänzlich unangetastet von allen Dynamiken, gleich einer biologischen Tatsache (Elias 2005c: 149). Oder wie Elias dies kurzum formuliert: »Was ich damit sagen möchte, ist, daß es notwendig ist, die Persönlichkeitsstruktur als etwas Veränderliches in Beziehung zu den gesellschaftlichen Verhältnissen und ihren Veränderungen zu setzen« (ebd.:). Gehen wir nach dieser Einordnung näher auf die Konzeption der sozialen Persönlichkeitsstruktur ein. Kaum einer Erwähnung wert, einer Binsenweisheit gleichkommend, wirken sich die individuellen Anteile des Psychischen auf das Soziale aus, sie sind handlungs- wie interaktionsanleitend, doch weitgehend unbemerkt fällt die Bedeutung jener geteilten *unbewussten* Strukturen aus. Gerade durch diese Gegebenheit können sie ungehindert ihren Einfluss ausüben, weswegen es unerlässlich wird, diesen nachzuspüren. Geleitet von dem Wissen über die Wirkung gesellschaftlich bedingter Strukturen im *Unbewussten* stellt es ein Kernthema seiner Publikationen dar, ob es sich um »Die höfische Gesellschaft«, »Über den Prozeß der Zivilisation« oder »Die Gesellschaft der Individuen« handelt. Dementsprechend streicht Elias die Aufgabe des von ihm angestoßenen Theorieprojekts hervor: »Es ist eine der Aufgaben einer Zivilisationstheorie, das Problem langfristiger Wandlungen von Gesellschafts- und Persönlichkeitsstrukturen ohne vorwegnehmende Dogmatik auf einer neuen Stufe wieder ins Zentrum der menschenwissenschaftlichen Diskussion zu rücken« (Elias 2006c: 524). An psychologisierenden Betrachtungen des Sozialen fehlt es nicht, was sie jedoch disqualifiziert, ist ihre aus der psychologischen bzw. psychoanalytischen Praxis stammende Übertragung individualdiagnostischer Konzeptionen, die den Gegenstand, jene unzweifelhaft zu beobachtenden Tendenzen, analytisch verfehlt. Das *Unbewusste* als ihr Alleinstellungsmerkmal ansehend, etablierte sich, befördert durch den Rückzug der Soziologie, eine Pseudosozilogie, deren Diagnosen auf die Gesellschaft ausgeweitet werden. Um ein Beispiel zu nennen, so hat der Begriff des Narzissmus Einzug gehalten in die Charakterisierung der Gesamtgesellschaft, als einer »narzisstischen Gesellschaft« (Kuzmics 1990: 251; Reiche 2004: 13-14, 42). Eine Diagnose, die für Laien zufriedenstellend erscheinen mag, der es allerdings sichtlich an analytischer Schärfe mangelt. Weitere Gründe



ließen sich für die diagnostischen Defizite anführen, doch zuvorderst belässt der gewählte Rahmen, nur auf die gegenwärtige Gesellschaft blickend, gewichtige Anteile des *Unbewussten* im Dunkeln. Wiederholt lässt sich Verwunderung unter den Kritikern ausmachen, weshalb die prozesssoziologische Position anhand aus heutiger Sicht ab und an als unbedeutend erachteter historischen Perioden konturiert und erläutert wird. Resultierend in einer Irritation, die daher rührt, dass seine Ausführungen vor der Moderne, der vorgeblich einzig relevanten Periode, halt machen. Gesehen wird dabei nicht, dass der gewählte historische Ausschnitt gerade dazu dient, Aspekte unserer selbst offenzulegen, deren Prozesscharakter uns seit Langem *unbewusst* geblieben ist, indessen jedoch das Selbstverständnis des Individuums sowie das kulturelle Selbstverständnis maßgeblich bestimmt haben. Ein Großteil seines Werks dient der Darlegungen der Entwicklungslinie einer spezifischen Persönlichkeitsstruktur, eines neuzeitlichen Gepräges in Europa, das seine Anfänge im höfischen Umfeld genommen hat, sich von dort ausgebreitet hat, zunächst über das Bürgertum und sich anschließend zu einem gesellschaftlichen Gebot erhoben hat, sodass es heute kaum vorstellbar erscheint, dass Individuen gänzlich anders empfanden, eine andere Sicht auf die Welt einnahmen und divergierend zu uns heute gehandelt haben. Vollzogen hat sich dies über eine Reihe von Anpassungen der Individuen an jene gesellschaftlichen Bedingungen, in denen sie sich wiederfanden; fraglos schneidet dies das »Es« an, dessen Verhältnis zu den anderen Anteilen ebenso aus prozesssoziologischer Sicht faszinierend erscheint (Blomert 1990: 36), bedauerlicherweise müssen wir es momentan aussparen. Aus den Kapitelüberschriften in der Zusammenfassung des zweiten Bandes des Prozessbuches, welche den Untertitel »Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation« trägt, lassen sich diese unkompliziert ablesen, doch Goudsblom fasst sie in nachfolgendem Zitat zusammen.

»[...] Zunahme des gesellschaftlichen Zwangs zum Selbstzwang, Ausbreitung des Zwangs zur Langsicht, Verringerung der Kontraste und Vergrößerung der Spielarten, Dämpfung der Triebe, Psychologisierung und Rationalisierung, Vorrücken der Scham- und Peinlichkeitsschwelle. Dies alles sind Prozesse.« (Goudsblom 2016a: 91)

Ohne dem Einwirken von Zwängen, sowohl als Fremd- sowie in ihrer Übersetzung in Selbstzwänge, die von den Sozialwissenschaften vernachlässigt wurden, wird es nicht gelingen, die Anpassungen, gar die damit verbundenen Strukturen zu erschließen. Gerade hierin, doch keineswegs darauf reduziert, hat Elias bedeutsames geleistet (Kuzmics 1990: 223-225, 246; von Ferber 2016: 111; Goudsblom 2016a: 95), was uns beim Thema der Exklusion und der Suche nach Gründen für ihr vermehrtes Auftreten erlaubt, neues Terrain zu betreten. Es handelt sich um ein längeres Zitat, dennoch soll es an dieser Stelle angeführt

werden, da es die Quintessenz seiner Überlegungen darstellt, uns näherbringt, worin die Besonderheit der spezifischen Persönlichkeitsstruktur liegt, welche in unseren Gesellschaften hervorgebracht bzw. herangezogen wird.

»Sie ist der Ausdruck für eine eigentümliche geschichtliche Modellierung des Individuums durch ein Beziehungsgeflecht, eine Form des Zusammenlebens mit anderen von ganz spezifischer Struktur. Was hier spricht, ist das Selbstbewußtsein von Menschen, die durch den Aufbau ihrer Gesellschaft zu einem sehr hohen Maß von Zurückhaltung, von Affektregelung, von Triebverzicht und -verwandlung gedrängt werden und die gewohnt sind, eine Fülle von Verrichtungen, von Triebäußerungen und Wünschen in private, dem Blick der ›Außenwelt‹ entzogene Enklaven der Heimlichkeit zu verlegen oder gar in den Keller des eigenen Seelenhaushalts, in das Halb- oder Unbewußte. Dieses Selbstbewußtsein entspricht, mit einem Wort, jenem Seelenaufbau, der sich in bestimmten Phasen eines Zivilisationsprozesses herstellt. Er ist charakterisiert durch eine besonders starke Differenzierung und Spannung zwischen den als Selbstzwang angezüchteten gesellschaftlichen Geboten und Verboten und den unbewältigten oder zurückgehaltenen Trieben und Neigungen im Menschen selbst. Es ist dieser Widerstreit im Einzelnen, diese ›Privatisierung‹ oder Ausklammerung bestimmter Sphären des Lebens aus dem gesellschaftlichen Verkehr der Menschen und ihre Belegung mit gesellschaftlich gezüchteter Angst, etwa mit Scham- und Peinlichkeitsgefühlen, die in dem einzelnen Menschen das Empfinden wachhält, er sei ›innen‹ etwas, das ganz für sich allein, ohne Beziehung zu anderen Menschen existiere, das erst ›nachträglich‹ zu anderen ›draußen‹ in Beziehung trete. Und so echt, so wahr diese Vorstellung auch als Ausdruck für den eigentümlichen Bewußtseins- und Triebaufbau des Individuums in einer bestimmten Phase der Zivilisationsbewegung ist, die wirkliche Beziehung von Mensch und Mensch kommt darin nur ganz unzulänglich zum Ausdruck.« (Elias 2003: 49)

Wie wir gesehen haben, umschreibt das Konzept der Persönlichkeitsstruktur zunächst eine von allen Individuen geteilte Modellierung ihrer Selbstkontrollapparatur, von der Elias in seinem Spätwerk anstelle des Selbstzwangs – und der Selbstzwangapparatur – präferiert spricht (Kuzmics 1990: 245). Auf diese basale Explikation lässt sich dieses jedoch nicht reduzieren, vielmehr kann es in seiner Nutzung bei Elias nur nachvollzogen werden, wenn gesehen wird, dass es untrennbar mit den daran anschließenden Betrachtungen verbunden ist. Genauer gesagt mit den sich aus der vorherrschenden Persönlichkeitsstruktur eröffnenden Konsequenzen, die bei einem darauf geschulten Blick in allen Bereichen zu beobachten sind; kurzum wirkt sich die Persönlichkeitsstruktur auf allen Ebenen aus. Sie stellt den konstitutiven Faktor dar, auf dem das Selbstbild und -verständnis der Individuen wurzelt (von Ferber 2016: 110), ferner fixiert sie in einem beachtlichen Ausmaß die Ausformungen der Beziehungen in einer Gesellschaft und spart dabei nicht die Beziehung des Menschen zu seiner nicht-menschlichen Umwelt, der »Natur« aus. So bildet am Rande erwähnt das Problemdreieck Individuum, Gesellschaft – oder wohl eher der Figuration – und »Natur«,

worunter die Umweltbeziehungen zu verstehen sind, einen unlöslichen Funktionszusammenhang, weswegen Analysen sich genau ansehen müssen, welche Folgen auch nur einzelne Verschiebungen im Ganzen haben können (Elias 2003: 189; siehe auch Goudsblom 1979: 150-154, 214), worin sich ein weites Feld möglicher Forschungsvorhaben eröffnet. Ausgestaltet kann das Verhältnis in diesem Problemdreieck, wie jeder weiß, fundamental anders sein. Zwischen Figurationen können große Differenzen bestehen, obwohl die Globalisierung, Tendenzen kultureller Vereinheitlichung diese fraglos reduzieren, wenn nicht sogar aus der Welt geschafft haben. Gewiss soll dies nicht als Affirmation verstanden werden, denn der Siegeszug des einen Modells rückt uns immer näher an den Abgrund. Um es fassbarer zu machen, worum es Elias geht, wollen wir es ein wenig anders beleuchten. In ein anderes Gewand gekleidet sowie an rezente Debatten und ihre Instrumente anschließend, auch wenn diese nicht so weit vorstoßen, besonders bei geteilten psychischen Strukturen, so tangiert Elias das, was von Rosa unter dem Begriff der »Weltbeziehung« erörtert wird und großen Anklang gefunden hat. Weswegen Rosas Deskription, was mit ihm umschrieben werden soll, für diese Besprechung interessant erscheint.

»Der Begriff der ›Weltbeziehung‹ meint dabei die Art und Weise, wie Menschen *in die Welt gestellt sind* oder, besser: in der sie sich als *in die Welt gestellt* erfahren. Diese Stellung oder auch Haltung der Welt gegenüber umfasst sowohl die eher passive Seite der *Welterfahrung* als auch die aktive Weise des menschlichen *Eingreifens* in die Welt; mithin also sowohl die Beziehung zu dem, was den handelnden Subjekten ›entgegenkommt‹, als auch zu dem, was es ›zu tun gibt‹.« (Rosa 2016: 7)

Dieses In-die-Welt-Gestelltsein weist eine kulturspezifische Konstante des Seelenhaushalts auf, die mit der Persönlichkeitsstruktur benannt wird. Worin eine ausschlaggebende Einsicht in der Prozesssoziologie liegt, denn was von den Individuen abverlangt wird, sorgt für die Herausbildung einer Weltbeziehung, in der ganz klar in der hiesigen Kultur zwischen dem »Inneren« des Individuums, unberührt und für sich existierend, und dem gesellschaftlichen, umweltlichen Exterieur unterschieden wird. Diese bezeichnende Weltbeziehung, welche die europäische wie us-amerikanische Kultur durchdringt, ob es Philosophie, Literatur oder andere Bereiche betrifft, spricht Elias mit dem Menschenbild des *homo clausus* an, gegen das er in seinen Werken anzukämpfen versucht. Womit er der hochspezifischen existenziellen Erfahrung – Selbstwahrnehmung und Selbsterfahrung –, ein verschlossenes Gehäuse gegenüber anderen zu bilden, ihre Legitimität aberkennt und immer wieder auf den darum kreisenden Kult, um das Individuum und das verzerrte Menschenbild nicht nur hinweist, sondern die folgenreiche wie desaströse Tragweite dieser Praxis beleuchtet (exempl. Elias 2003: 155, 159, 266-267; 2006a: 325-326; 2014: 139-140). Dabei nutzt Elias eine Fülle an

Metaphoriken, um für den Leser diese problematischen Denkgewohnheiten auch in den disziplinären Abgrenzungen offenzulegen; von der wohl bekanntesten seiner Parabeln, jener der denkenden Statuen, die sich gegen die philosophische Praxis in diesen Belangen richtet (Elias 2003: 157, 162-163; siehe auch Fröhlich 1991: 101) oder mit der äußerst unterhaltsamen Kritik am Menschenbild des Psychiaters durch das Gleichnis eines einzelnen Individuums, das in einem durch hohe Mauern abgetrennten Bereich sitzt, dort ungestört sein will, jedoch von geheimnisvollen Zwergen mit kleinen Gummibällen von der anderen Seite aus beworfen wird, die bei ihm »Ein-drücke« hinterlassen (Elias 2006a: 297-298) – zweifelsfrei drückt dies auch gewollt ein defensives Moment aus, gegenüber einer nicht selten als bedrohlich angesehenen Umwelt. Ohne weitere Umschweife, zumindest Essenzielles behandelt, könnten die Fragen aufgeworfen werden, inwiefern diese Ausführungen angesichts der Exklusionsthematik Orientierung bieten sollen und auf welchem Wege sie einen Beitrag zu einem besseren Verständnis leisten können. Abgetan werden könnte dieser belangvolle Teil Elias' Werkes als eine neben vielen Erörterungen der Individualisierung, was ihnen jedoch mitnichten gerecht werden würde. Stellte Individualisierung, seit es das Fach gibt, einen viel beachteten Untersuchungsgegenstand dar, so kann aus prozesssoziologischer Sicht in einer differenten Art mit ihm umgegangen werden. Auf der Suche nach Antworten wird derzeit bei Klassikern wie Simmel oder Weber Ausschau gehalten, ohne ihre Leistungen zu schmälern, kann jedoch festgehalten werden, dass diese ersten Untersuchungen, so wichtig sie auch waren, noch zu kurz greifen. Zu sehr folgen sie noch dem damaligen Zeitgeist, unreflektiert spielen unwissenschaftliche Anschauungen in ihre Betrachtungen hinein, wie Breuer in einem Artikel ausführt, in dem besonders jene Differenz zwischen quantitativer und qualitativer Individualisierung hervorsteicht. Obschon sie sich des prozessualen Charakters des Sozialen bewusst waren, misslang ihnen eine durchgängige Berücksichtigung, was auch daran liegt, dass das Sensorium noch nicht ausreichend gegeben war. Darin soll kein Vorwurf gesehen werden, denn ihr Bemühen zielte darauf ab, erstmals eine autonome soziologische Anschauungsweise zu erarbeiten sowie diese zu etablieren. Über diese Grundsteinlegung sind wir jedoch hinaus und wir kommen nicht umher, uns um ein angemessenes Verständnis, einen adäquaten Umgang gegenüber einer Problemlage, die ein ungeahntes Ausmaß erreicht hat und sich voraussichtlich, den Tendenzen folgend, intensivieren wird, zu kümmern, falls wir nicht die Rolle von ahnungslosen Beobachtern einnehmen wollen. Seither ist, worauf Elias verweist, ein »Schub der Massenindividualisierung« zu beobachten, der für Simmel und Weber nicht auszumalen gewesen wäre, den sie auch nicht für möglich gehalten hätten, worauf Breuer ebenfalls hinweist (Elias 2003: 242; Breuer 2016: 322-325). Wiewohl

Individualisierung kein originelles Thema darstellt, ausgiebig zu ihm publiziert wurde – und auch vielfach auf den zunehmenden Grad der Individualisierung verwiesen wird – bestehen nicht annehmbare Aussparungen, durch die sich keine gebührende Einschätzung der Situation einstellen kann. Fragmentarisch verbleibend, stellt die an diesem Ort betriebene Akzentuierung des prozesssoziologischen Programms nichts anderes als ein Angebot dar, diesen Leerstellen entgegenzuwirken. Aus dem Repertoire der soziologischen Theorien bietet keine ein annähernd umfassendes analytisches Potenzial und auf das Thema der Exklusion blickend, gilt dies gleichfalls. Was mit ihr untermauert wird, ist die Notwendigkeit, Denkgewohnheiten, ihre Gewissheiten sowie die disziplinären Grenzziehungen nicht blindlings hinzunehmen sowie auf tragfähigen Erkenntnissen des wissenschaftlichen Betriebs aufzubauen, ungeachtet dessen, aus welchem Segment sie stammen. Ohne sich von Simplifizierungen zu verabschieden, sich endlich der Komplexität des Sozialen stellend, wird es nicht gelingen, nachzuvollziehen, was vor sich geht, wodurch die Soziologie den anfänglich an sie gerichteten Erwartungen einer Orientierungshilfe nicht nachkommen kann, dadurch nicht über ein verwundertes Beobachten hinausgeht. Für den soziologischen Betrieb bestünde in Elias Werk und theoretischer Position sowohl ein Schau- wie ein Lehrstück einer unvoreingenommenen, synthetisierenden und die soziale Wirklichkeit wahrlich berücksichtigenden, nicht nur Ausschnitte wählenden soziologischen Praxis und Theoriearbeit, welche damit Maßstäbe setzt. Es bedarf einer Neuorientierung, wie es sich darin kundtut, dass die auserkorenen Erklärungsmodelle an ihre Grenzen stoßen, doch diese liegt ebenso fern und nach wie vor hat sich kein hinreichendes Bewusstsein für die zersetzenden Tendenzen etabliert. Noch verbleiben Entwicklungslinien, die uns neben einer Erklärung auch deshalb dienlich wären, weil sie uns Verläufe immerhin grob prognostizieren ließen, im soziologischen Betrieb größtenteils im Dunkeln, was sich auch am Umgang mit dem Untersuchungsgegenstand der Individualisierung ablesen lässt. Auf die Gegenwart beschränkt sind die Möglichkeiten der Analyse wegen der anhaltenden Verschärfungen, die ständig aufs Neue jene staunen lassen, die einer diagnostischen Langsicht entbehren, erschöpft. Freilich ist dies nicht pauschal zu verstehen und vereinzelt lassen sich Stimmen im Fach ausmachen, die jene bedrohliche Dynamik sehen und ansprechen. Mit Zygmunt Bauman und Ulrich Beck können wir ad hoc zwei äußerst prominente Vertreter des Fachs anführen, in deren Beschäftigung mit dem Sozialen die Gefahren dieses Intensivierungsprozesses ein wesentliches Motiv bilden. Es bleibt abzuwarten und zu hoffen, dass sich diese Einsicht einstellt, Regungen zeigen, über das eingeübte Innerste des Kanons hinauszusehen, um andere Perspektiven wie Instrumente zu entdecken. Die eigentliche Krux dabei liegt nun darin, dass

eine prozessoziologische Perspektive konsequent verfolgt, Existenzielles ins Wanken bringt – eine in sich genuine Selbsterfahrung birgt –, womit unzweifelhaft eine Verunsicherung verbunden ist. Indes handelt es sich um Schritte, die nun mal gegangen werden müssen, sofern wir wahrhaftig einer hochgradig zweifelhaften Sichtweise, welche sich wie ein Schleier über unsere Augen legt, zu entkommen versuchen (Elias 2003: 163). Ein Sachverhalt, den Elias öfters hervorhebt: »Um in dieser Richtung zu einer größeren Klarheit zu gelangen, dazu aber bedarf es mehr als einer bloßen Revision von Denkgewohnheiten; dazu bedarf es einer tiefergreifenden Revision des ganzen herkömmlichen Selbstbewußtseins« (ebd.: 39). Um Ungesehenes sichtbar zu machen, müssen weniger ausgetretene Pfade beschritten werden. Mit diesen grundlegenden Aspekten der Theorie und ihrer Einordnung müssen wir uns an dieser Stelle begnügen.

### **5.3 Ein erweitertes Verständnis von Exklusion**

Exklusion stellt einen theorie- bzw. werkfremden Begriff in der Prozesssoziologie dar, dessen breite Besprechung im deutschsprachigen Raum erst einige Jahre nach Elias Ableben eingesetzt hat. Über Elias Reaktion auf diesen kann daher nur spekuliert werden, doch mutmaßlich hätte er sich diesem verwehrt, worin eine legitime Haltung bestünde. Was wir der vorherigen Bearbeitung, was unter Exklusion in den beiden theoretischen Strängen der Debatte zu verstehen ist, entnehmen können, ist, dass reichlich Hemmnisse bestehen, bevor er ein einigermaßen zufriedenstellendes analytisches Instrument abgibt. Er mehr darstellt als einen Kampfbegriff des ungleichheitstheoretischen Lagers, während er auf systemtheoretischer Seite okkasionell zwar Erwähnung findet, doch seinen Glanz eingebüßt hat. Mit ihm und der Debatte, welche sich um ihn entsponnen hat, wurde die Aufmerksamkeit auf die neuartigen Verschiebungen im Sozialen gelenkt, wodurch diese immerhin in beschränktem Maße begreiflicher gemacht wurden, worauf hier explizit verwiesen werden soll, denn dies soll nicht geschmälert werden. Insbesondere in der Verbreitung dieser Inhalte über die Wissenschaften hinaus haben sich einige in dieser Debatte verdientvoll gemacht. Eine Integration des Exklusionsbegriffs in die Prozesssoziologie wird in dieser Arbeit nicht direkt angestrebt, da ein derartiges Vorhaben wegen seiner inkompatiblen Grundlagen als wenig sachdienlich angesehen werden kann. Gänzlich auf ihn zu verzichten, stellt dagegen ebenso wenig eine ernstzunehmende Alternative dar, allzu sehr hat er sich als Anknüpfungspunkt in der Besprechung einer Reihe an Entwicklungen etabliert. In der Einbettung, die er hier erfährt, kann er bedenkenlos als Bestandteil einer prozessoziologischen Analyse in Erscheinung treten. Jene Mühsal mit dem

systemtheoretischen Ballast, wie sie uns aufseiten der Ungleichheitstheorien begegnet ist, wo zunächst mit dem starken Exklusionsbegriff der Systemtheorie gerungen wurde, der anschließend einer abgeschwächten Variation weichen musste, entgeht man durch eine prozessoziologische Sicht, die sich theoriebautechnisch der Dichotomie von Innen und Außen widersetzt. Als relationale Soziologie, bestimmt durch ein Denken in figurativen Konstellationen, entzieht sie sich dieser künstlichen wie entbehrlichen Problematik gänzlich. Ein Bruchstück eines Gedankens Oswalds, die sich dem Thema aus ungleichheitstheoretischer Position annähert, derweil einen anderen Aspekt bespricht, soll wegen seiner Relevanz für diese Belange ins Gedächtnis gerufen werden. So ist ihr zuzustimmen, wenn sie Folgendes festhält: »Soziale Vernetzungen produzieren aber nie ›nichts‹, sondern immer ›etwas‹ [...]« (Oswald 2017: 136). Exklusion ist, wie andere, als ein relationales Phänomen zu sehen, es fällt nur besonders radikal aus. Nachfolgende Beschäftigung soll anregen, über das Thema der Exklusion auf andere Weise nachzudenken und dazu animieren, den facettenreichen Entwicklungen umfänglich nachzuspüren, wie es in diesem begrenzten Rahmen nicht möglich sein wird.

Im Übrigen finden sich auch Stimmen, die darauf hinweisen, dass die bisherigen theoretischen Referenzen einem Verständnis von Exklusion im Wege stehen. Interessant erscheinen hier insbesondere die Forderungen nach einem prozessualen, relationalen Zugang, ohne dabei auf die Prozesssoziologie zu verweisen. Zum ungleichheitstheoretischen Umgang mit der Thematik, welche analytisch auf Spaltung und Polarität hin geeicht ist, und dem gewonnenen Erkenntniszuwachs, merkt Vogel verhalten an.

»Und dennoch melden sich Zweifel, wie groß der Erkenntniszugewinn dieser soziologischen Verschärfung tatsächlich ist – ja, vielleicht droht auf diese Weise sogar manche wichtige Einsicht in den Wandel und die Neuordnung des sozialen Strukturgefüges verbaut zu werden.« (Vogel 2006: 342)

In die gleiche Richtung stößt auch Hark vor, in dem sie hinterfragt, ob man dem Phänomen gerecht wird, wenn es verkürzt als eine Wiederkehr der gesellschaftlichen Verhältnisse im 19. Jahrhundert angesehen wird und damit womöglich den fundamental anderen Charakter des gegenwärtigen Wandels übersieht. Sie verbleibt auf ungleichheitstheoretischem Untergrund, dennoch schleichen sich aufschlussreiche Äußerungen in ihren Beitrag ein, die über die vertretene Position einer Erweiterung durch die Einbeziehung des Aspekts der Anerkennung hinausgehen (Hark 2005: 127, 130-131, 133-135, 138). Hinsichtlich der Frage des Neuen, des »krassen sozialen Wandels« und seiner Aufarbeitung durch die Soziologie, in der der speziellen Gestalt rezenter Gesellschaften nicht hinreichend Beachtung geschenkt wurde,

findet sie deutliche Worte: »Wie die *neue gesellschaftliche Figuration* zu beschreiben wäre, innerhalb der diese Gefährdungen situiert sind, dazu existieren in der Soziologie bisher eher Suchbewegungen als definitive Antworten« (ebd.: 131, Hervorh. A. O.). Einige Seiten weiter hebt sie hervor, dass Exklusion nicht über eine räumliche oder rechtliche Logik begriffen werden kann, sondern sich nur einer prozessualen, temporalen Logik erschließt; währenddem sie an der Umschreibung von Exklusion durch die Gleichzeitigkeit des Innen und Außen festhält, nicht über diese hinauszugehen versucht (ebd.: 134). Der wohl eindrucklichste Fall liegt überraschend mit dem Beitrag »Konstruktionen des sozialen Konflikts« von Bude vor. Ausgehend von einer Kritik an Bourdieu und einem daran anschließenden Loblied auf Latour sowie seiner Netzwerktheorie, formuliert Bude Anforderungen an die soziologische Theorie, die mit der gesteigerten Dynamik des Sozialen mithalten muss, feingliedrige Vernetzungen in den Blick bekommen muss, falls sie den Konflikten analytisch habhaft werden will (Bude 1998: 153-154). Was Bude hier erwähnt, stellt, auch wenn der Netzwerkbegriff im Vordergrund steht, einen Aufruf dazu dar, Theoriearbeit stärker in Richtung der relationalen Soziologie zu lenken, wie folgender Auszug veranschaulicht.

»Das Soziale ist weder extern noch intern, sondern verbirgt sich in den Rissen und Brüchen zwischenmenschlicher Verständigung und historischer Transformativität. [...] Zwar bestehen Verbindungen zwischen den einzelnen Situationen, aber jeder Moment hat sein eigenes Gesetz. Es existiert kein großes Muster, das alles erfaßt, sondern eine Vielzahl von Fäden, die einzelne Muster oder Teile von Mustern miteinander verbinden.« (ebd.: 163-164)

Damit bewegt er sich in einem Nahverhältnis. Unter Berufung auf Deleuze und seine Beschäftigung mit der Machttheorie Foucaults, welche beiläufig erwähnt frappante Ähnlichkeit mit jener Elias aufweist, es gewissermaßen ein Scharnier zwischen den zwei differenten Forschungsvorhaben darstellt, von dem aus ihre methodisch-analytischen Verfahren vortrefflich verglichen werden können, was einiges erhellen kann, hebt Bude die Relevanz der Idee einer Prozessualität in der Theorie hervor (ebd.: 170). Derartige Ansichten sind vereinzelt anzutreffen, sie verbleiben jedoch in der Stellung einer Erwähnung und führen zu keiner Adaption oder gar Neuorientierung. Bei diesem Einschub wollen wir es belassen.

Eine prozesssoziologische Ansicht jener sozialen Verschiebungen kann dort ansetzen, wo durch Kronauer in der ungleichheitstheoretischen Besprechung mit der Vorstellung eines qualitativen Bruchs ein analytisches Maximum erreicht wurde. Den Faden wieder aufnehmend, liefert das Konzept des *homo clausus*, nämlich geteilter psychischer Strukturen, welche entsprechend den figurativen Besonderheiten ausgestaltet sind, eine Abhilfe. Gewiss muss, um eine Analyse in diese Richtung fortzuführen, abseits des Wohlvertrauten eine



missliebige disziplinäre Grenzüberschreitung vollzogen werden. Anders als dies Luhmann vertritt, ohne hier weitere Verweise vorzunehmen, die veranschaulichen würden, wie unliebsam dieses Thema der Soziologie geworden ist, wird sehr wohl ein »[...] ›Menschentypus‹ gezüchtet«, wie es von ihm hämisch formuliert wird (Luhmann 1993: 247). Gänzlich verloren gegangen ist diese bei den Klassikern des Fachs noch präsentere Einsicht nicht, ihre gegenwärtig prominenteste Eingliederung findet sie im deutschsprachigen Raum bei Reckwitz. In moderaterer Form tritt Reckwitz mit seinen Publikationen in die Fußstapfen Elias, ohne eine zu umfängliche Grenzverschiebung zu unternehmen, mit dem Blick eher auf kulturelle Aspekte gerichtet, dennoch wird auch von ihm hervorgestrichen, dass die Subjektform, der Sozialcharakter dem gesellschaftlichen Wandel unterworfen sind, worauf seine Diagnose der Singularisierung beruht (Reckwitz 2019: 207, 215); verglichen mit der prozessoziologischen Unternehmung findet dadurch nur ein Ausschnitt seine Bearbeitung. Ein Kritikpunkt könnte daher lauten, dass Reckwitz dem Sozialcharakter nicht bis in seine Tiefenstrukturen folgt, sondern sich damit begnügt, sich in den Chor jener, die dem Unbehagen in der Gesellschaft, das sich durch Erschöpfung, Depression und dergleichen bemerkbar macht, einzuordnen. Dies soll nicht als generelle Ablehnung verstanden werden, da diese Stimmen in der Öffentlichkeit und ihren Debatten wichtige Impulse liefern, Reflexionen zum Sozialen und ihren Schief lagen anleiten, sie führen uns jedoch nicht zu den Grundproblemen, verbleiben bei der Besprechung von Symptomen. Trotz dieses Einwandes gegenüber diesen Abhandlungen, so muss das getroffene Fazit in diesem Beitrag ins Licht gerückt werden, denn bereits in einer sich den Symptomen widmenden Ansicht offenbart sich, dass die »Spätmoderne« nicht nur an die Grenzen des ökologisch Tragbaren stößt –, worin berechtigt eine Untertreibung gesehen werden kann –, ferner tun sich auch Grenzen für die Subjektkultur auf, die unversehens zu einer immensen Bedrohung geworden ist (ebd.: 237-238). Noch vor kurzer Zeit unbemerkt, entfaltet sie eine atemberaubende wie bedrohliche Dynamik. Der Wandel in der Einschätzung lässt sich exemplarisch an der Publikation »Das Individuum der Gesellschaft« von Schroer veranschaulichen, die ungeachtet einiger Schnitzer einen außerordentlichen Theorievergleich zur Thematik der Individualisierung darstellt, was in ihr jedoch noch untergeht, sind die existenziellen Gefahren, die in den vergangenen Jahren deutlich zugenommen haben. Obschon Schroer Zersetzungstendenzen anführt, findet sich in dieser mehr als zwanzig Jahre alten Publikation noch ein Vertrauen darin, dass noch stabilisierende Momente einsetzen werden. Auf die von Leisering vorgebrachte Frage, was denn auf Individualisierung folgen mag, welche Schroer in seinen schließenden Worten lakonisch mit mehr Individualisierung beantwortet, darauf verweisend, dass kein zu düsteres

Bild gezeichnet werden sollte, kann gegenwärtig eine Antwort nur schwerlich von derart viel Zuversicht getragen werden und fiele ähnlich jener letzten Bemerkung bei Reckwitz – über die sich auftuenden Grenzen der Subjektkultur – aus, wenn nicht noch düsterer (Schroer 2001: 452, 457, 460-461). Im gesellschaftsdiagnostischen Bereich hat sich längst eine Ernüchterung eingestellt, mit der Zweifel an einer Selbstjustierung des Sozialen, in der neue Solidaritäten erzeugt werden, wo sich alte aufgelöst haben, aufgekommen sind. In einem ansonsten uneingeschränkt empfehlenswerten Beitrag Münchs aus dem Jahre 1998, der aktueller denn je ausfällt, durch seine Überschau des Dilemmas zwischen sozialer und ökologischer Zielsetzung sowie des erforderlichen Ausmaßes an Solidarität auch gegenüber Geflüchteten, findet sich noch dieses Zutrauen, aus dem heraus ein »[...] unablässiges solidarisches Wachstum der Gesellschaft [...]« als Leitlinie formuliert wird, sofern eine Dauerkrise ausbleiben soll (Münch 1998: 199-200), eine Forderung, wie sie heute aufgrund des Maßes der Desillusionierung wohl kaum ausgesprochen würde. Daraus mitzunehmen ist, dass die Diagnostik die nötige Langsicht entbehrte, wodurch sie jene Tendenzen nicht ausreichend in den Blick bekommen hat.

Mit dem elementaren Rüstzeug aus der bisherigen Heranführung an das prozessoziologische Projekt und dem aus ihr resultierenden erweiterten Blick, gehen wir nun auf ein anderes Verständnis jener Erscheinungen ein, die mit Exklusion umschrieben werden, und setzen sie in Verbindung mit jener durch das Konzept des *homo clausus* umrissenen kulturellen Schräglage. Wie aus vorhergehender Besprechung des Konzepts herauszulesen ist, beruht es auf der Grundeinsicht, dass ein figuratives Gefüge von einer spezifischen Beziehungsrelation gleichsam einer Basalstruktur bestimmt ist, wovon das Individuum jedoch nicht unberührt bleibt, denn wie hier bereits bekannt sein sollte, schreibt sich diese tief in die psychischen Strukturen des Individuums ein. Kulturen unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Akzentuierung bzw. Ausformung individueller wie kollektiver Aspekte in der Subjekt- wie Identitätsbildung und deren Gewichtung, was in die Erfahrungsebene der Individuen hineinspielt, sich auf das Selbstbild, das Selbstverständnis auswirkt sowie eine spezifische Weltbeziehung hervorruft. Bei der bislang vollzogenen Globalisierung zeigt sich, dass im neuzeitlich-westlichen Gepräge ein kulturelles Moment besteht, welches ungeachtet gewisser sekundärer Differenzen, die weiterhin bestehen bleiben und keinesfalls unterschlagen werden sollen, eine weltweite Etablierung erreicht hat. Es stellt einen ungemein wirkmächtigen kulturellen Export dar, dessen Konsequenzen nicht nur im Sozialen folgenreich ausfallen, sondern auch dessen Grundlagen und damit die Bedingungen für ein Fortbestehen bedrohen.

Die Grundidee divergenter Basalstrukturen formulierte Elias bereits im ersten Abschnitt seiner Publikation »Die Gesellschaft der Individuen«, den er 1939 verfasste. Dort nutzt er den Begriff der Wir-Ich-Balance (Elias 2003: 12), an dem wiederholt berechnigte Kritik geübt wurde, da Balance in einem Konzept, mit dem auf das mögliche Spektrum der Ausgestaltung zwischen den figurativen Gefügen, deren Differenzen verwiesen wird, fehl am Platz erscheint; mit ihm fälschlich ein Austarieren suggeriert wird. Bei der Begutachtung dieses Begriffs, der jedoch noch nicht gänzlich ausgereift ist, dessen sich Elias bewusst war (ebd.: 248-249), endet zumeist eine soziologische Beschäftigung mit diesem eminent bedeutsamen Thema. So unzulänglich der Begriff der Wir-Ich-Balance erscheinen mag, regt er dazu an, über die Relationen in einer Form, wie dies ansonsten nicht geschieht, zu reflektieren, wodurch sich eine relevante Perspektive erst eröffnet. Gerade hierin hätte die Soziologie einen dringlichen Nachholbedarf, weswegen Naheliegender, nämlich hierin Anleihen zu suchen, um ein adäquates Verständnis dafür zu gewinnen, was denn eigentlich vor sich geht, zu empfehlen wäre. Gewiss hätte sich dies in vielfältiger Weise für die Soziologie als lohnend erwiesen, wenn es zu einer tiefen Beschäftigung mit Elias' Erbe gekommen wäre. Potenziell wäre auch stärker hervorgetreten, dass man, wenn es um Individualisierung geht, genau genommen, mit dessen Schattenriss als analytischem Objekt operierte. Gemeinhin werden Individualisierung und der Abbau von restriktiven Anforderungen als bereichernde Entwicklung angesehen, und obwohl es auch ein Grundthema der Soziologie darstellt, reduziert sich die kritische Auseinandersetzung auf die Besprechung eines negativen Individualismus, mit der die eigentliche Problemlage nur peripher angeschnitten wird. Individualität erscheint als ureigene Angelegenheit des Individuums, wobei übersehen wird, wie dessen spezifische Ausgestaltung von kulturellen Gegebenheiten, wie Erwartungen bzw. Zwängen, Handlungsspielräumen und dergleichen abhängt (ebd.: 42). Um die Essenz von Exklusion zu erfassen, dabei nicht in alte Erklärungsmuster verfallend, muss der Frage nachgegangen werden, welcher Wandel in den 1970ern eingesetzt und seither zunehmend an Geltung gewonnen hat. Zu einem Teil findet sich hierzu die Antwort in der soziologischen Literatur, bei jenen Autoren, die sich mit dem Wandel des Kapitalismus befassen und dabei stark Anleihen nehmen am Konzept der ökonomischen Rationalität von Foucault (Foucault 2018: 367-393); das meiste Aufsehen haben dabei in den letzten Jahren Boltanski und Chiapello mit ihrem Buch zum »neuen Geist des Kapitalismus« sowie Bröckling mit dem »unternehmerischen Selbst« bzw. Subjekt erfahren. Wobei es sich um Verschiebungen handelt, die auf eine Refiguration hindeuten und mit einem konfliktuellen Moment einhergehen, das in diversen Publikationen wie bei jenen zuvor erwähnten Autoren zumindest hinsichtlich einer Dimension nuanciert beleuchtet wurde.

Darin besteht allerdings nur eine Teildiagnose, denn zugleich lässt sich ein Individualisierungsschub beobachten, der sich aus den kulturellen Erzeugnissen dieses Abschnitts ablesen lässt. Das spätmoderne Subjekt, so Reckwitz, zeichnet sich dadurch aus, dass es dem Prinzip der Singularisierung nacheifert. Er hält dazu fest, dass sich mit diesem Schub Wesentliches verändert hat, denn Individualisierung stellt nicht mehr nur eine Freisetzung des Individuums dar – analog kann man sich die Vorstellung einer »negativen« Freiheit ins Gedächtnis rufen –, sondern es besteht eine Erwartung gegenüber dem Individuum, darin bestehend, dass sich dieses singularisiert und das *Besondere* akzentuiert, vermittelt sowie behauptet (Reckwitz 2017: 7, 9). Dies führt uns geradewegs zu einem dynamischeren Konzept als jenem des *homo clausus*, wo Letzteres der groben Beschreibung eines Prozesses und seiner Tendenz dient. Hat es bisher noch keine Erwähnung gefunden, bietet dieses diagnostisch feingliedriger angelegte Konzept die Option, Sequenzen isolierter zu betrachten; ähnlich wie dies Reckwitz mit seiner Singularisierungsthese vorzeigt, doch im erweiterten Rahmen der Prozesssoziologie, wodurch sich analytisch deutlich mehr auftut. Ohne größere Umschweife, die wenig zweckdienlich erscheinen, wenn Elias bereits verdichtet zusammengetragen hat, was unter seiner Konzeption des *Ich-Ideals* zu verstehen ist und indessen sehr viele Aspekte seiner Perspektive miteinander verknüpft, können wir seine Äußerung heranziehen.

»Dieses Ideal gehört, mit anderen Worten, zu einer Persönlichkeitsstruktur, die sich nur im Zusammenhang mit spezifischen menschlichen Situationen, mit Gesellschaftsformen bestimmter Struktur bildet; es ist höchst persönlich und zu gleicher Zeit gesellschaftsspezifisch. Ein Mensch wählt sich dieses Ideal nicht sozusagen in freier Entscheidung aus einer Reihe von anderen als das ihm persönlich am meisten zusagende aus. Es ist das in der großen Mehrzahl der hoch differenzierten Staatsgesellschaften gesellschaftlich geforderte und eingepflanzte Ideal des einzelnen Menschen. Man kann sich ihm gewiß auch in solchen Gesellschaften widersetzen; und es gibt Klausen des Rückzugs, in denen man der Notwendigkeit, für sich selbst zu entscheiden und Erfüllung eines persönlichen Strebens in der Abhebung gegen andere zu suchen, enthoben ist. Aber gewöhnlich bleiben für Menschen, die in solchen Gesellschaftsverbänden großgezogen worden sind, diese Form des Ich-Ideals und der entsprechend hohe Grad der Individualisierung integrale Eigenheiten ihrer Person, deren sie sich nicht entledigen können, ob sie ihren Wert bejahen oder verneinen. Normalerweise akzeptieren Menschen, die derart großgezogen worden sind, diese Form des Strebens und die Haltungen, die ihr entsprechen, als selbstverständlich und »natürlich«.« (Elias 2003: 193)

Womit wir an den Angelpunkt einer prozesssoziologischen Sicht auf Exklusion gelangen, die ein Maß an Komplexität in der Analyse der Entwicklung erlaubt, wie es uns aus anderen theoretischen Richtungen kommend verwehrt geblieben ist. Zunächst scheint sich diese

einzureihen in eine Fülle an Kritiken der Individualisierung, doch erst hier wird die gesamte Bedrohungssituation ersichtlich. Auflösungsprozesse im Sozialen, so auch das Phänomen der Exklusion, lassen sich erstmals einordnen, in Verbindung setzen und Verläufe werden ersichtlich. Ineinander verzahnt entwickelt das Gepräge eine perpetuierende Wirkung. Eine unheilvolle Verbindung, der sich weder das Fach noch die Öffentlichkeit ausreichend bewusst sind, gegen die sich große Anstrengungen vonseiten Elias richteten und gegen die er zeitlebens anschrieb, doch deren Konsequenzen bei Beibehaltung gleichzeitiger Steigerung jedoch auch für ihn noch nicht absehbar waren. Neuerdings sehen wir uns erst mit diesen umfänglich konfrontiert. Erdheim weist zurecht darauf hin, dass die Psychoanalytiker Elias zu Dank verpflichtet sind, wegen seiner Leistungen, eine psychoanalytisch fundierte Kulturtheorie vorgelegt zu haben, ohne der ansonsten anzutreffenden Verzerrungen – wie einer Überbetonung –, die bei derlei Vorhaben ansonsten präsent sind (Erdheim 2016: 158). Gleiches könnte der Soziologie entgegnet werden, in der es jedoch bereits an der Einsicht, der Notwendigkeit der disziplinären Grenzüberschreitung ermangelt. Auf gewohnte Weise den Phänomenen annähernd und dabei mit den gewählten Limitationen hadern, ist sich niemand aufseiten der Soziologie dessen gewahr, dass die notwendigen Mittel, um ihnen beizukommen, bereits Bestandteil des disziplinären Repertoires darstellen, jedoch unter der Kategorisierung als Klassiker, wie so viele heute noch dienliche Leistungen vorhergehender Generationen, beiseitegeschoben wurden. Individualisierung dermaßen eindimensional besprochen, wie es sich eingebürgert hat, belässt die vielgestaltigen Auswirkungen auf der Beziehungsebene überwiegend im Dunkeln. Einzelnen wird es uns nicht möglich sein, diesen nachzuspüren, doch als Referenz, mit der ein wichtiger Aspekt angesprochen wird, soll hier die Publikation »Das Recht der Freiheit« von Honneth seine Erwähnung finden. An einer prominenten Stelle in diesem Werk – einen neuen Abschnitt eröffnend –, an der eine Beschäftigung mit der moralischen Freiheit stattfindet, welche eine gesellschaftlich relevante Ausformung von »reflexiver« Freiheit darstellt, demnach der Praxis zugrunde liegt, rekurriert Honneth auf die von Elias erarbeiteten Grundlagen eines verbundenen Prozesses von Sozio- und Psychogenese sowie auf das Gewicht des spezifischen neuzeitlich-westlichen Gepräges (Honneth 2017: 173). Worin eine seltene Würdigung Elias bei den vielfach unausgesprochenen Referenznahmen besteht, welche unter anderem bei Honneth anzutreffen sind, worin freilich ein gesondertes Thema besteht. Honneth zieht jedoch ein Resümee zu den Entwicklungen der vergangenen Jahrzehnte, das hier wegen seiner Relevanz auch für die Exklusionsthematik nicht einfach übergangen werden kann. Es steht zwar das Normative im Vordergrund, doch seine Einschätzung der Lage lässt sich als Kritik jener Intensivierung

verstehen, der wir hier nachgegangen sind. Im Visier steht das gesellschaftliche Primat der »individuellen« Freiheit.

»Heute, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, ist es beinahe unmöglich, einen dieser anderen Werte der Moderne zu artikulieren, ohne ihn nicht sogleich als Facette der konstitutiven Idee der individuellen Autonomie zu verstehen; ob es sich nun um die Beschwörung einer natürlichen Ordnung handelt oder um die Idealisierung der inneren Stimme, um den Wert der Gemeinschaft oder den Lobpreis der Authentizität, stets wird es dabei inzwischen nur noch um zusätzliche Bedeutungskomponenten dessen gehen, was es heißt, von der individuellen Selbstbestimmung zu sprechen. Wie durch magische Anziehung sind alle ethischen Ideale der Moderne in den Bannkreis der einen Vorstellung der Freiheit geraten, vertiefen sie bisweilen, verleihen ihr neue Akzente, aber setzen ihr nicht mehr eine selbständige Alternative entgegen.« (ebd.: 35-36)

Deutliche Worte zum erreichten Stand, an dem keine Alternative mehr zum *Ich-Ideal* und seinem normativen Pendant der »individuellen« Freiheit zu bestehen scheint. Woran unzweifelhaft seine Dominanz festzustellen ist. Exklusion als Phänomen des gesamtgesellschaftlichen Auseinanderdriftens, wie es von ungleichheitstheoretischer Seite aufgefasst wird, findet seine Ursprünge in einem kulturellen Irrweg, zu dem sich vielfach Stimmen geäußert haben, auf dessen Verlauf dagegen ein nicht hinreichendes Augenmerk gelegt wurde. In einem prozessual gesehenen, äußerst kurzen zeitlichen Abschnitt hat sich eine ungemein wirkmächtige zersetzende Dynamik entfaltet, zu deren Entgegnung vonseiten der Prozesssoziologie ein notwendiges Verständnis für deren tief reichende strukturierende Wirkung unserer Selbst sowie der Gesellschaft, was stets zusammen behandelt werden muss, vermittelt werden kann (Elias 2017b: 402). Wo sich überwiegend Ratlosigkeit offenbart, kann uns Elias mit der wohl extensivsten soziologischen Theorie, in der die Menschen als interdependente, bloß im Plural verständliche Wesen in all ihrer Komplexität, auf allen Ebenen und in allen Dimensionen wahrhaftig ihre Beachtung finden, weiterhelfen. Agenda war es, in groben Zügen jene Grundstruktur freizulegen, auf der dieser Prozess basiert sowie in das vermeintliche Chaos ein wenig Ordnung zu bringen, worin, wie Elias dies in anschließender Passage anführt, eine fundamentale Aufgabe besteht, der sich die Soziologie nicht nur, wenn es um Exklusion geht, bislang entzogen hat.

»Das zu tun, ist nur möglich, weil das gesellschaftliche Gewebe und sein geschichtlicher Gestaltwandel nicht ein Chaos ist, sondern, auch in Phasen der größten, sozialen Unruhe und Unordnung, eine klare Ordnung und Struktur besitzt. Das Ganze eines sozialen Feldes untersuchen, heißt nicht, alle Einzelvorgänge innerhalb seiner untersuchen. Es heißt zunächst einmal, die Grundstrukturen aufdecken, die allen Einzelvorgängen innerhalb dieses Feldes ihre Richtung und ihr spezifisches Gepräge geben.« (ebd.: 403)

Anschließend soll die Analyse konkretisiert werden, um eine augenscheinlichere Nutzung des Zugangs bereitzustellen.

Vorab noch eine Bekräftigung des Vorhergehenden durch Bude, der die Auffassung teilt, dass uns die Beschaffenheit der Konflikte deutlich mehr über die Gesellschaft vermittelt, worin im Übrigen ein Gemeinplatz bestehen müsste und Reflexion anleitend dienen sollte.

»So impliziert die Konstruktion des sozialen Konflikts eine bestimmte Konstruktion der Gesellschaft. Mit anderen Worten: die Antwort auf die Frage, mit welchen sozialen Konflikten wir in unserer Gesellschaft zu tun haben, enthält zugleich eine Antwort auf die Frage, in welcher Gesellschaft wir leben.« (Bude 1998: 154-155)

In Erinnerung ruft Bude dies in jenem Beitrag, der sich dadurch auszeichnet, auf die Dringlichkeit eines figurativen und prozessualen Verständnisses des Sozialen, das in den Rissen und Brüchen zu suchen sei, hinzuweisen (ebd.: 163-164, 170). Ausreichend wurde hier bereits gezeigt, dass sich dem die gebräuchlichen soziologischen Positionen entziehen; ohne von Neuem zu beginnen und das systemtheoretische Lager außen vor lassend, weil sich dort noch viele weitere Defizite auftun, genügt es, auf das Gemeinsame der ungleichheitstheoretischen Perspektiven zu fokussieren, denn was sich in ihnen zeigt, ist das Operieren mit Surrogaten. Anstatt sich der Beziehungsdimension in ihrer Komplexität zu stellen, bedient man sich präferiert an einer Fülle an Indikatoren, die quasi gleichgesetzt werden mit der Beziehung und dadurch eher vernebeln. Exklusion verlangt, wie sich unmissverständlich präsentiert hat, eine andersartige Ansicht, die in die Furchen, Risse und Brüche hineinblickt; eben nicht eine Explikation durch Kapitalien, die uns zurück zu den etablierten Konzeptionen wie der theoretisch alles dominierenden der Ungleichheit führt. Trotz eines unbestreitbaren theoretischen Verhaftetseins gelang es ihnen vereinzelt, auf die für das Thema der Exklusion konstitutive Bedeutung von Anerkennungsstrukturen hinzuweisen, was hier ausdrücklich gewürdigt wird. Vor dem Hintergrund der in diesem Kapitel besprochenen prozesssoziologischen Position und unter Zuhilfenahme anderer Referenzen wird dieser Faden aufgegriffen, um Exklusion in diesem veränderten Licht sichtbarer werden zu lassen. Exklusion wird in ihm auf zweierlei Weise erkennbar, wie sich anschließend zeigen wird. Woran es der Debatte sichtlich fehlte, war eine Theorie der Anerkennung, welche sie basaler zu verstehen versuchte, das Gewicht auf sie legte und sich keiner Abkürzungen – wie über Verteilungen – bediente. Mit seiner Habilitationsschrift »Kampf um Anerkennung« legte Honneth eine solche vor, die zwar vordergründig auf den Stellenwert verwehrter Anerkennung bei benachteiligten Gruppen, daraus resultierenden Bewegungen und dem dadurch stattfindenden sozialen Wandel abzielt, jedoch auch in den

hiesigen Belangen Relevanz besitzt. Ohne uns vertiefend seinem theoretischen Grundstock zu widmen, baut sie kurz gefasst auf den Frühschriften Hegels – den Jenaer Schriften – und den Arbeiten von George Herbert Mead auf. Bevor man sich den Anerkennungsstrukturen zuwendet, verlangt es eine Klärung, was unter Anerkennung auf elementarster Ebene zu verstehen ist. Es bedarf einer näheren Ansicht, da der Begriff maßgeblich über seine alltägliche Verwendung definiert ist, die jedoch unzureichend ausfällt. An Hegel anschließend, befasst sich Honneth mit diversen Anerkennungs- wie Beziehungsformen, so auch mit Liebe und Freundschaft, deren Geltung vor allem im engsten Kreis besteht, doch dem Phänomen der Exklusion folgend ergibt sich ein gesondertes Interesse an »sozialer Wertschätzung« wie ihrem Verlust, woran das Thema der Solidarität anknüpft. Herrührend aus einer technischen Ansicht des reibungslosen Funktionierens von Gesellschaft wird über den Stellenwert einer geteilten, wohlwollenden, wie affirmierenden Haltung hinweggesehen, obwohl sich aus ihr eine beträchtliche Bindungskraft ergibt. Um das gewählte Vokabular wie der »Wertschätzung« oder auch ihrer näheren Definition ließe sich debattieren, an der Relevanz des Kerns des vermittelten Gedankens ändert dies hingegen nichts. Honneth beschreibt sie als Anteilnahme und symmetrische Wertschätzung der unterschiedlichen Lebenswege –, wo auch Ansichten und dergleichen hineinspielen –, die in modernen Gesellschaften, nicht nur in jenem Abschnitt, in dem wir uns befinden, den Gegenstand permanenter Kämpfe darstellen (Honneth 2016: 205, 208). Eine wesentliche Anmerkung zur Wahl des Adjektivs »symmetrisch« nutzt Honneth, um sein Verständnis von Anerkennung auf gesellschaftlicher Ebene zu präzisieren.

»Daß ›symmetrisch‹ hier nicht bedeuten kann, sich wechselseitig im gleichen Maße wertzuschätzen, geht schon aus der prinzipiellen Deutungs Offenheit aller gesellschaftlichen Werthorizonte hervor: es ist schlechterdings keine kollektive Zielsetzung vorstellbar, die in sich quantitativ so zu fixieren wäre, daß sie einen exakten Vergleich zwischen dem Wert der einzelnen Beiträge gestatten würde; ›symmetrisch‹ muß vielmehr heißen, daß jedes Subjekt ohne kollektive Abstufungen die Chance erhält, sich in seinen eigenen Leistungen und Fähigkeiten als wertvoll für die Gesellschaft zu erfahren.« (ebd.: 210)

Damit legt er eine Minimaldefinition vor, welche noch Aspekte ausspart, auf die sich Anerkennungsprozesse in großem Maße stützen. Bevor wir einen Schluss daraus ziehen, inwiefern die Thematik der Anerkennung sich in den zu beobachtenden Entwicklungen auswirkt, noch eine Ergänzung, wie sie in einer weiteren Hinsicht von fundamentaler Bedeutung ist. Denn in der Minimaldefinition wird Anerkennung an die konsensuale Vorstellung der Erfüllung durch einen wertvollen Beitrag zur Gesellschaft gekoppelt. »Soziale Wertschätzung« geht wesentlich jedoch darüber hinaus, worauf Honneth an anderer



Stelle, während er unterdessen auf sozialtheoretische Kriterien einer gehaltvollen Grundlage für eine Gesellschaftstheorie, welche nicht auskommen kann, ohne auf die Anerkennungsstrukturen zu blicken, verweist.

»Den Ausgangspunkt einer solchen Gesellschaftstheorie muß der Grundsatz ausmachen, in dem der Pragmatist Mead mit dem frühen Hegel prinzipiell übereingestimmt hatte: die Reproduktion des gesellschaftlichen Lebens vollzieht sich unter dem Imperativ einer reziproken Anerkennung, weil die Subjekte zu einem praktischen Selbstverständnis nur gelangen können, wenn sie sich aus der normativen Perspektive ihrer Interaktionspartner als deren soziale Adressaten zu begreifen lernen. Eine erklärungsrelevante These ergibt sich aus dieser allgemeinen Prämisse freilich erst dadurch, daß in sie ein Element der Dynamik einbezogen wird: jener im sozialen Lebensprozeß verankerte Imperativ wirkt als ein normativer Zwang, der die Individuen zur schrittweisen Entschränkung des Gehalts der wechselseitigen Anerkennung nötigt, weil sie nur dadurch den stets nachwachsenden Ansprüchen ihrer Subjektivität gesellschaftlich Ausdruck zu verleihen vermögen. Insofern ist der gattungsgeschichtliche Prozeß der Individuierung an die Voraussetzung einer gleichzeitigen Erweiterung der Verhältnisse wechselseitiger Anerkennung gebunden.« (ebd.: 148-149)

Dass die Identitätsbildung von Anerkennung abhängt, stellt keine Neuigkeit dar, doch nach bisher Gesagtem zu dieser fundamentalen Dimension des Sozialen, über die Exklusion erst nachvollzogen werden kann, eröffnet sich sehr wohl ein Einblick, welcher in der bisherigen Debatte verwehrt geblieben ist. Denn Honneth verweist in den beiden letzten Sätzen auf die notwendige Voraussetzung eines erweiterten Verhältnisses wechselseitiger Anerkennung – »sozialer Wertschätzung« – bei einem voranschreitenden Prozess der Individuierung. Schumann merkt dazu an, dass Kämpfe um Anerkennung gegenwärtig gerade im Feld der Identität geführt werden, worin für sich ebenso wenig eine Neuheit besteht (Schumann 2018: 239), doch wie Identitätsfragen und deren wenig fruchtbare Verhandlungen zeigen, in denen sich eine Stimme nach der anderen zu Wort meldet, sich schlussendlich keiner gehört fühlt und Frustration das konfliktuelle Moment anschwellen lässt, ergibt sich eine Disparität. Publiziert wurde Honneths Habilitationsschrift in den 1990ern, einer Zeit, in der sich diese Tendenz nicht vollends abzeichnete, weswegen der Fokus auf emanzipatorischen Entwicklungen ganzer ausgeschlossener Gruppen liegt, wie zuvor angeführt. Seither hat sich indes die Diskrepanz zwischen dem erforderlichen Verständnis für das Gegenüber und seinem faktischen Vorhandensein ausgeweitet. Eine ergiebige Konzeption von Exklusion fügt sich hier nun ein, hier hält sie einen faktischen analytischen Wert bereit. Die Phänomene, welche mit ihm angesprochen werden, entspringen dieser Kluft und häufen sich durch die ansteigende, ausgedehnte Differenz. Aus einem spezifischen Gepräge des Individuums und

einer kulturellen Intensivierung entspringend, wie sie sich einreihen in den bereits lange anhaltenden Prozess, den Elias mit dem Konzept des *homo clausus* sowie dem *Ich-Ideal* zu beschreiben suchte, stellt Exklusion eine neuartige Erscheinung dar, mit der ein neues Stadium sozialer Konflikte erreicht ist. Hierin besteht nun die eine Seite von Exklusion als einer elementaren Zurückweisung. Empirisch fassbar wird dies nur durch die Aufnahme der Erfahrungsebene als apodiktischer Bestandteil soziologischer Analyse, die unweigerlich den gesetzten Rahmen überschreiten muss. Einen vielversprechenden Vorstoß in diese Richtung macht Elias in seinem Beitrag »Soziologie und Psychiatrie«, in dem ein äußerst nützlicher Begriff, um diese Lücke zu schließen, besprochen wird, der hier zwar beiläufig seine Verwendung gefunden hat, doch es verdient hat, in den Vordergrund gerückt zu werden, nämlich jener der Valenzen. Diese müssten Gegenstand soziologischer Analysen werden.

»Das kann man sich modellartig am besten vergegenwärtigen, wenn man sich jeden Menschen zu einer gegebenen Zeit als ein Wesen mit vielen Valenzen vorstellt, die sich auf andere Menschen richten, von denen einige in anderen Menschen ihre feste Bindung und Verankerung gefunden haben, andere dagegen, frei und ungesättigt, auf der Suche nach Bindung und Verankerung in anderen Menschen sind.« (Elias 2014: 159-160)

Erstmals in dieser Debatte kann anknüpfend an Elias ein genuines Verständnis von Exklusion etabliert werden, das über freie und ungesättigte Valenzen definiert wird. Was sich daraus ergibt, ist eine Konzeption, die auf basaler Ebene ansetzt und dadurch erst der Erscheinungen habhaft wird. Für sich betrachtet erscheinen offene Valenzen nicht sonderlich bedeutsam, doch in den loserer figurativen Anordnungen unserer Zeit wirken sie sich gravierend aus, zumal sich diese durch die zuvor angesprochene Diskrepanz mehren. Individuierung, die Zunahme der Distanzen sowie der zunehmende Verbleib von Valenzen in einem ungesättigten Zustand werden in der zeitgenössischen Soziologie divers thematisiert, diesbezüglich großen Anklang gefunden hat insbesondere Rosa mit seiner Resonanztheorie, mit der gerade diesem Spannungsverhältnis nachgegangen wird. Von einer weiterführenden Beschäftigung mit der Resonanztheorie könnte das in diesem Abschnitt besprochene neuartige Exklusionsverständnis profitieren, gegenwärtig wollen wir hingegen bei der Erarbeitung dessen Fundaments verbleiben; entsprechend kann es als Forschungsdesiderat gesehen werden. Niemals könnten, um die Argumentation weiterzuführen, alle Valenzen gesättigt sein, doch mannigfach auftretend ergibt sich dadurch ein fundamentales Problem, das in eine neue Form der Missachtung, des Ausschlusses sowie der Marginalisierung mündet. Weswegen Valenzen nachgespürt werden muss, da sie sich nicht gleichermaßen unmittelbar erschließen, wie man es gewohnt ist von Konzeptionen, die sich aus quantitativen Größen

ablesen lassen; es bedarf Detailansichten. Was sich dadurch verschließt, sind selbstredend pauschale Urteile über dessen Vorkommen, einer Praxis, welche leider allzu weit verbreitet ist, worauf wiederholt hingewiesen wurde in dieser Arbeit. Doch wohin führt uns die Implementierung von Valenzen in die Suche nach einem distinguierten Exklusionsverständnis? Prozesssoziologisch können Anerkennungsstrukturen, wie wir sie bisher bezeichnet hatten, als Valenzfigurationen aufgefasst und behandelt werden (Elias 2006a: 308, 310). Womit wir jedoch weitere Schritte in ein theoretisches Neuland setzen, dem sich die Soziologie bislang verwehrt hat.

»Soziologen widmen in der Regel denjenigen Aspekten zwischenmenschlicher Bindungen nicht genügend Aufmerksamkeit, die sich mit dem Arbeitsfeld des Psychoanalytikers am engsten berühren, nämlich den affektiven Valenzen, der elementaren Bereitschaft der Menschen, sich gefühlsmäßig aneinander zu binden. Ohne diese Bereitschaft wäre keine Kommunikation zwischen Menschen, wäre keine menschliche Gesellschaft möglich. Eine elementare Voraussetzung des sozialen wie des individuellen Lebens würde fehlen.« (ebd.: 315-316)

Unsere gesamte Beschäftigung mit der Prozesssoziologie kulminiert nun in diesem für die Debatte gänzlich neuartigen Zugang. Bloß durch das konsequente Nachspüren der verflochtenen soziogenetischen wie psychogenetischen Prozesse bietet sich ein adäquates Verständnis für eine maßgebliche Problematik dar, weswegen Elias berechtigt auf die Stärken seines Modells hinweist.

»Ein solches Arbeiten mit Figurationen, das die Aufmerksamkeit auf das gesamte Profil der Valenzen eines Menschen im Verlauf seiner Entwicklung ausweitet mit allen sich wiederholenden und sich wandelnden Mustern seiner affektiven Bindungen und Konflikte, liefert ein brauchbares theoretisches Modell für die Formulierung und Untersuchung von Problemen, die sich auf die Zusammenhänge zwischen Strukturen auf der individuellen und auf der gesellschaftlichen Ebene beziehen.« (ebd.: 310)

Konkretisieren wir, wie Exklusion ein individuelles sowie gesellschaftliches Problem darstellt, anhand von Beispielen, die jedoch der Materie verschuldet, nicht für das Phänomen an sich stehen können, sondern aus einer Menge möglicher Nachzeichnungen arbiträr herausgegriffen werden. Benannt werden hier Phänomene, die Teile diverser Debatten darstellen, doch nicht mit Exklusion in Verbindung gebracht werden. Unvermeidlich ergeben sich durch die vorgebrachte Auffassung von Exklusion gewisse Überlappungen mit der bisherigen Debatte und den in ihr als Exklusion beschriebenen Beobachtungen, allerdings überschreiten wir dadurch, dass wir über die Prozesssoziologie an die Thematik herantreten, den zuvor überaus eng gesetzten Rahmen, weshalb sich uns ein autarkes wie praktikables

analytisches Instrument darbietet. Exklusion fungiert demgemäß nicht mehr als Synonym, sondern setzt, wie wir es besprochen haben, auf elementarerer Ebene an, weswegen sie bisweilen Aspekte anderer Konzeptionen einbeziehen kann. Losgelöst vom theoretischen Ballast, dem wir uns zu Genüge zugewandt haben, können Analysen der bisherigen Debatte fallweise bekräftigt werden. An anderer Stelle würde sich herausstellen, dass es sich bei Beobachtetem keinesfalls um Exklusion handelt sowie sich darüberhinausgehend neue Formen erschließen, wo sie zuvor niemand vermutet hätte. Sehr wohl zahlt es sich aus, dorthin zu blicken, wo sie bislang gesucht wurde und nicht gleich alles zu verwerfen, denn ohne Weiteres lassen sich gewisse Überlegungen aus Systemtheorie oder Ungleichheitstheorien kommend integrieren, wenn sie nur ein wenig adaptiert werden. Valenzen lassen sich, um ein Exempel anzuführen, unter der Berücksichtigung des Menschen zu einem Teil auch über die Einbindung in die einzelnen Funktionssysteme thematisieren. So kann ein passionierter Sportler, wenn ihm der Übergang in einen institutionellen bzw. semiprofessionellen oder professionellen Rahmen verwehrt bleibt, darunter leiden, dass nur unzureichende Alternativen gegeben sind, um seinem Interesse vollends nachzugehen. Während es in diesem Beispiel noch eher zu vernachlässigen erscheint, besonders aus der Sicht eines Beobachters, so ergeben sich auch wesentlich relevantere offene Valenzen in funktional differenzierten Gesellschaften, beispielhaft hierfür kann das Funktionssystem der Politik herangezogen werden. Fraglos ist die Unzufriedenheit in vielen Angelegenheiten angestiegen, überdies macht sich ein Haltungswechsel bemerkbar, wenn die Debatte über direkte oder radikale Demokratie breiteren Anklang findet sowie sich aus dem politischen Feld vermehrt Stimmen dahingehend floskelhaft äußern – das Urteil mag verziehen werden –, worin sich letztendlich eine geteilte offene Valenz, ein Gestaltungswille, dem nicht nachgekommen wird, abbildet. Divergent zu vorhergehenden Analysen der Systemtheorie und dem durch sie vielversprechendsten Konzept der Inklusionsprofile, kann aus dem erweiterten Blick auch hier ein Exklusionsverhältnis über die Valenzen festgehalten werden; auch wenn wir dafür äußerst abstrakt vorgegangen sind. Davon absehend, in welcher Form einzelne Aspekte integrationsfähig sind, muss es ausreichen, darauf hinzuweisen, dass es alles Wesentliche berührt, so auch die Kerneinsicht einer ungeahnten Zersetzungskraft des Sozialen, in der so weit marginalisiert wird, dass sich die Individuen aus den »[...] Wechselbeziehungen ungleicher Abhängigkeitsverhältnisse verstoßen« sehen (Kronauer 2010: 51-52), auf der aufgebaut wurde.

Auf Abwegen befindlich, gewinnt Stichweh eine bedeutsame Vorstellung von Exklusion in einer netzwerktheoretischen Verhältnisbestimmung zur Ungleichheit, welche ansonsten kaum erwähnenswert ausfällt. Sie schleicht sich als flüchtiger Gedanke in den Text ein, der dort nicht konsequent verfolgt wird, wiewohl er von größter Relevanz wäre. Auf die Stabilität sozialer Kontakte blickend, registriert Stichweh: »Eine der interessanten Beobachtungen, die sich aufdrängt, wenn man diese Beschreibungsweise verfolgt, ist, dass in einer Hinsicht die exkludierten Personen den Privilegierten ähnlicher sind, als jenen Personen, die man arm nennen kann« (Stichweh 2011: 360). Zugegebenermaßen wirkt es befremdlich, dass eine zur Systemtheorie zu favorisierende Warte eingenommen wird, von der aus sich eine tauglichere Auffassung von Exklusion abzeichnet, jedoch von weiteren Schritten in einer Erschließung abgesehen wird. In diesem Einschub liegt für einen Moment des Schreibflusses ein freigesetztes Exklusionskonzept in seinen Umrissen vor. Separiert von Ungleichheit und Armut wird Stichweh hellhörig für die Beschaffenheit der Elementarbeziehungen und stellt darauf aufbauend erste Überlegungen zu Parallelen in den Lebenslagen an. Was sich andeutet, ist dessen potenzielles Vorkommen in sämtlichen sozialen Kontexten, was zu einem Problemkreis führt, der, um diesen Gedanken in Erinnerung zu rufen, einen qualitativen Bruch manifestiert. Exklusion als Ausschluss aus den Anerkennungs- bzw. Valenzstrukturen, das Kappen von Beziehungen und das Offenbleiben der Valenzen findet ständig statt, ohne dass es in dieser Weise eingeordnet werden würde. Via einiger Beispiele soll dies nachfolgend veranschaulicht werden. Schon an früherer Stelle angesprochen, als es um mögliche Entwicklungspfade für ein ungleichheitstheoretisches Verständnis ging, wurde darauf verwiesen, dass ein Hauptschauplatz rezenter sozialer Kämpfe der Themenkomplex der Identität und deren Grenzziehungsprozesse darstellt. Es stellt ein einträgliches Feld der Beschäftigung dar, denn das neuartige Phänomen der Exklusion ist aus den primären Interaktionssituationen und -verhältnissen zu begreifen. Aus der Fülle ihrer Ausformungen entspringen dergestalt zahlreiche Exklusionslagen, denen gar nicht hinreichend nachgegangen werden könnte, nichtsdestoweniger können sie mit dem adäquaten Sensorium schrittweise erschlossen werden. Von der Betrachtung der Lage bestimmter Gruppen Distanz nehmend, wenn die Mechanismen sozialer Grenzziehungen fokussiert werden, muss eine Sensibilisierung dafür stattfinden, dass sie in einer hochgradig zergliederten, individualisierten Gesellschaft omnipräsent sind, ihre Relevanz signifikant größer ausfällt sowie sich in deren Schatten Exklusion zu einem potenziellen Ausgang von Interaktionen an sich entwickelt hat. Ein wenig anders formuliert, kann davon gesprochen werden, dass Beziehungen loser ausfallen, nicht selten, ohne dies auszusprechen, auf Zeit gestellt sind und

neuverhandelt werden wollen; was vielfach besprochen wurde in der Soziologie, insbesondere in der Literatur zur Flexibilisierung und zum Projektcharakter des Lebens. Nahebeziehungen sind von diesem Wandel seit längerem betroffen und es macht sich eine Vertiefung bemerkbar, von der auch Institutionen, die als eher stabil angesehen wurden, wie Familien, betroffen sind. Im Laufe der vergangenen Jahre hat dieser Wandel im Familiären größere Aufmerksamkeit erfahren, was sich darauf zurückführen lässt, dass dieser von der Pandemie, die eine katalysatorische Wirkung entfaltet hat, vorangetrieben wurde. Divergierende Positionen im familiären Umfeld waren keine Neuheit und wurden vielfach thematisiert, so auch in einer eingebürgerten monierenden Praxis bezüglich anstehender Festtage, die nicht selten als mühselig und aufbürdend aufgefasst werden, doch in den vermehrt auftretenden Brüchen sollte das Neuartige nicht übersehen werden. Um auf Vorhergehendes zu rekurren, muss dies als Element der angesprochenen Individuierung sowie der aufklaffenden Diskrepanz in wertschätzender Hinsicht begriffen werden. Dieser Musterfall, dem fraglos tiefer nachzugehen ist, mag nicht spektakulär erscheinen, doch als Teil eines anhaltenden Prozesses, in dem wichtige Institutionen, gänzlich ungeachtet dessen, wie sie sich zusammensetzen mögen – keinesfalls soll hier ein reaktionäres Familienbild behauptet werden – an Tragfähigkeit verlieren. Den treibenden, basalen Prozess nicht sehend, wurde dennoch zutreffend das bedrohliche Moment vielfältiger Entwicklungen, die von einer zersetzenden Kraft sind, hervorgehoben, wiewohl es noch präsenter ist als weithin vermutet. Was wir in den Familien sehen, nämlich, dass Elementarbeziehungen und sich aus ihnen ergebende absichernde Instanzen unter Druck stehen, können wir gleichfalls auf den übergeordneten Ebenen beobachten, wo Demokratie, Sozialpolitik oder Gewerkschaften schrittweise in Bedrängnis geraten. Ausgiebig durch die Politikwissenschaft besprochen, wäre es für die Soziologie ratsam, über diese nicht einfach hinwegzusehen, nach Konnexen in der weitreichenden Transformation zu suchen. Förderlich würde sich auch in diesen Belangen eine Zusammenführung erweisen. Durch das Exempel der Lage der Gewerkschaften wollen wir dies bündig veranschaulichen. Vielerorts lässt sich ein voranschreitender Bedeutungsverlust beobachten, der in Österreich glücklicherweise nicht so gravierend ausfällt, dennoch merklich vonstattengeht, über dessen Verfallsgründe ausgiebig debattiert, wenn nicht gar spekuliert wurde. Fällt der Blick auf die Elementarbeziehungen und die Relationen, dann zeigt sich einerseits eine externe Strategie, die gewerkschaftlichen Bemühungen zu unterlaufen, Ansprüche nicht anzuerkennen, andererseits findet ein interner Zersetzungsprozess statt, der getragen wird von Individuen, die sich schrittweise von der Organisation ihrer Interessen sowie der Einsicht der Notwendigkeit, dies zu tun,

verabschieden. Beiderseits durch die zur Diskussion gestellte kulturelle Schieflage angetrieben, demnach auch ideologisch unterfüttert, wo das Selbstverständnis als *homo clausus* als auch das *Ich-Ideal* hineinspielen. Aus einer toxischen, pathologischen Weltbeziehung erwachsend, eröffnen sich Konsequenzen auch auf deutlich höherer Strukturebene. Ferner kann auch die von Honneth diagnostizierte »Verwilderung« hier eingeordnet werden, der ein organisierter Kampf um Anerkennung zum Opfer gefallen ist, weil die individuellen Kämpfe tonangebend geworden sind. Interessant sind seine Ausführungen auch deswegen, weil sie gerade die ideologische Dimension, wie sie von Elias angesprochen wird sowie deren zu beobachtende Intensivierung hervorheben – dabei jedoch aus einer anderen Warte darauf blicken. Das alternative Exklusionsverständnis, dem wir uns über die Prozesssoziologie angenähert haben und auf diesem Wege substantiiert haben, vertritt Honneth in seinen Ausführungen gleichermaßen. Wechselseitige Anerkennung verliert sein notwendiges Maß an Gewissheit, das dialogische Terrain verliert sich und die Individuen ziehen sich auf ihre Interessenlagen zurück, mit der festgesetzten Absicht, nicht davon abzurücken, dem Gegenüber zu verwehren, was ihnen verwehrt wird bzw. wurde (Honneth 2011: 13, 15-17). Entbrannt sind individuelle Kämpfe um Anerkennung, die nicht in vornehmlich als befriedet zu charakterisierenden Phasen – unter geänderten Bedingungen – enden, stattdessen tun sich ständig neue auf, weswegen davon gesprochen werden kann, dass sich dieses Moment, mit ihm die unheilvolle Subjektkultur sowie die Problematik der Exklusion in all seiner Radikalität perpetuieren. Konflikte als gegeben anzusehen, dabei jedoch zu übersehen, wie ihre Fülle einen kritischen Punkt überschreitet, sie sich bereits daran entzünden, dass sich die Geister scheiden oder Trivialitäten kränkend aufgefasst werden, entspringt einer unbedachten Beobachtung, dem Ausbleiben einer Reflexion jener Tendenzen der »Verwilderung«. Der Bruch mit einem verdrießlichen Anderen präsentiert sich derzeit als legitimes Lösungsmittel, jedenfalls wird es als solches aufgepasst, wohingegen in vergangenen Tagen ungeachtet wechselseitig gepflegter Unliebsamkeiten sowie Vorbehalte dennoch dialogische Lösungen angestrebt wurden; in einem Bewusstsein und Interesse das Zusammenleben eben nicht zu verunmöglichen. Beispiele hierfür fänden sich reichlich, wobei besonders jene gut geeignet sind, diesen Wandel auf den ersten Blick ersichtlich werden zu lassen, in denen sich eine Partei gestört sieht durch Handlungen, die weder außerhalb einer Norm oder außerhalb des Rechts wären und denen vor nicht so langer Zeit niemals so harsch entgegnet worden wäre; rechtliche Schritte nur äußerst selten in den Sinn gekommen wären und es vermieden wurde, Konflikte bis zum Äußersten zu treiben. Kehren wir zur Unmittelbarkeit der Interaktionsebene zurück, um eine andere Seite zu beleuchten. Exklusion,

das Nichtbestehen von reziproken Beziehungen, in denen Individuen sich anerkannt, verwirklicht, wie erfüllt sehen könnten – eine Resonanzerfahrung machen würden –, tritt allgegenwärtig auf und hat zu einem Wandel in den Umgangsformen geführt, der sich graduell ausbreitet. Auf den in der gesamten Debatte nur ein einziges Mal von Stichweh eingeschränkt verwiesen wird. Von ihm als »Eigentümlichkeit« moderner, funktional differenzierter Gesellschaften beschrieben, sieht er, das konfliktgenerierende »Nein« zu vermeiden sowie die Aufmerksamkeit auf das »Ja« zu lenken. Er verdeutlicht es mittels seiner Erfahrungen von Bewerbungen an Universitäten, wo entweder keine Rückmeldung stattfand oder so zeitversetzt, dass er sich nicht mehr daran erinnern konnte. Das »Nein« wird, obzwar es als solches unmissverständlich verstanden wird, durch dessen fehlende Äußerung invisibilisiert, es verhält sich jedoch nicht, wie Stichweh dies sieht, es rührt nicht aus der funktionalen Differenzierung oder der notgedrungenen Ressourceneffizienz her (Stichweh 2011: 356), sondern muss in dem hier besprochenen Kontext gesehen werden. Dies zu widerlegen, erscheint nicht kompliziert, denn es genügt bereits, nur wenige Jahrzehnte zurückzublicken, um eine gänzlich andere formelle Praxis vorzufinden. Es zählte zum guten Ton, auf Schreiben zu antworten. Sich dem zu verwehren war schädlich für das eigene Ansehen. Betraf dieser Wandel vor geraumer Zeit noch formelle Kontaktaufnahmen, müsste es heute das Interesse eines Beobachters wecken, wenn es nun auch in informellen Beziehungen Fuß fasst. Unter dem Begriff des Ghostings hat es längst Einzug gehalten in den Sprachgebrauch und öffentliche Debatten, doch, wegen seiner Zuordnung zum Digitalen, wird es laufend bagatellisiert. Unzweifelhaft hat die Digitalisierung ihren Beitrag dazu geleistet, dass sich diese Umgangsformen so rasant entwickeln konnten, darauf lässt es sich jedoch nicht reduzieren. Es stellt eine Praxis wie andere auch dar, die sich nicht auf diese Sphäre beschränkt, eher bahnt sich in ihr eine neue Verfahrensweise an, die dem Motiv der Intensivierung folgt. In gleicher Weise fasst dies der Philosoph, Jesuit und Psychoanalytiker Eckhard Frick auf. Noch auf das Online-Dating blickend, bildet er das Gegensatzpaar von Dating und Ghosting, die, wie er es auch betont, nicht auf das Virtuelle beschränkt sind. Dating beschreibt die bewusste Aufrechterhaltung einer Beziehung, wohingegen im Ghosting, deren Umkehr, die Entscheidung einer Partei zur Nicht-Beziehung, zu verstehen ist (Frick 2024: 98). Auch hierin offenbart sich Exklusion, wenn wir einem erweiterten Verständnis folgen. Vordem aufgeführte Beispiele verlangen nach einer Zwischenbemerkung, die eine konstitutive Einsicht, auf der das vertretene Exklusionsverständnis beruht, vermittelt, sofern es sich nicht schon zu erkennen gegeben hat. Beide der theoretischen Stränge der Debatte behandeln das Phänomen ausschließlich als eine weitere Form der Zurückweisung, worin eine



verkürzte Ansicht des Phänomens begründet liegt. Eine Annäherung über Beziehungen und Relationen ermöglicht, eine gänzlich neue Dimension zu erschließen, die zuvor nicht mit Exklusion in Verbindung gebracht wurde. Wenngleich das Brisante der Zurückweisung als sichtbarer, kränkender Akt Aufmerksamkeit auf sich zieht, erwächst ein nicht unwesentlicher Teil des Phänomens aus dem Rückzug, der ungesehen geblieben ist. Zwischen Zurückweisung und Rückzug formiert sich Exklusion, weswegen sie zumeist nicht nur einseitig analysiert oder reflektiert werden kann. Seit den Anfängen der Soziologie als Charakteristikum des modernen Lebens erkannt, das durch die Erfahrung der Verstädterung hervorgerufen wird und über diese begreiflich gemacht werden soll, kam der Angelegenheit der Einsamkeit stets eine gewichtige Rolle zu. Beiläufig erwähnt, liegt mit der Publikation »Über Gesellschaft und Einsamkeit« von Christian Garve aus dem Jahre 1798 mutmaßlich das erste eigentliche soziologische Werk europäischer Herkunft vor (Mongardini 2016: 299). Als Gegenstand der Forschung mutet Einsamkeit angestaubt an, als wäre nichts Neues mehr mitzunehmen, nichts ergänzend zu sagen, doch auch hier lohnt es sich, der Prozesssoziologie zu folgen. Die allseitig angesprochene Pandemie der Einsamkeit ließe sich durch den theoretischen Zugang Elias begreiflich machen, denn das Erleben als *homo clausus*, »[...] drückt sich aus in Gefühlen der Einsamkeit, des Alleinseins, der Reserve, der Distanz [...]«, das immer häufiger anzutreffen ist durch dessen Ausbreitung sowie seiner Intensivierung, worauf von ihm auch hingewiesen wird (Elias 2005b: 137). Es entstammt dem neuzeitlich-westlichen Gepräge, seiner kultivierten Persönlichkeitsstruktur, die sich aus den figurativen Anordnungen und Erfordernissen herausbildet.

»Vergleiche zwischen verschiedenen Gesellschaften weisen darauf hin, daß das Gefühl der Einsamkeit, der Isolierung und der unentrinnbaren Abgetrenntheit und Losgelöstheit seiner selbst von allen anderen Menschen, das in dem heute vorherrschenden Begriff des Individuums einen Ausdruck findet – in dem Begriff des menschlichen Individuums als eines in sich verschlossenen Systems, dessen ›wahres Selbst‹ in seinem ›Inneren‹ vor anderen verborgen ist –, in vielen anderen, besonders in einfacheren Gesellschaft nicht vorhanden ist.« (Elias 2006a: 302)

Im Siegeslauf des einen kulturellen Projekts hat es global eine Etablierung erfahren, die zugegebenermaßen nicht überall gleich ausfällt, doch seine Intensivierung bringt Desaströses hervor und verlangt radikaler Maßnahmen. An Elias anknüpfend, formuliert Treibel diese Bedrohung als Gefahr der Isolierung (Treibel 2016: 428) und implizit lässt sich herauslesen, dass auch ihrer Ansicht nach sein Werk als Warnung – aus der Erarbeitung eines sozio- wie psychogenetischen Modells – gelesen werden kann. Erkannt wurde in den vergangenen Jahren das ungeahnte Ausmaß der Bedrohung, weswegen sich auf supranationaler, staatlicher

wie kommunaler Ebene diverse Maßnahmen entwickelt haben, um der Entwicklung entgegenzusteuern. Eingerichtet wurde von der WHO die »Commission on Social Connection«, einige Länder, darunter Großbritannien – als Vorreiter –, Schweden oder auch Japan sehen es als ministeriale Angelegenheit an oder um ein regionales Beispiel zu bemühen, hat die Stadt Wien die »Plattform gegen Einsamkeit« mit Informationsmaterial wie Hilfsangeboten installiert. Begrüßenswert erscheint das Bewusstwerden der Problematik durch den Beschleuniger der Pandemie, auch wenn sie derart elementar ausfällt, dass diese Maßnahmen gegen sie nicht ankommen. Von einer beliebigen Auflistung etlicher durch Vereinsamung oder Isolation gekennzeichneten Lebenslagen soll an dieser Stelle aufgrund ihrer Entbehrlichkeit verzichtet werden, vielmehr setzen uns die extremen Auswüchse unmittelbarer in Kenntnis über den momentanen Stand der Entwicklungen sowie sie auch ausschlaggebend für politische Initiativen waren. Exemplarisch können wir das unbemerkte, einsame Sterben heranziehen, das weltweit zu beobachten ist. Unbestritten mag es zuweilen vorgekommen sein, es hat sich jedoch sichtlich etwas gewandelt und es mutet omnipräsent an; ob in vordem genannten Ländern oder auch anderweitig mehren sich die Zahlen derer, deren Dahinscheiden aufgrund ihrer Separation verborgen bleibt. Der Tod tritt hier als besonders eindringliche Veranschaulichung dieses Sachverhaltes auf, dem sich Susanne Loke in einer wärmstens zu empfehlenden Publikation mit dem Titel »Einsames Sterben und unentdeckte Tode in der Stadt. Über ein verborgenes gesellschaftliches Problem« detailliert befasst (Loke 2023). Im Japanischen findet sich für dieses einsame Sterben der Begriff »Kodokushi«. Ohne vertiefend darauf einzugehen, ist das heutige Japan durchaus interessant durch das Aufeinandertreffen eines kulturellen Kanons, der versucht wird, weitestgehend aufrechtzuerhalten zu werden und einer westlichen Lebensform, aus deren Verknüpfung sich Abgründe für die Individuen auftun; von der Vereinnahmung durch die Arbeit und der hohen Belastung – bis zum Tod durch Überarbeitung »Karōshi« – über den Rückzug aus allen darüber hinausgehenden sozialen Kontakten, was als »Hikikomori« bezeichnet wird, bis hin zu Berichten gänzlich auf neue Nahbeziehungen, Paarbeziehungen, Ehen wie auch auf Kinder zu verzichten. Uns präsentiert sich darin eine eigenwillige Amalgamierung des kulturell ausgesprochen radikal ausfallenden Anspruchs an das Individuum, sein Äußerstes angesichts gesellschaftlicher Verpflichtungen zu leisten und der Etablierung jener Persönlichkeitsstrukturen, die Elias mit dem *homo clausus* beschreibt; hier präsentiert sich eine vollkommen andere Deutung als aufseiten der Systemtheorie, die von einem Steigerungszusammenhang von funktionaler Differenzierung und Individualisierung ausgeht. Gewiss liegt mit Japan ein Sonderfall vor, der vor allem durch seine Intensität auch medial für

großes Aufsehen gesorgt hat, indes sind diese Phänomene in gemäßigerer Form andernorts ebenso ausfindig zu machen. Unstrittig sollte sein, dass diesen Fällen des unbemerkten einsamen Sterbens ausgeprägte Exklusionslagen vorhergehen. Eben diese abgründigen Erscheinungen veranschaulichen die Schwere des Wandels höchst plastisch. Einsamkeit, Isolation und gefühlte Distanz zum Gegenüber stellen eine Grunderfahrung der Moderne dar, die sich den konventionell genutzten analytischen Rastern verschließt. Wenn wir uns dieser bedienen, wenn wir Exklusion synonymisch nutzbar zu machen versuchen, so verliert sich ihr analytischer Gehalt, was sich exemplarisch im Artikel »Wer fühlt sich exkludiert? Zur zeitdiagnostischen Verwendung des Konzepts der sozialen Exklusion« bestätigt (Djouadi et al. 2021: 375-381). Sich der Exklusion mit den Indikatoren anderer Konzeptionen wie Armut oder Ungleichheit anzunähern, bewirkt, dass die Problematik unsichtbar gemacht wird, während zugleich händeringend nach einer Einordnung und Erklärungen für Aufkommendes gesucht wird, was nicht gelingen will und in einem universellen Scheitern endet. Von der Soziologie muss nach offenen Valenzen und deren Ballung Ausschau gehalten werden, freilich verlangt dies, die Raster und Schablonen beiseitezulegen. Von Exklusion sollte folglich nicht übereilt die Rede sein. Wo Lebensformen, Identitäten und Ansichten in einer durch separierende Tendenzen bestimmten Gesellschaft divergieren, werden offene Valenzen wie ihr Verbleib in diesem Zustand wahrscheinlicher. Nachdrücklich kann hier auf die Publikation »Die Entdeckung der Einsamkeit. Der Aufstieg eines unerwünschten Gefühls zum sozialen Problem« von Stallberg verwiesen werden. Auf den analytisch diffizilen Umstand, eine Diagnose zu treffen, nimmt er gleich zu Beginn seiner essenziellen Abhandlung Bezug. Zwischen den Betroffenen fällt die Erfahrung von Einsamkeit äußerst verschieden aus, höchst komplex, dynamisch und schwierig zu erkennen. Auch für jene in der Situation befindlichen Individuen stellt sie keine fest abgrenzbare Entität dar (Stallberg 2021: 10-11), was Misslichkeiten bereithält, die ausgeräumt werden müssen auf dem Weg zu einem freigesetzten Exklusionskonzept. Was diesen Erfahrungen von Einsamkeit gemein ist, bettet Stallberg analog zum eingebrachten Exklusionsverständnis ein.

»Diese gründet sich auf einen als schmerzhaft erfahrenen Mangel: Mangel an Kontakt mit uns wichtigen anderen, Mangel an Beziehungsqualität, Mangel an sozialer Integration, Mangel an Chancen, neue Kontakte zu knüpfen. Es handelt sich also um ein Gefühl der sozialen Abstinenz oder, wie im Anschluss an Cacioppo häufig formuliert wird, des sozialen Hungers. Eines Hungers nach Anerkennung, Zugehörigkeit und Zuwendung, der, wenn er ungestillt bleibt, eng und starr macht, entkräftet, passiv werden lässt, vielleicht aber auch zur Gier oder ungehemmten, attackenartigen Befriedigung wird und dann schädigt, bloßstellt, Selbstwert und Würde zu rauben vermag.« (ebd.: 9-10)

Die gängige Auffassung von Exklusion, nach der sie alleinig über Zurückweisungen definiert wäre, erweist sich durch eine ungebundene Reflexion als irrig; davon bereinigt müssen die aufkündigenden, annullierenden Triebkräfte erhellet werden. Zum Ende dieses Auszugs hin schlägt Stallberg eine relevante Richtung ein, die wir ein kleines Stück weiterverfolgen, indem wir auf eine signifikante Leerstelle hinweisen möchten. Im letzten Satz des Auszugs geht er auf das Spektrum emotionaler Reaktionen auf Einsamkeit ein, die durch Mängel oder gar Ausfälle in der konstitutiven, reziproken Dimension der Anerkennung rigoros ausfallen können. Von ihm akzentuiert wird das Destruktive in einer solchen Lage, wodurch die Last dieser fatalen Situation ausgedrückt wird, doch die kränkende, missachtende Erfahrung muss nicht darin verrinnen und man könnte davon ausgehen, dass sie kontextuell sehr wohl eine initiative Funktion übernehmen kann. Ein Faktum, welches einem dämmert, wenn der Blick hinsichtlich der Konsequenzen vom Individuum auf die Gesellschaft gelenkt wird. Sein Interesse auf soziale Bewegungen gerichtet, formuliert Honneth eine wesentliche These seines Werkes, die darin besteht, dass diese negativen Gefühlsreaktionen das Individuum implizit über dessen soziale Lage informieren, ihm verdeutlichen, dass ihm ungerechtfertigt soziale Anerkennung vorenthalten wird, was historisch dazu geführt hat, dass Individuen formiert in den offenen Konflikt eingetreten sind und ihre geteilten Ansprüche durchzusetzen suchten. Daran fügt er eine Kritik an der akademischen Soziologie an, welche sich des Stellenwerts der Missachtungserfahrung in ihrer Reflexion und Theoriearbeit erwehrt hat (Honneth 2016: 212-213; 219-220; 258). Historisch gesehen, bergen Kränkungen und Missachtung unstreitig ein enormes Potenzial für sozialen Wandel, dabei sollte jedoch nicht übergangen werden, dass sich oppositionell zu anderen Marginalisierungsformen exkludierte Individuen in gänzlich verschiedenartigen Lebenslagen wiederfinden, deren Berührungspunkte sich zumeist auf die erfahrene Distanz beschränken. Obzwar seine pauschal ausfallende These zur hervorgerufenen Resistenz und sich daraus ergebende soziale Kämpfe für Ungleichheit oder auch Rassismus zutreffen, greift sie nicht bei Exklusion. Mitnichten geht es Honneth um Exklusion in dieser Publikation, weswegen der Einwand an dieser Stelle nicht als Kritik zu verstehen ist, sondern vielmehr soll eine Reflexion der Neuartigkeit des Phänomens der Exklusion für soziale Konflikte angestoßen werden. Die Entwicklungsrichtung, mit der wir uns zur Genüge befasst haben, hin zu singulären Individuen, bringt eine Zäsur mit sich. Neben der »Verwilderung«, durch das Singuläre bestimmte Kämpfe, ausgetragenen Scharmützel ohne bedeutsame Veränderungen – über einen engen Radius hinaus – muss eine weitere Konsequenz für Konflikte benannt werden, die damit zwar teilweise inbegriffen ist, ausgeklammert werden kann sie hier dennoch nicht, denn es verlangt ihrer Berücksichtigung.

Mit Exklusion begegnet uns eine Form der Marginalisierung, die sich fortlaufend vertieft, und in ihrer zersplitternden Eigenart verstellt sie zugleich das Entstehen einer Dynamik, aus der heraus ein kollektives emanzipatorisches Moment entstehen könnte. Ihre zersetzende Gewalt wirkt lähmend. Sie rührt, wie wir bereits wissen, weniger abstrakt gesprochen, aus einer kulturellen Schieflage her, mit der sich die Konditionen des Sozialen weitreichend gewandelt haben. Müsste der Zustand rezenter Gesellschaften auf ein Schlagwort heruntergebrochen werden, so könnte einhellig das Auseinanderdriften, dem wir im Ungleichheitstheoretischen Lager begegnet sind, herangezogen werden. Obzwar diese Diagnose affirmiert werden kann, bedarf es eines adäquaten theoretischen Zugangs, um den multidimensionalen Prozess, den wir nur in Anteilen bearbeiten konnten, analytisch zu bewältigen. Bezeichnend für die moderne Gesellschaftstheorie ist nach Giegel ihre Anlage als Theorie des Konflikts, der Konfliktbewältigung wie auch des gesellschaftlichen Fortschritts (Giegel 1998: 10), worin eine undifferenzierte Diagnose besteht, wenn wir auf ihre Variationsbreite blicken, dennoch wären wir gut darin beraten, Theorien an diesem Maßstab zu messen und jenen Ansätzen, die der Komplexität habhaft werden, ohne dabei reduktionistisch zu operieren, den Vorrang einzuräumen. Konflikte sind dabei nicht nur dort zu suchen, wo sie offen ausgetragen werden. Als Elias seinen Beitrag »Soziologie und Psychiatrie« im Jahre 1972 erstmals publizierte, befanden wir uns noch vor dem Einsetzen der Intensivierung, in ihm befindet sich jedoch eine nebenher vorgebrachte Erwähnung, die den zuvor ausgeführten Gedanken abrundet und mit den Jahren an Signifikanz gewonnen hat. Mit ihr liegt eine drastisch formulierte Warnung vor, der zufolge das wahre Bedrohungspotenzial anderweitig zu suchen sei, was in der Exklusionsdebatte wegen der eingeübten Sichtweisen unbeachtet geblieben ist: »Nicht Feindschaft und Konflikt, sondern das Zurückziehen der Affekte, die Unfähigkeit, Valenzen auszustrahlen und Bindungen einzugehen, führt zum totalen Zusammenbruch der sozialen Beziehungen« (Elias 2006a: 316). Der Grundstock der *Conditio humana* liegt in der Interdependenz, der Bedürftigkeit, der wechselseitigen existenziellen Angewiesenheit der Menschen, insofern erscheint ein »totaler Zusammenbruch«, worin eine Übertreibung besteht und so auch nicht ernsthaft von Elias vertreten wird, als illusorisch, allerdings können die sozialen Beziehungen, worauf er eigentlich abzielt, so weit zusammenbrechen, dass Gesellschaften ins Wanken geraten und sich daraus womöglich ungeahnte Herausforderungen und Bedrohungen entwickeln können. Bude und Willisch sprechen diese Bedrohung aus einem Ungleichheitstheoretisch verhafteten Standpunkt unter dem Verlust der Kohäsion an, doch die Worte gewinnen unter dem geweiteten Blick, den wir angestrebt haben, nur noch mehr an Gewicht.

»Nach dieser Lesart haben wir es mit der Auswirkung von Prozessen zu tun, die die gesamte Gesellschaft durchqueren und ihren Ursprung im Zentrum und eben nicht in einer externalisierten sozialen Peripherie haben. [...] Exklusion bedroht demnach nicht allein das einzelne Individuum, sondern die ganze Gesellschaft.« (Bude & Willis 2006: 15)

Ins Extreme geführt, können Gesellschaften wie Kulturen auch existenziell scheitern und ihren Überlebenden verhängnisvolle Bedingungen schaffen. Es soll keine Schwarzmalerei betrieben werden, doch darin sicher, dass unsere Errungenschaften mit Stabilität einhergehen, während sie bedauerlicherweise nicht als Ausläufer einer vergangenen Epoche, welche nicht weniger kritisch zu betrachten wäre, gesehen wird, werden Krisen jeder erdenklichen Art akkumuliert, was uns nicht an dem vielbeschworenen Scheideweg stehen lässt, sondern mit gereifter Gewissheit können wir mit einer menschengeschichtlichen Zäsur bislang ungeahnten Ausmaßes rechnen. Das Phänomen der Exklusion reiht sich hier nicht nur ein, vielmehr verweist es uns auf ein Elementarproblem des Sozialen hin, dessen Einfluss in anderen Krisenmomenten nicht unterbewertet werden sollte und einer kulturellen Neuausrichtung im Wege steht. Ging es hier um ein separates Konzept, so ließe sich, wenn das Verhältnis zu anderen Phänomenen betrachtet wird, entdecken, dass es einen multiplikatorischen Effekt auf Ungleichheit, Prekarität oder Armut ausübt, der noch im Detail nachzuzeichnen wäre. Die Tiefe jener auszumachenden Verwerfungen tut sich erst vollumfänglich durch eine prozesssoziologische Perspektive auf, deren analytisches Vermögen mit dieser knappen Ansicht keinesfalls ausgereizt ist.

#### **5.4 Resümee bezüglich einer prozesssoziologischen Betrachtung**

Entgegen der Bekräftigung von Elias als einem der Klassiker der Soziologie liegt mit seinem theoretischen Projekt, der Erarbeitung eines prozesssoziologischen Zugangs, ein kaum reflektierter dritter Weg, jenseits von Handlung und Struktur, ausgewiesen vor, der, auch wenn es noch Anstrengungen bedarf, ihn weiter zu umreißen, dennoch eine größere Aufmerksamkeit erfahren hätte müssen, wenn es vordergründig darum gegangen wäre, Erklärungen für Beobachtetes zu finden, auch wenn dies bedeutet hätte, von ausgetretenen Pfaden abzuweichen. Seine Aneignung war im Fach durch eine unsäglich-rezeptionsmanier versperrt, in der seinem Werk mit großteils polemischer, wie deplatzierte Kritik begegnet wurde. Vornehmlich aus Fehllektüren resultierend, gelangen die Kritiker nicht zur Essenz seiner Publikationen, wodurch deren vielversprechende Anlage nicht im Mindesten berührt wird. In keiner anderen soziologischen Theorie wird die Komplexität theoriebautechnisch in gleichem Maße berücksichtigt, keine operiert mit einem ähnlich facettenreichen Verständnis

des Menschen und seiner Verflechtungszusammenhänge. So wird es in der Begutachtung seines Werkes, das allenfalls als lehrreiche Einstiegslektüre in die Soziologie angesehen wird, quasi als ein eklektizistisches Kompendium herangezogen wird (Korte 1990: 10; Rehberg 2016a: 155), verabsäumt, seine eigentliche Relevanz zu erkennen und zu sehen, dass es beileibe den ambitioniertesten Entwurf einer soziologischen Großtheorie darstellt. Konträr zur Annahme, es wäre durch einen Eklektizismus zu charakterisieren, ging Elias in seiner Erarbeitung einer neuen Position über Bestehendes weit hinaus, fügte nicht unbedacht Überlegungen zusammen, sondern sortierte aus, synthetisierte und mit dem Blick auf das Soziale gerichtet, strebte er dadurch an, Leerstellen in unserem Verständnis und der Theoriearbeit zu schließen. Sein Werk könnte vorbildhaft fungieren. In ihm wird eine lebendige Theoriearbeit vorgeführt, die sich ihrer vorzufindenden Aufgliederung widersetzt. Durch die von ihm eingenommene, unbefangene Haltung, die sich in einem nüchternen, akkuraten Vorgehen äußert, gelingt es Elias, Irrungen, wie sie ansonsten in vielfältiger Form anzutreffen sind, beispielhaft in der Einengung auf einen Aspekt des Sozialen – unter dem Postulat eines Primats – sowie der zugehörigen Tendenz der Simplifizierung, zu vermeiden. Die prozesssoziologische Position zeichnet sich nicht nur dadurch aus, dass in ihr ein unvergleichliches Bestreben auszumachen ist, dem analytischen Gegenstand aus einem bereinigten humanistischen Anliegen heraus und einem ethischen Anspruch folgend, gerecht zu werden, sondern ihre Charakteristika erlauben eine schonungslose Kritik unserer Selbst und unseres Zusammenlebens; so auch eine radikale Kritik der wissenschaftlichen Praxis. Mit seinen Reflexionen zur Geistesgeschichte, unter anderem der philosophischen wie auch soziologischen Traditionen, demonstriert Elias eine weitere Facette seines theoretischen Projekts, aus dem rentable, metasozilogische Reflexionen, derer es angesichts ihres Mangels umso dringlicher bedarf, betrieben werden können. Darin besteht indes ein Gegenstand für sich, mit dessen Erwähnung wir uns an diesem Punkt begnügen wollen. Aus einer sorgfältigen Lektüre sollte sich mühelos erschließen, dass Elias mit seinem Entwurf der Prozesssoziologie, der nicht als Endpunkt, eher als Anfangspunkt zu verstehen ist, ein eigenständiges relationales Paradigma unterbreitet, in dem evident ein analytisches Potenzial vorzufinden ist, dessen es ansonsten ermangelt. Konsequenter prozessual gedacht, Interdependenzen – in allen Dimensionen – berücksichtigend sowie Psycho- und Soziogenese gleichermaßen in den Analysen zu gewichten, erlaubt es, völlig neuartige Einsichten zu gewinnen. Müden soll es nicht in einer umfänglichen Rekapitulation allen bereits Gesagten, doch Konzepte wie jenes der Figuration oder jenes der Persönlichkeitsstruktur, das uns auf Tiefenstrukturen hinweist und bedauerlicherweise in Ungnade gefallen ist, sollten einen unumstößlichen Bestandteil des

soziologischen Handwerkszeugs bilden. Durch sie lässt sich, wie in diesem Abschnitt bündig ausgeführt, die Refiguration, welche wir allseits beobachten können, verständlich machen. Doch was ist konkret unter Exklusion zu verstehen? Exklusion rührt, aus einer prozessoziologischen Warte darauf blickend, aus Wandlungen her, welche die Basalstruktur betreffen. Erstmals in dieser Arbeit in eine soziologische Debatte induziert, rekurriert der Begriff der Basalstruktur auf die Überlegungen zur Wir-Ich-Balance – auf den bewusst verzichtet wird –, der Persönlichkeitsstruktur, der aus ihr entspringenden Selbsterfahrung, dem Selbstverständnis und der Weltbeziehung, was sich relational auswirkt und die Haltung gegenüber anderen als auch der Umwelt prägt. Den Blick auf die Gegenwart gerichtet und in den disziplinären Grenzen verbleibend, erscheint die voranschreitende Individualisierung nur mäßig bedrohlich, wenn wir es indes als jenen historischen Prozess erkennen, den Elias beschreibt und uns das rezente Geschehen bewusst machen, so eröffnet sich unverstellt ein gewaltiges Gefahrenpotenzial, das sich langsam entfaltet, neben der Exklusion in diversen anderen Phänomenen. Zunehmend im Auseinanderdriften begriffen, Distanzen sich ausdehnend, finden sich Individuen vielfach entkoppelt mit offenen, ungesättigten Valenzen vor; zwischen Zurückweisung und Rückzug macht sich ein elementarer Wandel der Beziehungsstrukturen bemerkbar. Unter Exklusion sind demnach jene marginalisierenden Phänomene zu begreifen, welche wir diesem Prozess zuordnen können. Im Gegensatz zu anderen Konzeptionen stellt es in dieser Auslegung ein Elementarkonzept dar. Das in dieser Arbeit eingebrachte Exklusionsverständnis, basierend auf einem prozessoziologischen Zugang zum Sozialen, bedarf diagnostisch eines größeren Feingefühls sowie es mit einem höheren Aufwand verbunden ist, als dies bei anderen Konzeptionen der Fall ist. Es verlangt danach, den Menschen sowie Details analytisch ernst zu nehmen. Akkreditiert erhalten wir mit diesem Verständnis von Exklusion ein autonomes Konzept, durch das wir uns jene neuen Formen der Marginalisierung begreiflich machen können. Illusionen einer breiteren soziologischen Aneignung des hier unterbreiteten alternativen Verständnisses werden nicht gehegt, dennoch verlangt es von der Soziologie eine erhöhte Empfänglichkeit für Peripheres, abseits der gehegten Traditionsstränge. Es sollte kein Zweifel darin bestehen, dass hierin ein fundamentales Problem des Fachs und des wissenschaftlichen Betriebs besteht. Doch auf einen weiteren, äußerst relevanten Problemkreis, so auch für die Thematik der Exklusion, muss an dieser Stelle verwiesen werden. Nämlich jenen zwischen dem gesellschaftlichen Bedarf soziologischer Orientierungshilfe, der ans Fach gerichteten Erwartungshaltung sowie der internen Erwartungshaltung, wo sich Diskrepanzen auf tun; abgesehen davon, dass deren



Einschätzungen nicht zutreffend ausfallen müssen. Wegen seiner pointierten Form soll dazu ohne Umschweife eine Bemerkung von Goudsblom einbezogen werden.

»Die Klage, ›wie wenig die Soziologie über die Welt, in der wir leben, zu sagen hat«, sagt nicht nur etwas über die Soziologie, sondern auch etwas über unsere Welt aus. Diese Welt ist für viele ›unerträglich‹ geworden, und eine Soziologie, die nichts über diese grundlegenden Erfahrungen sagt, verliert ihre Glaubwürdigkeit. [...] Wenn Soziologie uns helfen soll, die soziale Welt, in der wir leben, zu erhellen, so ist zuerst einiges an Erhellung in der Soziologie selbst zu leisten.« (Goudsblom 1979: 39)

Um den Anschluss in bewegten, beschleunigten Zeiten nicht zu verlieren, muss die Soziologie, orientiert an ihrem Gegenstand, ihre gewählten Mittel, um sich die Welt verständlich zu machen, prüfen, sich neu orientieren und reorganisieren. Lückenlos schließt Goudsblom mit diesen Worten an das prozesssoziologische Projekt seines Lehrers an, in dem jene Defizite des Fachs nicht toleriert werden. Bestrebt, die Soziologie zu erhellen, wird in der Prozesssoziologie an einem Sensorium sowie analytischen Instrumenten gefeilt, die uns neue Pfade bereiten. Solange sich nicht eine übergreifende Einsicht über die Notenwendigkeit einer Selbstevaluation einstellt, wird die Soziologie ein Schatten dessen verbleiben, was sie hätte sein können.

## **VI. Conclusio**

Auf den Begriff der Exklusion ist in seiner derzeitigen Gestalt kein Verlass. Primär zeichnet sich dieser durch eine Unbestimmtheit aus, welche ihn zumindest als theoretisches Instrument disqualifiziert. Erstaunlich erscheint es, dass sich dies keineswegs auf dessen Etablierung im wissenschaftlichen Segment ausgewirkt hat; verglichen mit anderen Konzeptionen wird der Eindruck über dessen beispiellosen Erfolgslauf bekräftigt. Seiner analytischen Unschärfe haben wir sukzessive beiderseits des theoretischen Grabens der deutschsprachigen Soziologie, zwischen System- und Ungleichheitstheorie, nachgespürt. Disparat fallen dabei die Gründe für die Unschärfe in ihren jeweiligen Auslegungen aus. Forschungsleitend in dieser Arbeit war die Frage, was unter Exklusion zu verstehen sei bzw. was mit dem Konzept referenziert wird sowie daran anschließend dessen Dienlichkeit. Grob Revue passieren lassend wollen wir zum systemtheoretischen Strang der Debatte um Exklusion zurückkehren. Luhmann hat zwar den Anstoß für die deutschsprachige Debatte geliefert, doch in seinem Spätwerk, das durch eine Radikalisierung der Theorie gekennzeichnet ist, fügte sich die Bestrebung, Exklusion auf die Spur zu kommen, nicht ein. Als reine, höchst abstrakte Kommunikationstheorie, in der Kommunikation nur schemenhaft einer Analyse zugetragen wird, verliert sich jegliches

Detail; ganz abgesehen von jenen Dimensionen des Sozialen – Handlung und Relation –, welche gänzlich vernachlässigt werden. Exklusion als Ausschluss aus den Funktionssystemen, genauer als Ausbleiben eines Rückgriffs auf die kognitiven Kapazitäten für die kommunikative Verarbeitung von Komplexität, stellt ein äußerst ernüchterndes Verständnis dar, dem nicht viel abzugewinnen ist. Nicht, dass ein fundamental anderes Ergebnis erwartet werden hätte können, wenn es nicht als Ziel ausgegeben worden wäre, eine abstraktere, entkoppelte Spätfassung der Systemtheorie zu erarbeiten, doch durch die konstitutiven Entscheidungen axiomatischer Natur wurden die Weichen dafür gestellt, dass eine Erschließung des Phänomens der Exklusion verunmöglicht wurde. Operierend mit einem Schattenriss des Menschen, namentlich dem *homo sociologicus*, dem aus der angelsächsischen Soziologie stammenden Bild des Menschen, welches als Grundlage ihrer Reflexionen dienen soll, werden die Berührungspunkte der Theorie mit dem Sozialen auf ein Minimum reduziert. Dabei ausgespart wird alles, ohne dem eine kritische Anamnese mitnichten realisierbar ist. Weswegen sich Exklusion als analytischer Gegenstand den avancierten Instrumentarien der Systemtheorie überwiegend entzieht und Luhmann letztendlich daran scheiterte. Jene Tendenz in seiner Nachfolge, von Exklusion als einem Nichtereignis, wie er es interpretierte, abzurücken und stattdessen inkludierende Exklusion, diese demnach als Einweisung in Einrichtungen des Ausschlusses zu definieren, stellt eine Kapitulation und eine Abkehr von der ursprünglichen Zielsetzung, dem initiativen Moment folgend den Zersetzungsprozessen des Sozialen nachzugehen, dar. Ein zweckdienliches Instrument, um in den gesetzten theoretischen Grenzen einen kleineren Beitrag zu leisten, hat die systemtheoretische Beschäftigung trotz ihrer Mängel dennoch hervorgebracht. An Luhmann anschließend erweist sich die Konzeption der Inklusionsprofile als illustratives Mittel, die Inklusion von Individuen in die einzelnen Funktionssysteme nachzuzeichnen, und als bereichernde Ergänzung, der es hingegen noch an einer organisationssoziologischen Präzisierung fehlt, um eine Passung für daran anknüpfende empirische Forschungsvorhaben zu bereiten. Gehen wir zum ungleichheitstheoretischen Strang über, so hat sich der Exklusionsbegriff dort zu einem Kampfbegriff entwickelt, worin eine Nutzungsweise besteht, welche eben auch in der Öffentlichkeit anzutreffen ist; was in gewisser Weise einen Schulterchluss mit dem Publikum ermöglicht. Zur Folge hat dies, dass die Erarbeitung eines kohärenten Exklusionskonzepts ins Hintertreffen geraten ist und sich eine undifferenzierte Rede über die Ausgeschlossenen eingebürgert hat. Exklusion wird allerorts ausgemacht, obwohl es der Kriterien, wann es sich denn um diese handelt, ermangelt, weshalb sie mit anderen Konzeptionen überlappt und unbesehen ihrer Verwendung als Synonym zugeführt

wird. Über das neomarxistische Dreieck von Staat, Arbeit und Wirtschaft, was berechtigt als Containerdenken beschrieben wird, sowie auf Ressourcen fokussiert, verstellt sich die Sicht. So gerahmt, setzt keine akribische Reflexion zum Phänomen der Exklusion ein, obwohl die Auffassung geteilt wird, dass es sich eben nicht um die bisherigen, sondern um eine neue Form der Marginalisierung handelt. Das Gros der Beiträge verliert sich in dieser Problemstellung. Die Kenntnisnahme von Kronauer, dass Exklusion nicht nur eine qualitative Komponente aufweist, sondern maßgeblich durch diese zu verstehen sei – sie einen qualitativen Bruch darstellt –, ist von höchster Relevanz, auch wenn sie nur eine beiläufige Erwähnung darstellt und in der Debatte kaum Anklang gefunden hat. Zwar wird auf das subjektive Moment immer wieder verwiesen, so auch in eher phänomenologisch anmutenden Ausschweifungen, es wird jedoch nicht weit genug geführt und verfällt bedauerlicherweise in Zuschreibungen. Im Ansatz deutet sich zwar ein Verständnis von Exklusion über die Anerkennungsstrukturen an, was zu begrüßen wäre, verschlossen bleibt dieser Pfad hingegen durch die ererbte Position, ihre Erblast, welche konsequenter hinterfragt werden müsste. Resümieren können wir daher, dass die Debatte an einer theoretischen Unterkomplexität krankt. Aspirationen, diese Defizite beiderseits zu tilgen, indem systemtheoretische und ungleichheitstheoretische Analysen zusammengeführt werden, sind abzulehnen, weil sie gänzlich außen vor lassen, dass sie unscharf verbleiben, eben nicht zu sagen vermögen, worin ihre Eigenheit besteht, wo sie denn herrührt. Unbemerkt bleibt, dass nicht das vollständige Phänomen in der Debatte zur Kenntnis genommen wurde. Ebenso wurde durch diese Unschärfe übersehen, wie Exklusion als ein latentes Leitmotiv aktueller zeit- wie gesellschaftsdiagnostischer Beschauungen dient. In diesen Beschauungen geraten Phänomene in den Blick, die nicht mit ihr in Verbindung gebracht werden, doch eine geeignete Perspektive einnehmend, erweisen sie sich als Elemente desselben elementaren Prozesses oder als konkreter Bestandteil von Exklusion; oder ein wenig anders ausgedrückt, so kann gesagt werden, dass der Themenkomplex größer ausfällt, als gemutmaßt wird. Auf Zeit- und Gesellschaftsdiagnosen beschränkt, fern von extensiven Reflexionen des Sozialen, wie sie noch in einer lebendigeren Theoriearbeit anzutreffen waren, muss mit einem verminderten Leistungsvermögen und diagnostischen Aussparungen vorliebgenommen werden. Eine am Gegenstand orientierte Reflexion führt uns, wie schon mehrfach erwähnt wurde und sich aus den ungleichheitstheoretischen Ergänzungen ablesen lässt, in Richtung der prozessoziologischen Position. Suchbewegungen außerhalb der beiden theoretischen Traditionen fielen hingegen äußerst spärlich aus, respektive wurde vereinzelt in den Werken von Foucault ein Scharnier gesehen, das uns indes nicht weiterführt. Wenn die

Prozesssoziologie nicht unsachlicher, polemischer Kritik ausgesetzt ist, fristet sie ein Schattendasein im Feld der soziologischen Theorien, weswegen sie als Referenz seltenst in Erwägung gezogen wird. Ein entscheidendes Motiv für ihre Berücksichtigung muss seine Erwähnung an dieser Stelle finden, da Theorievergleiche dies zumeist aussparen, wiewohl hierin doch ein essenzieller Punkt besteht. Gefolgt sind wir dem Debattenverlauf beginnend mit der initiiierenden Systemtheorie, nachfolgend der ungleichheitstheoretischen Reaktion und ihrer Bearbeitung sowie schließlich einer prozesssoziologischen Ergänzung; doch darüberhinausgehend verbirgt sich darin eine Kurve, in der voranschreitend die Komplexität des Sozialen, von einer zur nächsten, in der Theoriearchitektur umfassender gespiegelt wird. Finden wir in der systemtheoretischen Position den engsten Zugang zum Sozialen, so öffnet er sich über jenen der Ungleichheitstheorien, bis wir zum weitesten Verständnis gelangt sind, das in der Prozesssoziologie anzutreffen ist. Analytisch bedeutet dies ein immens gesteigertes Potenzial. Die Ausweitung der Aspekte des Sozialen, die einbezogen werden, reflektiert sich in der Wahl des Beziehungs- und Relationsfokus in seiner Theorie. Elias schlägt mit seiner Unternehmung einen dritten Weg jenseits von Handlung und Struktur ein, indes werden diese nicht einfach übergangen, vielmehr sind diese in ein figuratives Verständnis zu integrieren. Weiters zeichnet sich sein Zugang dadurch aus, dass die Analysen nicht durch ihn als Beobachter durch persönliche wie ideologische Voreingenommenheiten bestimmt sind, sie fallen gegenstandsorientiert aus. Worin ein Alleinstellungsmerkmal unter den soziologischen Großtheorien besteht, das mehr Beachtung verdient hätte. Hervorgehoben wurde in dieser Arbeit die Relevanz einer uneingeschränkten, nicht zersplitterten Theoriearbeit, der es dringendst bedarf, wenn nicht Vorbehalte in Theorie gegossen werden sollen. Es verlangt nach einer Reflexion der sozialtheoretischen Annahmen, die den Rahmen alles Nachfolgenden setzen, und obwohl hierin keine allzu neue Forderung begründet liegt, so offenbart sich anhand dessen, was uns hier beschäftigt, dass dem nicht ausreichend nachgegangen wird. Neben einem Plädoyer für eine Wiedererweckung einer extensiveren Theoriearbeit muss gleichfalls Position ergriffen werden für einen mutigeren Umgang gegenüber einer sich auffächernden Wissenschaftslandschaft und deren Grenzziehungen, denn ohne die Grenzüberschreitungen verbleibt die Schwere jener Entwicklungen sowie anderer, mit denen wir uns konfrontiert sehen, im Dunkeln. Wie an der Thematik der Exklusion zu sehen war, hat erst der geweitete Blick es ermöglicht, gewinnbringend vorzugehen. Aufs Wesentliche heruntergebrochen muss, wie dies Elias zahlreich vorgebracht hat, der Dynamik zwischen sozio- und psychogenetischer Entwicklung Beachtung geschenkt werden. Langfristige Prozesse müssen dabei stärker fokussiert werden und es muss Ausschau gehalten

werden nach Grundstrukturen, beides Aspekte, die in der rezenten soziologischen Praxis als nebensächlich behandelt werden. Elias Werk hielte noch vieles für die Soziologie bereit, doch gerade seine Überlegungen zur Persönlichkeitsstruktur, dem Selbstverständnis und der Selbsterfahrung als *homo clausus* sowie dem kulturell forcierten *Ich-Ideal* können die Debatte anreichern. Zumindest war es das hiesige Ziel, den Abriss eines alternativen Verständnisses von Exklusion zu unterbreiten, dessen weitere Ausarbeitung an anderer Stelle geschehen muss. An den Instrumenten kann wissentlich noch gefeilt werden, die Terminologie soll keinesfalls bindend erscheinen, doch jene Entwürfe, die sich bei Elias finden lassen, erlauben einen fundamental anderen Zugang. In dieser Arbeit wurde dafür der Begriff der Basalstruktur, der auf die relationalen Verhältnisse und deren Wandel verweisen soll, eingeführt. In seinen Teildimensionen wird dieser Wandel durch die Soziologie besprochen, doch bei weitem nicht in all seinen Facetten. Ein wesentliches Moment wird unter dem Schlagwort der Individualisierung thematisiert, es gelingt dabei jedoch nicht, den basalen Prozess, der diese und andere Wandlungen speist, sichtbar zu machen. Vergewärtigen wir uns jenen neuzeitlich-westlichen, sozio- wie psychogenetischen Prozess, wie ihn Elias in seinen Anfängen beschrieben hat und wie er anschließend vom Bürgertum fortgesetzt wurde, und schließen analytisch an diesen an, so präsentieren sich jene Verschiebungen der letzten Jahrzehnte als eine Intensivierung in jenem historischen Bogen. Exklusion ist daher als ein aus basalen Verschiebungen resultierendes Phänomen zu verstehen. Theoretisch sowie überdies empirisch unzureichend verlangt es eines Ansatzpunktes, wie Exklusion bestimmt werden könnte. Bei Elias findet sich hierfür ein wesentlicher Einwurf, nämlich die Vorstellung offener, ungesättigter Valenzen, deren Fortdauern in diesem Zustand in dieser Arbeit als Exklusion begriffen werden will. Freilich sind damit nicht die vielfältigen offenen Valenzen gemeint, welche in allen Figurationen anzutreffen sind, dementgegen indiziert der Exklusionsbegriff – in seiner hier gewählten Auslegung – deren Ballung in einem Prozess zunehmender Distanzierung, wodurch den Individuen ein konstitutives Anerkennungsmoment sowie Resonanz Erfahrungen verwehrt bleiben. Für empirische Vorhaben bedeutet dies, dass es detaillierter Untersuchungen individueller Valenzen bedarf und behutsamer vorgegangen werden muss als bei anderen Konzeptionen. Grob können wir hier dennoch zwei Wirkungsrichtungen ausmachen. Zum einen über die Zurückweisung, wie das Phänomen allgemein aufgefasst wird, zum anderen über den Rückzug, wo das grassierende Phänomen der Einsamkeit von gesondertem Interesse erscheint. Als heterogenes Phänomen, die Basis des Sozialen betreffend, sehen wir mit Exklusion eine wesentlich komplexere Form der Marginalisierung, die sich Vereinfachungen widersetzt. Erst auf diesem Wege, durch die hier

vorgenommene theoretische Ergänzung, die Erweiterung des instrumentellen Repertoires und die Verfeinerung des Sensoriums, lässt sich die eigentliche Dynamik vollumfänglich konstatieren, und erst über diese neuartige Deutungsweise erhalten wir einen autonomen, konzeptuell klar abgegrenzten Exklusionsbegriff. Als solcher reiht er sich als nützliches Instrument in das analytische Arsenal der Soziologie ein und erlaubt die Beschreibung jener neuartigen Phänomene, die dem Fach zum Enigma wurden. Als Konsequenz eines zu eng abgesteckten Gegenstandsbereichs haben sich diese zu einem solchen entwickelt. Der Gegenstandsbereich der Soziologie fällt, auch wenn dies vielfach unerwünscht ist und innerhalb des Fachs nur ungern verfolgt wird, weitaus umfassender aus, als dies gegenwärtig der Fall ist. An dieser Stelle sollte es nicht mehr anzuzweifeln sein, dass auch der Mensch in diesen hineinfällt. Luhmann erwähnt in seinem Vorwort zum sechsten Band der »Soziologischen Aufklärung«, dass geklärt werden müsste, wie mit dem Menschen theoretisch umgegangen werde, woran sich diverse Kritiken des soziologischen Betriebs reihen. Dort missbilligt er das Vorhaben, eine Menschenwissenschaft zu betreiben, wie sie Elias anstrebte – ohne ihn indes zu erwähnen – und distanziert sich von einer unspezifischen Redeweise, so auch von Menschenbildern, die seiner Ansicht nach altertümlichen Herangehensweisen entspringen und heutigen Gesellschaften nicht gerecht werden (Luhmann 2018a: VII, XI). Doch in Opposition zu dieser Haltung wurde in dieser Arbeit illustriert, dass die Soziologie ohne eine wahre Zuwendung zum Menschen mit einem insuffizienten Gesellschaftsentwurf in ihren Besprechungen operiert. Es gehört erwähnt, dass es vornehmlich als eine Tendenz der Theoretiker des Fachs zu sehen ist, doch ihre Beiträge stellen wesentliche Referenzpunkte dar und bieten zugleich dem akademischen Beobachter Orientierung. Selbstredend besteht mit einer starken qualitativen Sozialforschung ein Gegengewicht dazu, doch dort ergeben sich wiederum andere Defizite, mitunter eine Unliebsamkeit gegenüber der Theoriearbeit, was auf ungleichheitstheoretischer Seite zu beobachten ist. Ohne vertiefend darauf einzugehen, tut sich dadurch ein Graben auf, der sich auswirkt auf die Güte der soziologischen Diagnostik. In Anbetracht eines in dieser Form unvergleichlichen Zersetzungsprozesses, dessen Zeugen wir sind und was sich auch an der Exklusionsthematik offenbart, lassen uns die gewählten und beibehaltenen, weil eingeübten, Mittel des Fachs im Stich. Es wird beides benötigen, sowohl ein realistisches Bild des Menschen als auch den Willen zur Theorie. Es stellt keine neue Einsicht dar, doch die Dringlichkeit dem nachzukommen, hat exorbitant zugenommen. Elias gesamtes Werk richtet sich diesen und anderen Tendenzen, die uns immer noch begleiten und sich verstärkt haben, entgegen, weswegen es uns als Ausgangspunkt dienen kann, um eine verschiedene Ebenen

betreffende Neuorientierung anzustoßen, wenn man dies denn auch will. Bündig hält er in seinen jungen Jahren zur Stellung des Individuums fest, was ihn niemals verließ: »Der einzelne Mensch ist, um es schlagwortartig zu sagen, beides: Münze und Prägstock zugleich« (Elias 2003: 84). In einem später entstandenen Abschnitt merkt er ebenso konzis an: »Die Gesellschaft ohne Individuen, das Individuum ohne Gesellschaft ist ein Unding« (ebd.: 109). Oder wie Elias dies als Zielsetzung in jenem Beitrag, in dem er sich für eine Verwendung der Valenzkonzeption einsetzt, ausgibt, »[...] bedarf [es] einer Anthropologie, die von der fundamentalen Ausgerichtetheit von Menschen aufeinander ausgeht [...]« (Elias 2006a: 318). Aufgreifen wollen wir, bevor diese Arbeit ausklingt, eine bedeutsame Anmerkung durch Käsler, der in einem Beitrag, der sich mit Elias als einem wesentlichen Referenzpunkt für eine europäische Soziologie für das 21. Jahrhundert beschäftigt, betont, dass dessen prozessoziologisches Programm mit seinen analytischen Mitteln wie der Wir-Ich-Balance – ungeachtet ihrer Mängel – nicht mehr unterboten werden dürfe (Käsler 2016: 436), was hier ausdrücklich bekräftigt wird. Denn es ist an der Zeit, eine andere Perspektive einzunehmen, wenn doch klar ersichtlich ist, dass die Soziologie in dem, was sie zu einem gelingenden Zusammenleben beitragen könnte, ins Stocken geraten ist; es so einschneidend ausfällt, dass sich weitestgehend nicht einmal die Intention dahingehend formiert. Noch in ihren Anfängen stehend, zumal sie nie wirklich weiterentwickelt wurde, hat Elias dennoch bewiesen, welches Potenzial sie bereithält. Ähnlich sieht dies auch Mongardini, der betont, dass an Elias anschließend die Soziologie nach einer Neuorientierung zum kritischen Bewusstsein der Moderne werden könnte, welche sie ursprünglich beabsichtigt sein hätte sollen (Mongardini 2016: 301). Zu sehen ist dieser Abriss eines angemesseneren, erweiterten Verständnisses von Exklusion auch in diesem Sinne als Orientierungssuche in unruhigen Zeiten. Einer Suche, die zunächst bei uns selbst anzufangen hat. In seiner noch nicht gänzlich fertiggestellten und postum erschienenen Publikation zu Mozart befinden sich zwei Notizen aus seinem Arbeitsprozess. Eine kompositionsanalytische Bemerkung zu Mozarts Streichquintett in g-moll (KV 516) sowie eine Anmerkung im Anschluss an Wittgenstein, die, wenn man sich mit Elias Werk detailliert befasst, erst vollends begreiflich wird: »Wittgenstein hat gesagt: Wovon man nicht sprechen kann, davon muß man schweigen. Ich glaube, man könnte mit dem gleichen Recht sagen: Wovon man nicht sprechen kann, danach muß man suchen« (Elias 2017c: 182). Was sich in ihr artikuliert, ist eine emanzipative Haltung, die sein Werk durchdringt und getragen wird von der Absicht, uns selbst schonungslos in den Blick zu nehmen, worin ein Vorhaben besteht, das in jener ausgeprägten Form nur bei Elias anzutreffen ist. Vermutlich nicht für die Publikation gedacht, fällt dieser notierte Gedanke

informativer aus, als dies zunächst anmutet. Er begegnet uns gerade in jener seiner Studien, die sich wohl am weitesten vom regulären soziologischen Betrieb entfernt und das Zusammenspiel von Psycho- und Soziogenese im Werdensprozess von Wolfgang Amadeus Mozart zu begreifen sucht, was nicht außer Acht gelassen werden darf. Lesen mag es sich als soziologische Reflexion seines Lebenswegs, allerdings leitet es uns als Exempel dazu an, dem, wovon noch nicht gesprochen werden kann, nachzuspüren. Eingefordert wird von Elias ein Verstehen, das nicht vor den Untiefen des Sozialen wie des Menschlichen zurückschreckt, denn erst durch diese gewinnen wir elementare Einblicke, die uns zu jener dringend benötigten Orientierung verhelfen. So sehr es uns zur Gewohnheit geworden ist, von der Gesellschaft als externer Gestalt zu denken und zu sprechen, so wenig ist sie dies auch. Als Abstraktum behandelt, sollten wir nicht darauf vergessen, dass es eine »Gesellschaft der Individuen« ist. Sie zählen mit ihren Persönlichkeitszügen, ihren Wünschen, Valenzen und Beziehungsgeflechten, die sie miteinander bilden, zum Gegenstandsbereich der Soziologie, die ohne sie mit gravierenden Limitationen konfrontiert ist. Aus einem Bewusstsein dafür kann die Einsicht entspringen, dass aus dieser klaffenden Leerstelle ein fundamentales Problem der Soziologie geworden ist, was sich eindrücklich am Thema der Exklusion präsentiert hat. Jene Aufforderung, sich unverhohlen sich selbst und der Welt, in der wir leben, zu stellen, ist bedeutsamer denn je, ob es hingegen ausreichend erkannt wird, kann getrost verneint werden, wenn wir darauf blicken, wie wenig gewandt wir uns darin zeigen. Es wäre überraschend, sollte sich dies zeitnah ändern. Glanzvoll hat sich die Soziologie angesichts der Exklusionsthematik nicht in Szene gesetzt, gleichwohl liegt in ihr ein Grundstock vor, um eine Perspektive auf unser Zusammenleben zu etablieren, deren es entbehrt. Gewiss kann ein wünschenswerter Wandel nicht erzwungen werden, doch ihren Beitrag könnte sie leisten, wenn sie eine Neuorientierung vollziehen würde und sich ihrer originären Funktion als Begleitwissenschaft gewahr werden würde.



## Bibliographie

- Albert, Gert. 2013. Figuration und Emergenz. Zur Ontologie und Methodologie des Ansatzes von Norbert Elias. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 65(2): 193–222.
- Baecker, Dirk, Heinz Bude, Axel Honneth und Helmut Wiesenhal. 2017. »Die Überflüssigen«. Ein Gespräch zwischen Dirk Baecker, Heinz Bude, Axel Honneth und Helmut Wiesenhal. In *Exklusion. Die Debatte über die »Überflüssigen«*. Hrsg. Heinz Bude und Andreas Willisch, 31-49. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Bauman, Zygmunt. 2006. *Verworfenes Leben. Die Ausgegrenzten der Moderne*. Zweite Auflage, Hamburg: Hamburger Edition HIS Verlagsges. mbH.
- Bauman, Zygmunt. 2007. *Leben in der Flüchtigen Moderne*. Erste Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Bauman, Zygmunt. 2016. *Flüchtige Zeiten. Leben in der Ungewissheit*. Dritte Auflage, Hamburg: Hamburger Edition HIS Verlagsges. mbH.
- Bedorf, Thomas und Steffen Herrmann. 2016. Das Gewebe des Sozialen. Geschichte und Gegenwart des sozialen Bandes. In *Das soziale Band. Geschichte und Gegenwart eines sozialtheoretischen Grundbegriffs*. Hrsg. Thomas Bedorf und Steffen Herrmann, 11-47. Frankfurt am Main: Campus Verlag GmbH.
- Behrendt, Hauke. 2019. Soziale Teilhabe als Tatsache, Wert und Aufgabe. Blinde Flecken der zeitgenössischen Inklusionsforschung. *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 2019, 67 (3): 464-489.
- Berger, Johannes. 1996. Entfernung von der Truppe. Realanalytische Grenzen des Konstruktivismus in der Soziologie. In *Modernität und Barbarei. Soziologische Zeitdiagnose am Ende des 20. Jahrhunderts*. Hrsg. Max Miller und Hans-Georg Soeffner, 231-245. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Berger, Peter L. und Thomas Luckmann. 2013. *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. 25. Auflage, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Bergmann, Werner. 2016. Der externalisierte Mensch. Zur Funktion des »Menschen« für die Gesellschaft. In *Der Mensch – das Medium der Gesellschaft?* Hrsg. Peter Fuchs und Andreas Göbel, 92-109. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Blomert, Reinhard. 1990. Abwehr und Integration. Wandlungen im Verhältnis von Soziologen zur Psychoanalyse. In *Gesellschaftliche Prozesse und individuelle Praxis. Bochumer Vorlesungen zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie*. Hrsg. von Hermann Korte, 15-41. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Blomert, Reinhard. 1991. Verfeinerung der Sitten – Verfeinerung der Technik. Bemerkungen zu aktuellen zivilisatorischen Veränderungen. In *Der unendliche Prozeß der Zivilisation. Zur Kultursoziologie der Moderne nach Norbert Elias*. Hrsg. Helmut Kuzmics und Ingo Mörrh, 229-241. Frankfurt am Main: Campus Verlag GmbH.
- Bogner, Artur. 1991. Die Theorie des Zivilisationsprozesses als Modernisierungstheorie. In *Der unendliche Prozeß der Zivilisation. Zur Kultursoziologie der Moderne nach Norbert Elias*. Hrsg. Helmut Kuzmics und Ingo Mörrh, 33-58. Frankfurt am Main: Campus Verlag GmbH.

- Bohn, Cornelia. 2008. Inklusion/Exklusion: Theorien und Befunde. Von der Ausgrenzung aus der Gemeinschaft zur inkludierenden Exklusion. *Soziale Systeme. Zeitschrift für soziologische Theorie* 14(2): 171-190.
- Böhnke, Petra. 2006. Marginalisierung und Verunsicherung. Ein empirischer Beitrag zur Exklusionsdebatte. In *Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige*. Hrsg. Heinz Bude und Andreas Willisch, 97-120. Hamburg: Hamburger Edition HIS Verlagsges. mbH.
- Bora, Alfons. 2005. »Partizipation« als politische Inklusionsformel. In *Inklusion und Partizipation. Politische Kommunikation im historischen Wandel*. Hrsg. Christoph Gusy und Heinz-Gerhard Haupt, 15-34. Frankfurt/New York: Campus Verlag.
- Bourdieu, Pierre. 2018. *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Zehnte Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Breuer, Stefan. 2016. Gesellschaft der Individuen, Gesellschaft der Organisationen. Norbert Elias und Max Weber im Vergleich. In *Norbert Elias und die Menschenwissenschaften. Studien zur Entstehung und Wirkungsgeschichte seines Werkes*. Hrsg. von Karl-Siegbert Rehberg, 303-330. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Bröckling, Ulrich. 2016. Andere Bänder. Ein metaphorologischer Kommentar. In *Das soziale Band. Geschichte und Gegenwart eines sozialtheoretischen Grundbegriffs*. Hrsg. Thomas Bedorf und Steffen Herrmann, 392-402. Frankfurt am Main: Campus Verlag GmbH.
- Bröckling, Ulrich. 2019. *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Siebte Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Bude, Heinz und Andreas Willisch. 2006. Das Problem der Exklusion. In *Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige*. Hrsg. Heinz Bude und Andreas Willisch, 7-23. Hamburg: Hamburger Edition HIS Verlagsges. mbH.
- Bude, Heinz und Andreas Willisch. 2017. Die Debatte über die »Überflüssigen«. Einleitung. In *Exklusion. Die Debatte über die »Überflüssigen«*. Hrsg. Heinz Bude und Andreas Willisch, 9-30. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Bude, Heinz. 1998. Konstruktionen des sozialen Konflikts. In *Konflikt in modernen Gesellschaften*. Hrsg. von Hans-Joachim Giegel, 153-172. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Bude, Heinz. 2008. *Die Ausgeschlossenen. Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft*. München: Carl Hanser Verlag.
- Bude, Heinz. 2017. Das Phänomen der Exklusion. In *Exklusion. Die Debatte über die »Überflüssigen«*. Hrsg. Heinz Bude und Andreas Willisch, 246-260. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Bude, Heinz. 2018. Der Überflüssige. In *Diven, Hacker, Spekulanten. Sozialfiguren der Gegenwart*. Hrsg. Stephan Moebius und Markus Schroer, 437-442. Berlin: edition suhrkamp.
- Burzan, Nicole und Uwe Schimank. 2011. Inklusionsprofile – Überlegungen zu einer differenzierungstheoretischen »Sozialstrukturanalyse«. In *Differenzierung und soziale Ungleichheit. Die zwei Soziologien und ihre Verknüpfung*. Hrsg. von Thomas Schwinn, 209-237. Frankfurt am Main: Verlag Humanities Online.
- Burzan, Nicole, Brigitta Lökenhoff, Uwe Schimank und Nadine M. Schöneck. 2008. *Das Publikum der Gesellschaft. Inklusionsverhältnisse und Inklusionsprofile in Deutschland*. Erste Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Burzan, Nicole. 2009. Prekarität und verunsicherte Gesellschaftsmitte – Konsequenzen für die Ungleichheitstheorie. In *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*. Hrsg. Robert Castel und Klaus Dörre, 307-315. Frankfurt am Main: Campus Verlag GmbH.
- Callies, Oliver. 2017. Konturen sozialer Exklusion. In *Exklusion. Die Debatte über die »Überflüssigen«*. Hrsg. Heinz Bude und Andreas Willisch, 261-284. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Castel, Robert und Klaus Dörre. 2009. Einleitung. In *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*. Hrsg. Robert Castel und Klaus Dörre, 11-18. Frankfurt am Main: Campus Verlag GmbH.
- Castel, Robert. 2007. *Die Stärkung des Sozialen. Leben im neuen Wohlfahrtsstaat*. Zweite Auflage, Hamburg: Hamburger Edition HIS Verlagsges. mbH.
- Castel, Robert. 2009. Die Wiederkehr der sozialen Unsicherheit. In *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*. Hrsg. Robert Castel und Klaus Dörre, 21-34. Frankfurt am Main: Campus Verlag GmbH.
- Castel, Robert. 2017. Die Fallstricke des Exklusionsbegriffs. In *Exklusion. Die Debatte über die »Überflüssigen«*. Hrsg. Heinz Bude und Andreas Willisch, 69-86. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Claessens, Dieter. 2016. Rezeptionsprobleme des Eliasschen Werkes in den 50er und 60er Jahren. In *Norbert Elias und die Menschenwissenschaften. Studien zur Entstehung und Wirkungsgeschichte seines Werkes*. Hrsg. von Karl-Siegbert Rehberg, 137-149. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Coser, Lewis A. 2015. *Gierige Institutionen. Soziologische Studien über totales Engagement*. Erste Auflage, Berlin: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Dahrendorf, Ralf. 2010. *Homo Sociologicus. Ein Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der Kategorie der sozialen Rolle*. 17. Auflage, Wiesbaden: Springer VS.
- Dangschat, Jens S. 2017. Exclusion – The New American Way of Life? In *Exklusion. Die Debatte über die »Überflüssigen«*. Hrsg. Heinz Bude und Andreas Willisch, 138-145. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Dayé, Christian und Stephan Moebius. 2015. Einleitung. In *Soziologiegeschichte. Wege und Ziele*. Hrsg. Christian Dayé und Stephan Moebius, 7-19. Berlin: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Demirović, Alex, Ulrich Duchrow, Andreas Fishan, Birgit Mahnkopf, Thomas Sablowski und Peter Wahl. 2021. Das Chaos verstehen! Eine Zeitdiagnose aus der Perspektive kritischer Gesellschaftstheorie. In *Das Chaos verstehen. Welche Zukunft in Zeiten von Zivilisationskrise und Corona?* Hrsg. Alex Demirović, Andreas Fishan, Birgit Mahnkopf, Carolin Mauritz, Christa Wichterich, Fritz Reheis, Peter Wahl, Stefanie Hürtgen, Thomas Sablowski und Ulrich Duchrow, 9-44. Hamburg: VSA Verlag.
- Djouadi, Audrey, Jörg Rössel und Alexander Seifert. 2021. Wer fühlt sich exkludiert? Zur zeitdiagnostischen Verwendung des Konzepts der sozialen Exklusion. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 73(3): 361–388.
- Dülmen, Richard van. 2016. Norbert Elias und der Prozeß der Zivilisation. Die Zivilisationstheorie im Lichte der historischen Forschung. In *Norbert Elias und die Menschenwissenschaften. Studien zur*

- Entstehung und Wirkungsgeschichte seines Werkes*. Hrsg. von Karl-Siegbert Rehberg, 264-274. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Elias, Norbert. 2003. *Die Gesellschaft der Individuen*. Hrsg. von Michael Schröter, Erste Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Elias, Norbert. 2005a. Gespräch mit Johan Goudsblom (1970). In *Autobiographisches und Interviews*. Hrsg. von Norbert Elias Stichting Amsterdam, 97-112. Erste Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Elias, Norbert. 2005b. Interview von Heiko Ernst (1978). In *Autobiographisches und Interviews*. Hrsg. von Norbert Elias Stichting Amsterdam, 129-143. Erste Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Elias, Norbert. 2005c. Interview von Didier Eribon (1981). In *Autobiographisches und Interviews*. Hrsg. von Norbert Elias Stichting Amsterdam, 144-152. Erste Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Elias, Norbert. 2005d. Interview mit Gregor Hahn (1982). In *Autobiographisches und Interviews*. Hrsg. von Norbert Elias Stichting Amsterdam, 153-165. Erste Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Elias, Norbert. 2005e. »Eine Balance zwischen engagierten und distanzierten Haltungen.« Gespräch mit Hans-Peter Waldhoff (1983). In *Autobiographisches und Interviews*. Hrsg. von Norbert Elias Stichting Amsterdam, 166-175. Erste Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Elias, Norbert. 2005f. Biographisches Interview mit Norbert Elias. Interview von Arend-Jan Heerma van Voss und Abram van Stolk (1984). In *Autobiographisches und Interviews*. Hrsg. von Norbert Elias Stichting Amsterdam, 189-278. Erste Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Elias, Norbert. 2005g. »Wir sind die späten Barbaren.« Interview von Nikolaus von Festenberg und Marion Schreiber (1988). In *Autobiographisches und Interviews*. Hrsg. von Norbert Elias Stichting Amsterdam, 350-357. Erste Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Elias, Norbert. 2005h. »Vielleicht habe ich etwas von dem gesagt, was eine Zukunft hat.« Gespräch mit Wolfgang Engler (1989). In *Autobiographisches und Interviews*. Hrsg. von Norbert Elias Stichting Amsterdam, 367-388. Erste Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Elias, Norbert. 2006a. Soziologie und Psychiatrie. In *Aufsätze und andere Schriften I*. Hrsg. von Norbert Elias Stichting Amsterdam, 287-330. Erste Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Elias, Norbert. 2006b. Adorno-Rede: Respekt und Kritik. In *Aufsätze und andere Schriften I*. Hrsg. von Norbert Elias Stichting Amsterdam, 491-508. Erste Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Elias, Norbert. 2006c. Zur Grundlegung einer Theorie sozialer Prozesse. In *Aufsätze und andere Schriften I*. Hrsg. von Norbert Elias Stichting Amsterdam, 509-560. Erste Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Elias, Norbert. 2006d. Zivilisation und Gewalt. In *Aufsätze und andere Schriften II*. Hrsg. von Norbert Elias Stichting Amsterdam, 53-71. Erste Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Elias, Norbert. 2006e. Soziologie in Gefahr. Plädoyer für die Neuorientierung einer Wissenschaft. In *Aufsätze und andere Schriften II*. Hrsg. von Norbert Elias Stichting Amsterdam, 232-242. Erste Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

- Elias, Norbert. 2006f. Über den Rückzug der Soziologie auf die Gegenwart (I). In *Aufsätze und andere Schriften II*. Hrsg. von Norbert Elias Stichting Amsterdam, 389-408. Erste Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Elias, Norbert. 2006g. Figuration, sozialer Prozeß und Zivilisation: Grundbegriffe der Soziologie. In *Aufsätze und andere Schriften III*. Hrsg. von Norbert Elias Stichting Amsterdam, 100-117. Erste Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Elias, Norbert. 2006h. Was ich unter Zivilisation verstehe. Antwort auf Hans Peter Duerr. In *Aufsätze und andere Schriften III*. Hrsg. von Norbert Elias Stichting Amsterdam, 334-341. Erste Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Elias, Norbert, 2014. *Was ist Soziologie?* Hrsg. von Michael Schröter, Zwölfte Auflage, Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Elias, Norbert, 2016. Notizen zum Lebenslauf. In *Macht und Zivilisation. Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie 2*. Hrsg. Peter Gleichmann, Johan Goudsblom und Hermann Korte, 9-82. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Elias, Norbert. 2017a. *Über den Prozeß der Zivilisationen. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Erster Band*. 31. Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Elias, Norbert. 2017b. *Über den Prozeß der Zivilisationen. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Zweiter Band*. 33. Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Elias, Norbert. 2017c. *Mozart. Zur Soziologie eines Genies*. Hrsg. von Michael Schröter, Fünfte Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Endruweit, Günter. 2014. Entwicklung. In *Wörterbuch der Soziologie, dritte völlig überarbeitete Auflage*. Hrsg. Günter Endruweit, Gisela Trommsdorff und Nicole Burzan, 95-97. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.
- Erdheim, Mario. 2016. Unbewußtheit im Prozeß der Zivilisation. In *Norbert Elias und die Menschenwissenschaften. Studien zur Entstehung und Wirkungsgeschichte seines Werkes*. Hrsg. von Karl-Siegbert Rehberg, 158-171. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Esser, Hartmut. 2011. Akteure und soziale Systeme. In *Differenzierung und soziale Ungleichheit. Die zwei Soziologien und ihre Verknüpfung*. Hrsg. von Thomas Schwinn, 271-283. Frankfurt am Main: Verlag Humanities Online.
- Farzin, Sina, Sven Opitz und Urs Stäheli. 2008. Inklusion/Exklusion: Rhetorik – Körper – Macht. *Soziale Systeme. Zeitschrift für soziologische Theorie* 14(2): 167-170.
- Farzin, Sina. 2006. *Inklusion Exklusion. Entwicklungen und Probleme einer systemtheoretischen Unterscheidung*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Farzin, Sina. 2008. Sichtbarkeit durch Unsichtbarkeit. Die Rhetorik der Exklusion in der Systemtheorie Niklas Luhmanns. *Soziale Systeme. Zeitschrift für soziologische Theorie* 14(2): 191-209.
- Farzin, Sina. 2011. *Die Rhetorik der Exklusion. Zum Zusammenhang von Exklusionsthematik und Sozialtheorie*. Erste Auflage, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Ferber, Christian von. 2016. Zur Zivilisationstheorie von Norbert Elias – heute. In *Macht und Zivilisation. Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie 2*. Hrsg. Peter Gleichmann, Johan Goudsblom und Hermann Korte, 105-128. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.

- Foucault, Michel. 2015. *Analytik der Macht*. Hrsg. Daniel Defert, François Ewald, unter Mitarbeit von Jacques Lagrange, Sechste Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Foucault, Michel. 2017. *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernementalität I. Vorlesungen am Collège de France 1977-1978*. Fünfte Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Foucault, Michel. 2018. *Die Geburt der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II. Vorlesungen am Collège de France 1978-1979*. Sechste Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Frick, Eckhard. 2024. Ghosting. *Spiritual care: Zeitschrift für Spiritualität in den Gesundheitsberufen* 13, 1: 98.
- Fröhlich, Gerhard. 1991. »Inseln zuverlässigen Wissens im Ozean menschlichen Nichtwissens«. Zur Theorie der Wissenschaften bei Norbert Elias. In *Der unendliche Prozeß der Zivilisation. Zur Kulturosoziologie der Moderne nach Norbert Elias*. Hrsg. Helmut Kuzmics und Ingo Mörth, 95-111. Frankfurt am Main: Campus Verlag GmbH.
- Fuchs, Peter und Andreas Göbel. 2016. Einleitung. In *Der Mensch – das Medium der Gesellschaft?* Hrsg. Peter Fuchs und Andreas Göbel, 7-14. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Fuchs, Peter. 2003. *Der Eigen-Sinn des Bewußtseins. Die Person, die Psyche, die Signatur*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Fuchs, Peter. 2016a. Der Mensch – das Medium der Gesellschaft? In *Der Mensch – das Medium der Gesellschaft?* Hrsg. Peter Fuchs und Andreas Göbel, 15-39. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Fuchs, Peter. 2016b. Soziale Systeme, Systemtheorie – Was leisten Hochabstraktionen? In *Soziologische Basics. Eine Einführung für pädagogische und soziale Berufe, dritte erweiterte und aktualisierte Auflage*. Hrsg. von Albert Scherr, 257-263. Wiesbaden: Springer VS.
- Gerhards, Jürgen. 2001. Der Aufstand des Publikums: Eine systemtheoretische Interpretation des Kulturwandels in Deutschland zwischen 1960 und 1989. *Zeitschrift für Soziologie* 30(3): 163–184.
- Gertenbach, Lars. 2008. Ein »Denken des Außen«. Michel Foucault und die Soziologie der Exklusion. *Soziale Systeme. Zeitschrift für soziologische Theorie* 14(2): 308-328.
- Gertenbach, Lars. 2016. Konnektivität und Zusammenhalt. Von den zwei Soziologien des sozialen Bandes. In *Das soziale Band. Geschichte und Gegenwart eines sozialtheoretischen Grundbegriffs*. Hrsg. Thomas Bedorf und Steffen Herrmann, 72-95. Frankfurt am Main: Campus Verlag GmbH.
- Giegel, Hans-Joachim. 1998. Gesellschaftstheorie und Konfliktsoziologie. In *Konflikt in modernen Gesellschaften*. Hrsg. von Hans-Joachim Giegel, 9-28. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Giegel, Hans-Joachim. 2011. Gleichheit und Ungleichheit in funktional differenzierten Gesellschaften. In *Differenzierung und soziale Ungleichheit. Die zwei Soziologien und ihre Verknüpfung*. Hrsg. von Thomas Schwinn, 105-130. Frankfurt am Main: Verlag Humanities Online.
- Gleichmann, Peter, Johan Goudsblom und Hermann Korte. 2016. Vorwort. In *Norbert Elias' Zivilisationstheorie*. Hrsg. Peter Gleichmann, Johan Goudsblom und Hermann Korte, 7-15. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.

- Goudsblom, Johan. 1979. *Soziologie auf der Waagschale*. Erste Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Goudsblom, Johan. 2016a. Die Erforschung von Zivilisationsprozessen. In *Macht und Zivilisation. Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie 2*. Hrsg. Peter Gleichmann, Johan Goudsblom und Hermann Korte, 83-104. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Goudsblom, Johan. 2016b. Zum Hintergrund der Zivilisationstheorie von Norbert Elias. Das Verhältnis zu Huizinga, Weber und Freud. In *Macht und Zivilisation. Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie 2*. Hrsg. Peter Gleichmann, Johan Goudsblom und Hermann Korte, 129-147. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Hark, Sabine. 2005. Überflüssig. Deutungsbegriff für neue gesellschaftliche Gefährdungen? *Transit. Europäische Revue* 29: 125-141.
- Häußermann, Hartmut. 2006. Die Krise der »sozialen Stadt«. Warum der sozialräumliche Wandel der Städte eine eigenständige Ursache für Ausgrenzung ist. In *Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige*. Hrsg. Heinz Bude und Andreas Willisch, 294-313. Hamburg: Hamburger Edition HIS Verlagsges. mbH.
- Hillebrandt, Frank. 1999. *Exklusionsindividualität. Moderne Gesellschaftsstruktur und die soziale Konstruktion des Menschen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hillmann, Felicitas. 2017. Eine überfällige Diskussion. In *Exklusion. Die Debatte über die »Überflüssigen«*. Hrsg. Heinz Bude und Andreas Willisch, 105-109. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Hofmeister, Heimo. 1979. »Etsi Deus Non Daretur«. Zum Verhältnis von Philosophie und Theologie. *Neue Zeitschrift für systematische Theologie und Religionsphilosophie*, 21: 272-285.
- Honneth, Axel. 2011. *Verwilderungen des sozialen Konflikts. Anerkennungskämpfe zu Beginn des 21. Jahrhunderts*. Working Paper 11/4. Köln: Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung.
- Honneth, Axel. 2016. *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*. Neunte Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Honneth, Axel. 2017. *Das Recht der Freiheit. Grundriß einer demokratischen Sittlichkeit*. Dritte Auflage, Berlin: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Imbusch, Peter. 2017. »Überflüssige«. Historische Deutungsmuster und potentielle Universalität eines Begriffs. In *Exklusion. Die Debatte über die »Überflüssigen«*. Hrsg. Heinz Bude und Andreas Willisch, 195-212. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Jenkins, Richard. 1997. *Rethinking Ethnicity. Arguments and Explorations*. London: SAGE Publications Ltd.
- Kaltmeier, Olaf. 2020. *Refeudalisierung und Rechtsruck Soziale Ungleichheit und politische Kultur in Lateinamerika*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Käsler, Dirk. 2016. Norbert Elias – ein europäischer Soziologe für das 21. Jahrhundert. In *Norbert Elias und die Menschenwissenschaften. Studien zur Entstehung und Wirkungsgeschichte seines Werkes*. Hrsg. von Karl-Siegbert Rehberg, 434-445. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.

- Kilminster, Richard. 2016. Norbert Elias und Karl Mannheim – Nähe und Distanz. In *Norbert Elias und die Menschenwissenschaften. Studien zur Entstehung und Wirkungsgeschichte seines Werkes*. Hrsg. von Karl-Siegbert Rehberg, 352-392. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Kiss, Gabor. 1991. Systemtheorie oder Figurationssoziologie – was leistet die Figurationsforschung? In *Der unendliche Prozeß der Zivilisation. Zur Kulturosoziologie der Moderne nach Norbert Elias*. Hrsg. Helmut Kuzmics und Ingo Mörth, 79-94. Frankfurt am Main: Campus Verlag GmbH.
- Koenig, Matthias. 2008. Soziale Mechanismen und relationale Soziologie. In *Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilbd. 1 u. 2*. Hrsg. Karl-Siegbert Rehberg, 2896-2906. Frankfurt am Main: Campus Verlag GmbH.
- Kolnai, Aurel. 2007. *Ekel, Hochmut, Haß. Zur Phänomenologie feindlicher Gefühle*. Erste Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- König, Oliver. 2016. »Ein erratischer Block«. Interviews mit Frankfurter Hochschullehrern zu Norbert Elias. In *Norbert Elias und die Menschenwissenschaften. Studien zur Entstehung und Wirkungsgeschichte seines Werkes*. Hrsg. von Karl-Siegbert Rehberg, 150-157. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Korte, Hermann. 1990. Von Elias lernen. Ein Vorwort. In *Gesellschaftliche Prozesse und individuelle Praxis. Bochumer Vorlesungen zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie*. Hrsg. von Hermann Korte, 7-14. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Kremmel, Katrin und Hemma Mayrhofer. 2013. *Favelas als theoretische Provokation? Möglichkeiten und Grenzen der systemtheoretischen Beobachtung sozialer Inklusionsprofile jugendlicher Straftäter in São Paulo*. Working Paper 15. Wien: Institut für Rechts- und Kriminalsoziologie.
- Kronauer, Martin. 2006. »Exklusion« als Kategorie einer kritischen Gesellschaftsanalyse. Vorschläge für eine anstehende Debatte. In *Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige*. Hrsg. Heinz Bude und Andreas Willisch, 27-45. Hamburg: Hamburger Edition HIS Verlagsges. mbH.
- Kronauer, Martin. 2010. *Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus*. Zweite Auflage, Frankfurt am Main: Campus Verlag GmbH.
- Kronauer, Martin. 2017. Plädoyer für ein Exklusionsverständnis ohne Fallstricke. In *Exklusion. Die Debatte über die »Überflüssigen«*. Hrsg. Heinz Bude und Andreas Willisch, 146-153. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Kronauer, Martin. 2020. *Kritik der auseinanderdriftenden Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Campus Verlag GmbH.
- Kuzmics, Helmut und Ingo Mörth. 1991. Einleitung. Norbert Elias und die Kulturosoziologie der Moderne. In *Der unendliche Prozeß der Zivilisation. Zur Kulturosoziologie der Moderne nach Norbert Elias*. Hrsg. Helmut Kuzmics und Ingo Mörth, 7-31. Frankfurt am Main: Campus Verlag GmbH.
- Kuzmics, Helmut. 1990. Das »moderne Selbst« und der langfristige Prozeß der Zivilisation. In *Gesellschaftliche Prozesse und individuelle Praxis. Bochumer Vorlesungen zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie*. Hrsg. von Hermann Korte, 216-255. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Land, Rainer und Andreas Willisch. 2006. Die Probleme mit der Integration. Das Konzept des »sekundären Integrationsmodus«. In *Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche,*



- Überflüssige*. Hrsg. Heinz Bude und Andreas Willisch, 70-93. Hamburg: Hamburger Edition HIS Verlagsges. mbH.
- Leisering, Lutz. 2011. Desillusionierungen des modernen Fortschrittsglaubens. »Soziale Exklusion« als gesellschaftliche Selbstbeschreibung und soziologisches Konzept. In *Differenzierung und soziale Ungleichheit. Die zwei Soziologien und ihre Verknüpfung*. Hrsg. von Thomas Schwinn, 238-270. Frankfurt am Main: Verlag Humanities Online.
- Lindemann, Gesa. 2011. Differenzierung der modernen Gesellschaft. Eine grenzregimetheoretische Perspektive. In *Soziale Differenzierung. Handlungstheoretische Zugänge in der Diskussion*. Hrsg. Thomas Schwinn, Clemens Kroneberg und Jens Greve, 135-156. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lindemann, Gesa. 2016. *Das Soziale von seinen Grenzen her denken*. Zweite Auflage, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Loke, Susanne. 2023. *Einsames Sterben und unentdeckte Tode in der Stadt. Über ein verborgenes gesellschaftliches Problem*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Luhmann, Niklas. 1985. Zum Begriff der sozialen Klasse. In *Soziale Differenzierung. Zur Geschichte einer Idee*. Hrsg. von Niklas Luhmann, 119-162. Opladen: Westdeutscher Verlag GmbH.
- Luhmann, Niklas. 1993. Individuum, Individualität, Individualismus. In *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*. Band 3. Hrsg. Niklas Luhmann, 149-258. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Luhmann, Niklas. 1996. Jenseits von Barbarei. In *Modernität und Barbarei. Soziologische Zeitdiagnose am Ende des 20. Jahrhunderts*. Hrsg. Max Müller und Hans-Georg Soeffner, 219-230. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Luhmann, Niklas. 2015. *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. 16. Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Luhmann, Niklas. 2017. Handlungstheorie und Systemtheorie. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 69: 415–431.
- Luhmann, Niklas. 2018a. Vorwort. In *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*. Hrsg. Niklas Luhmann, VII-XII. Vierte Auflage, Wiesbaden: Springer VS.
- Luhmann, Niklas. 2018b. Probleme mit operativer Schließung. In *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*. Hrsg. Niklas Luhmann, 1-14. Vierte Auflage, Wiesbaden: Springer VS.
- Luhmann, Niklas. 2018c. Die operative Geschlossenheit psychischer und sozialer Systeme. In *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*. Hrsg. Niklas Luhmann, 15-28. Vierte Auflage, Wiesbaden: Springer VS.
- Luhmann, Niklas. 2018d. Wie ist Bewußtsein an Kommunikation beteiligt. In *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*. Hrsg. Niklas Luhmann, 29-47. Vierte Auflage, Wiesbaden: Springer VS.
- Luhmann, Niklas. 2018e. Die Autopoiesis des Bewußtseins. In *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*. Hrsg. Niklas Luhmann, 49-106. Vierte Auflage, Wiesbaden: Springer VS.

- Luhmann, Niklas. 2018f. Was ist Kommunikation? In *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*. Hrsg. Niklas Luhmann, 107-118. Vierte Auflage, Wiesbaden: Springer VS.
- Luhmann, Niklas. 2018g. Die gesellschaftliche Differenzierung und das Individuum. In *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*. Hrsg. Niklas Luhmann, 119-136. Vierte Auflage, Wiesbaden: Springer VS.
- Luhmann, Niklas. 2018h. Die Form »Person«. In *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*. Hrsg. Niklas Luhmann, 137-150. Vierte Auflage, Wiesbaden: Springer VS.
- Luhmann, Niklas. 2018i. Die Tücke des Subjekts und die Frage nach den Menschen. In *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*. Hrsg. Niklas Luhmann, 151-166. Vierte Auflage, Wiesbaden: Springer VS.
- Luhmann, Niklas. 2018j. Intersubjektivität oder Kommunikation. Unterschiedliche Ausgangspunkte soziologischer Theoriebildung. In *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*. Hrsg. Niklas Luhmann, 167-186. Vierte Auflage, Wiesbaden: Springer VS.
- Luhmann, Niklas. 2018k. Inklusion und Exklusion. In *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*. Hrsg. Niklas Luhmann, 239-266. Vierte Auflage, Wiesbaden: Springer VS.
- Luhmann, Niklas. 2018l. Die Soziologie und der Mensch. In *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*. Hrsg. Niklas Luhmann, 267-278. Vierte Auflage, Wiesbaden: Springer VS.
- Luhmann, Niklas. 2021a. *Die Gesellschaft der Gesellschaft. Erster Teilband*. Elfte Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Luhmann, Niklas. 2021b. *Die Gesellschaft der Gesellschaft. Zweiter Teilband*. Elfte Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Malowitz, Karsten. 2002. Die neuere Systemtheorie und das Konzept der sozialen Exklusion. *Berliner Debatte Initial* 2002, 1: 55-66.
- Marchart, Oliver. 2018. *Das unmögliche Objekt. Eine postfundamentalistische Theorie der Gesellschaft*. Zweite Auflage, Berlin: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Miller, Max und Hans-Georg Soeffner. 1996. Vorwort der Herausgeber. In *Modernität und Barbarei. Soziologische Zeitdiagnose am Ende des 20. Jahrhunderts*. Hrsg. Max Miller und Hans-Georg Soeffner, 9-11. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Moebius, Stephan und Andreas Reckwitz. 2018. Einleitung. Poststrukturalismus und Sozialwissenschaften. Eine Standortbestimmung. In *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften*. Hrsg. Stephan Moebius und Andreas Reckwitz, 7-23. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Moebius, Stephan und Markus Schroer. 2018. Einleitung. In *Diven, Hacker, Spekulant. Sozialfiguren der Gegenwart*. Hrsg. Stephan Moebius und Markus Schroer, 7-11. Berlin: edition suhrkamp.
- Mongardini, Carlo. 2016. »Wie ist Gesellschaft möglich?« – Georg Simmel, Norbert Elias und die Aufgaben einer soziologischen Neuorientierung. In *Norbert Elias und die Menschenwissenschaften. Studien zur Entstehung und Wirkungsgeschichte seines Werkes*. Hrsg. von Karl-Siegbert Rehberg, 291-302. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.

- Müller, Hans-Peter. 2021. *Krise und Kritik. Klassiker der soziologischen Zeitdiagnose*. Erste Auflage, Berlin: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Münch, Richard. 1998. Soziale Integration als dynamischer Prozeß. Eine systemtheoretische Analyse. In *Konflikt in modernen Gesellschaften*. Hrsg. von Hans-Joachim Giegel, 190-201. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Nachtwey, Oliver. 2018. *Die Abstiegs-gesellschaft. Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne*. Achte Auflage, Berlin: edition suhrkamp.
- Narr, Wolf-Dieter. 1996. Jenseits der Barbarei? In *Modernität und Barbarei. Soziologische Zeitdiagnose am Ende des 20. Jahrhunderts*. Hrsg. Max Miller und Hans-Georg Soeffner, 246-257. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Nassehi, Armin und Gerd Nollmann. 1997. Inklusion. Organisationssoziologische Ergänzungen der Inklusions-/Exklusionstheorie. *Soziale Systeme. Zeitschrift für soziologische Theorie* 3(2): 393-411.
- Nassehi, Armin. 2006. Die paradoxe Einheit von Inklusion und Exklusion. Ein systemtheoretischer Blick auf die »Phänomene«. In *Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige*. Hrsg. Heinz Bude und Andreas Willisch, 46-69. Hamburg: Hamburger Edition HIS Verlagsges. mbH.
- Nassehi, Armin. 2011. *Gesellschaft der Gegenwart. Studien zur Theorie der modernen Gesellschaft II*. Erste Auflage, Berlin: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Nassehi, Armin. 2015. Inklusion, Exklusion, Integration, Desintegration. Die Theorie funktionaler Differenzierung und die Desintegrationsthese. In *Was hält die Gesellschaft zusammen? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft*. Hrsg. von Wilhelm Heitermeyer, 113-148. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Nassehi, Armin. 2017. Exklusion als soziologischer oder sozialpolitischer Begriff? In *Exklusion. Die Debatte über die »Überflüssigen«*. Hrsg. Heinz Bude und Andreas Willisch, 121-130. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Neckel, Sighard. 2010. *Refeudalisierung der Ökonomie. Zum Strukturwandel kapitalistischer Wirtschaft*. Working Paper 10/6. Köln: Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung.
- Neckel, Sighard. 2013. »Refeudalisierung« – Systematik und Aktualität eines Begriffs der Habermas'schen Gesellschaftsanalyse. *Leviathan* 2013, 41 (1): 39-56.
- Newman, Katherine S. 2017. Kummervolle Zeiten. In *Exklusion. Die Debatte über die »Überflüssigen«*. Hrsg. Heinz Bude und Andreas Willisch, 87-104. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Nollmann, Gerd und Hermann Strasser. 2011. Soziale Ungleichheit und gesellschaftliche Differenzierung. Handlungstheoretische Grundlagen von scheinbar unverträglichen Konzepten. In *Differenzierung und soziale Ungleichheit. Die zwei Soziologien und ihre Verknüpfung*. Hrsg. von Thomas Schwinn, 284-320. Frankfurt am Main: Verlag Humanities Online.
- Opitz, Sven. 2008. Die Materialität der Exklusion: Vom ausgeschlossenen Körper zum Körper des Ausgeschlossenen. *Soziale Systeme. Zeitschrift für soziologische Theorie* 14(2): 229-253.
- Opitz, Sven. 2018. Exklusion. Grenzgänge des Sozialen. In *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften*. Hrsg. Stephan Moebius und Andreas Reckwitz, 175-193. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.

- Oswald, Ingrid. 2017. Mittelschichtsvorbehalte. In *Exklusion. Die Debatte über die »Überflüssigen«*. Hrsg. Heinz Bude und Andreas Willisch, 131-137. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Peter, Lothar. 2015. Warum und wie betreibt man Soziologiegeschichte? In *Soziologiegeschichte. Wege und Ziele*. Hrsg. Christian Dayé und Stephan Moebius, 112-146. Berlin: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Reckwitz, Andreas. 2017. *Die Gesellschaft der Singularitäten*. Dritte Auflage, Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Reckwitz, Andreas. 2019. *Das Ende der Illusionen. Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne*. Erste Auflage, Berlin: edition suhrkamp.
- Rehberg, Karl-Siegbert. 1991. Prozeß-Theorie als »Unendliche Geschichte«. Zur soziologischen Kulturtheorie von Norbert Elias. In *Der unendliche Prozeß der Zivilisation. Zur Kulturosoziologie der Moderne nach Norbert Elias*. Hrsg. Helmut Kuzmics und Ingo Mörth, 59-78. Frankfurt am Main: Campus Verlag GmbH.
- Rehberg, Karl-Siegbert. 2016a. Form und Prozeß. Zu den katalysatorischen Wirkungschancen einer Soziologie aus dem Exil: Norbert Elias. In *Norbert Elias' Zivilisationstheorie*. Hrsg. Peter Gleichmann, Johan Goudsblom und Hermann Korte, 101-169. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Rehberg, Karl-Siegbert. 2016b. Norbert Elias – ein etablierter Außenseiter. In *Norbert Elias und die Menschenwissenschaften. Studien zur Entstehung und Wirkungsgeschichte seines Werkes*. Hrsg. von Karl-Siegbert Rehberg, 17-39. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Reiche, Reimut. 2004. *Tribschicksal der Gesellschaft. Über den Strukturwandel der Psyche*. Frankfurt am Main: Campus Verlag GmbH.
- Reuter, Enrico. 2008. Weniger ist mehr – Plädoyer für einen ‚exklusiven‘ Exklusionsbegriff. In *Metamorphosen des Kapitalismus – und seiner Kritik*. Hrsg. Rolf Eickelpasch, Claudia Rademacher und Philipp Ramos Lobato, 171–190. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Rosa, Hartmut. 2016. *Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung. Umriss einer neuen Gesellschaftskritik*. Dritte Auflage, Berlin: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Rosanvallon, Pierre. 2017. *Die Gesellschaft der Gleichen*. Erste Auflage, Berlin: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Rössel, Jörg. 2011. Differenzierung und strukturierte soziale Ungleichheit – gleichrangige Strukturprinzipien von Industriegesellschaften. In *Soziale Differenzierung. Handlungstheoretische Zugänge in der Diskussion*. Hrsg. Thomas Schwinn, Clemens Kroneberg und Jens Greve, 377-397. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ruda, Frank. 2008. Alles verpöbelt sich zusehends! Namenlosigkeit und generische Inklusion. *Soziale Systeme. Zeitschrift für soziologische Theorie* 14(2): 210-228.
- Schaffrick, Matthias. 2016. Niklas Luhmann (1927–1998), Kultur als historischer Begriff (1995). *KulturPoetik (Göttingen)* 16(2): 272-280.
- Schimank, Uwe. 1998. Funktionale Differenzierung und soziale Ungleichheit: die zwei Gesellschaftstheorien und ihre konflikttheoretische Verknüpfung. In *Konflikt in modernen*

- Gesellschaften*. Hrsg. von Hans-Joachim Giegel, 61-88. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Schroer, Markus. 2001. *Das Individuum der Gesellschaft. Synchrone und diachrone Theorieperspektiven*. Erste Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Schroer, Markus. 2010. Funktionale Differenzierung versus soziale Ungleichheit. In *Soziologische Kontroversen. Beiträge zu einer anderen Geschichte der Wissenschaft vom Sozialen*. Hrsg. Georg Kneer und Stephan Moebius, 291-313. Berlin: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Schroer, Markus. 2017. Die im Dunkeln sieht man doch. Inklusion, Exklusion und die Entdeckung der Überflüssigen. In *Exklusion. Die Debatte über die »Überflüssigen«*. Hrsg. Heinz Bude und Andreas Willisch, 178-194. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Schröter, Michael. 2016. Die harte Arbeit des kreativen Prozesses. Erfahrungen mit Norbert Elias. In *Norbert Elias und die Menschenwissenschaften. Studien zur Entstehung und Wirkungsgeschichte seines Werkes*. Hrsg. von Karl-Siegbert Rehberg, 87-122. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Schumacher, Florian. 2013. Norbert Elias »sozialer Habitus« als Vorläufer des Bourdieu'schen Habitus? Eine vergleichende Analyse. In *Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus. Grundlagen, Zugänge, Forschungsperspektiven*. Hrsg. Alexander Lenger, Christian Schneickert und Florian Schumacher, 131-145. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH.
- Schumann, Frank. 2018. *Leiden und Gesellschaft. Psychoanalyse in der Gesellschaftskritik der Frankfurter Schule*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Schwinn, Thomas. 2011a. Institutionelle Differenzierung und soziale Ungleichheit. Die zwei Soziologien und ihre Verknüpfung. In *Differenzierung und soziale Ungleichheit. Die zwei Soziologien und ihre Verknüpfung*. Hrsg. von Thomas Schwinn, 9-70. Frankfurt am Main: Verlag Humanities Online.
- Schwinn, Thomas. 2011b. Ständische Verhältnisse und Ordnungsbildung vom Mittelalter bis in die Neuzeit. In *Differenzierung und soziale Ungleichheit. Die zwei Soziologien und ihre Verknüpfung*. Hrsg. von Thomas Schwinn, 71-104. Frankfurt am Main: Verlag Humanities Online.
- Schwinn, Thomas. 2019. *Soziale Ungleichheit in differenzierten Ordnungen. Zur Wechselwirkung zweier Strukturprinzipien*. Tübingen: Mohr Siebeck GmbH & Co. KG.
- Sonnenfels, Joseph von. 2003. *Grundsätze der Polizey*. Hrsg. von Werner Ogris, München: Verlag C.H Beck oHG.
- Spinoza, Baruch de. 2017. *Die Ethik. Lateinisch/Deutsch*, durch Irmgard Rauthe-Welsch revidierte Übersetzung von Jakob Stern (1888). Ditzingen: Philipp Reclam jun. Verlag GmbH & Co. KG.
- Sprenger, Gerhard. 2004. Beitrag von Gerhard Sprenger. In *Norbert Elias – Bielefelder Begegnungen*. Hrsg. Eberhard Firnhaber und Martin Löning, 93-97. Münster: LIT Verlag.
- Stallberg, Friedrich W. 2021. *Die Entdeckung der Einsamkeit. Der Aufstieg eines unerwünschten Gefühls zum sozialen Problem*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH.
- Steinert, Heinz. 2017. Die Diagnostik der Überflüssigen. In *Exklusion. Die Debatte über die »Überflüssigen«*. Hrsg. Heinz Bude und Andreas Willisch, 110-120. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.

- Stichweh, Rudolf. 2009. Leitgesichtspunkte einer Soziologie der Inklusion und Exklusion. In *Inklusion und Exklusion. Analysen zur Sozialstruktur und sozialen Ungleichheit*. Hrsg. Rudolf Stichweh und Paul Windolf, 29-42. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Stichweh, Rudolf. 2011. Zum Verhältnis von Differenzierungstheorie und Ungleichheitsforschung. Am Beispiel der Systemtheorie der Exklusion. In *Differenzierung und soziale Ungleichheit. Die zwei Soziologien und ihre Verknüpfung*. Hrsg. von Thomas Schwinn, 353-367. Frankfurt am Main: Verlag Humanities Online.
- Stichweh, Rudolf. 2016a. Vorwort zur 2. Auflage. In *Inklusion und Exklusion. Studien zur Gesellschaftstheorie*. Hrsg. von Rudolf Stichweh, 11-13. Bielefeld: transcript Verlag.
- Stichweh, Rudolf. 2016b. Inklusion in Funktionssysteme der modernen Gesellschaft. In *Inklusion und Exklusion. Studien zur Gesellschaftstheorie*. Hrsg. von Rudolf Stichweh, 17-45. Bielefeld: transcript Verlag.
- Stichweh, Rudolf. 2016c. Inklusion/Exklusion, funktionale Differenzierung und die Theorie der Weltgesellschaft. In *Inklusion und Exklusion. Studien zur Gesellschaftstheorie*. Hrsg. von Rudolf Stichweh, 47-63. Bielefeld: transcript Verlag.
- Stichweh, Rudolf. 2016d. Die Soziologie und die Sozialarbeit. Die Profession der Inklusion in Gesellschaft. In *Inklusion und Exklusion. Studien zur Gesellschaftstheorie*. Hrsg. von Rudolf Stichweh, 65-70. Bielefeld: transcript Verlag.
- Stichweh, Rudolf. 2016e. Zur Theorie der politischen Inklusion. In *Inklusion und Exklusion. Studien zur Gesellschaftstheorie*. Hrsg. von Rudolf Stichweh, 73-86. Bielefeld: transcript Verlag.
- Stichweh, Rudolf. 2016f. Politische Demokratie und die funktionale Differenzierung der Gesellschaft. Zur Logik der Moderne. In *Inklusion und Exklusion. Studien zur Gesellschaftstheorie*. Hrsg. von Rudolf Stichweh, 87-115. Bielefeld: transcript Verlag.
- Stichweh, Rudolf. 2016g. Inklusion und Exklusion in globalen Funktionssystemen. Das Beispiel der Schule und des Erziehungssystems. In *Inklusion und Exklusion. Studien zur Gesellschaftstheorie*. Hrsg. von Rudolf Stichweh, 161-175. Bielefeld: transcript Verlag.
- Stichweh, Rudolf. 2016h. Inklusion und Exklusion. Logik und Entwicklungsstand einer gesellschaftstheoretischen Unterscheidung. In *Inklusion und Exklusion. Studien zur Gesellschaftstheorie*. Hrsg. von Rudolf Stichweh, 219-235. Bielefeld: transcript Verlag.
- Treibel, Annette. 2016. Norbert Elias und Ulrich Beck – Individualisierungsschübe im theoretischen Vergleich. In *Norbert Elias und die Menschenwissenschaften. Studien zur Entstehung und Wirkungsgeschichte seines Werkes*. Hrsg. von Karl-Siegbert Rehberg, 424-433. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Veyne, Paul. 2015. *Die Revolutionierung der Geschichte*. Dritte Auflage, Frankfurt am Main: edition suhrkamp.
- Vogel, Berthold. 2006. Soziale Verwundbarkeit und prekärer Wohlstand. Für ein verändertes Vokabular sozialer Ungleichheit. In *Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige*. Hrsg. Heinz Bude und Andreas Willisch, 342-355. Hamburg: Hamburger Edition HIS Verlagsges. mbH.
- Vogel, Berthold. 2017a. Überflüssige in der Überflusgesellschaft? In *Exklusion. Die Debatte über die »Überflüssigen«*. Hrsg. Heinz Bude und Andreas Willisch, 154-160. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.

- Vogel, Berthold. 2017b. Der Nachmittag des Wohlfahrtsstaats. In *Exklusion. Die Debatte über die »Überflüssigen«*. Hrsg. Heinz Bude und Andreas Willisch, 285-308. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Weiß, Anja. 2017. Raumrelationen als zentraler Aspekt weltweiter Ungleichheiten. In *Exklusion. Die Debatte über die »Überflüssigen«*. Hrsg. Heinz Bude und Andreas Willisch, 225-245. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Willisch, Andreas. 2017a. Verwundbarkeit und Marginalisierungsprozesse. In *Exklusion. Die Debatte über die »Überflüssigen«*. Hrsg. Heinz Bude und Andreas Willisch, 64-68. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Willisch, Andreas. 2017b. Die paradoxen Folgen mechanischer Integration. In *Exklusion. Die Debatte über die »Überflüssigen«*. Hrsg. Heinz Bude und Andreas Willisch, 309-331. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Wilterdink, Nico. 2016. Die Zivilisationstheorie im Kreuzfeuer der Diskussion. Ein Bericht vom Kongreß über Zivilisationsprozesse in Amsterdam. In *Macht und Zivilisation. Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie 2*. Hrsg. Peter Gleichmann, Johan Goudsblom und Hermann Korte, 280-304. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Wimmer, Andreas. 2008. Ethnische Grenzziehungen in der Immigrationsgesellschaft. Jenseits des Herder'schen Commonsense. In *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 60(48): 57-80.
- Wright, Erik Olin. 2017. *Reale Utopien. Wege aus dem Kapitalismus*. Zweite Auflage, Berlin: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.

## Internetquelle

- Kieserling, André und Hubert Knoblauch. 2018. Kongress Wissensrelationen - Forum Wissenssoziologie: Kommunikativer Konstruktivismus. Ein Gespräch mit André Kieserling und Hubert Knoblauch. Moderation durch Michaela Pfadenhauer. Link: <https://www.youtube.com/watch?v=sq9W2zoEhBM> (Zugegriffen: 6.4.2024).